

Unter der Teck

Heimat-Buch

für Kirchheim u. T. u. Umg.

von Carl Mayer

W. Schmid.

Unter der Teck.

3. Auflage.

Heimat-Buch

für

Kirchheim u. Teck und Umgebung

von Karl Mayer



Im Selbstverlag des Verfassers.
Kirchheim u. T. / Ötlingerstr. 70.

Vorwort.

Das heimatkundliche Lesebüchlein „Unter der Teck" ist in seiner 3. Auflage zu einem Heimatbuch geworden. Es greift aus den unerschöpflichen Bildungsquellen der Heimat die eigenartigen und wertvollen Stoffe heraus und versucht, sie in lebensvollen Einzelschilderungen für die Schule und für das Haus darzubieten. Dabei ist die Vermittlung von Kenntnissen nicht die Hauptsache. Es lag also nicht in der Absicht des Verfassers, alles das restlos aufzuzählen, was uns die Heimat lieb und wert macht. Das Buch soll uns vielmehr für die mannigfachen Bildungswerte der Heimat die Augen öffnen, das Verständnis wecken, das Urteil schärfen, zum Suchen und Forschen anregen und durch das alles mithelfen, daß wir unsre Wanderungen durch Wald und Flur, durch Dorf und Stadt, durch Museen und Kunstsäle, ja die Wanderung durchs Leben überhaupt, mit reichem Gewinn für Herz und Gemüt ausführen können.

Die Abschnitte gliedern sich in erdgeschichtliche, sagenhafte, geschichtliche, volkskundliche, naturkundliche, volkswirtschaftliche und weisen nicht ohne Absicht auch auf Heimatkunst und Heimatdichtung hin. Dabei ist jede Gemeinde unsres Bezirks genannt, wenn nicht mit einem Abschnitt vertreten; nicht wenige kommen mehrmals zu Wort. Das Dargebotene ist größtenteils schon vor dem Krieg geschrieben, in der Zwischenzeit auf seine Brauchbarkeit im Schulunterricht geprüft und, wo sich Mängel gezeigt haben, verbessert worden. Soweit die Stoffe für die Unterklasse bestimmt sind, hat sich Fräulein M. Wolf an der hiesigen Mittelschule dieser Aufgabe unterzogen. Es sei ihr hier, wie den übrigen Mitarbeitern, deren Namen an anderer Stelle genannt sind, verbindlichster Dank gesagt.

Zu unsrem Heimatbuch haben Heimatkünstler den Buchschmuck geliefert: Frau Auguste Langbein-Mährlen von Erkenbrechtsweiler, Herr W. Schmid von Owen und Herr Architekt Eugen Mäckle von Stuttgart. In einfachster Form gibt letzterer nach Angabe des Verfassers einige Vorbilder zum Nachzeichnen und zeigt, wie nach diesen Mustern das väterliche Haus, die Schule, die Kirche u. a.

Gebäude der Heimat mit wenigen Strichen dargestellt werden können. Gerne hätten wir lauter Strichzeichnungen verwendet; wenn auch photographische Wiedergaben zur Erläuterung des Textes eingefügt sind, so folgten wir hier nur dem Gebot der Sparsamkeit. Aus demselben Grunde müssen wir es auch unterlassen, all die gedruckten und ungedruckten Quellen, aus denen geschöpft wurde, im einzelnen aufzuführen. Aus dem Inhalt des Buches mag sich der Leser von der Zahl der benützten Quellen ein Bild machen. Die meisten sind in meinem Buch „Aus Kirchheims Vergangenheit" genannt. Ergänzend seien noch folgende erwähnt: Dr. Ebner, Vom Münzwesen in Schwaben; Oetingers Landbuch (1624); Akten des Württ. Landtags; Reyscher, Sammlung altwürtt. Statutarrechte (1834); Württ. Vierteljahrshefte; Blätter des Schwäb. Albvereins; Schwabenspiegel (Beilage z. W. Ztg.); Zeller, Bischof Salomo von Konstanz (1910); die Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, IX. Band.

Der Verleger des heimatkundlichen Lesebüchleins „Unter der Teck" konnte sich angesichts der fortwährenden ungeheuren Preissteigerungen auf dem Büchermarkt nicht entschließen, die Herausgabe einer dritten Auflage zu wagen. Um das Erscheinen des Heimatbuches noch möglich zu machen, galt es rasch zu handeln. So blieb dem Verfasser nichts anderes übrig, als das Wagnis des Verlags selbst auf sich zu nehmen.

Kirchheim-Teck, 17. März 1920. Karl Mayer.





An der Lauter von A. Langbein-Mährlen.

Das Lenninger-Tal.

In jedem Menschenherzen ist die Liebe zum Vaterhaus tief eingewurzelt. Aber es gibt Erdenwinkel, die sprechen auch zu dem, der nicht dort geboren ist, die Sprache der Heimat und füllen seine Seele mit einer Wonne und Ergriffenheit, wie es sonst nur das erinnerungsreiche Land seiner Kindheit vermag. Ein solcher Wundergarten ist das Lenninger Tal für jeden, der nur mit offenen Augen und empfänglichem Herzen schauen will. Es hat seinen Namen von den beiden Ortschaften Ober- und Unterlenningen, die etwa in der Mitte des Tälchens liegen, und ist von hohen, steilwandigen Felsen eingerahmt, die je weiter hinauf, je näher zusammenrücken und bei Gutenberg endlich zu einem Abschluß von einzigartiger Kühnheit und Schroffheit sich vereinigen.

Mit welcher Absicht man auch eine Wanderung hier unternimmt, sei es der landschaftlichen Reize wegen, sei es um der geologischen oder geschichtlichen Eigentümlichkeiten willen, mag es endlich aus wirtschaftlichem Interesse heraus geschehen, immer wird der nachdenkliche Wanderer auf seine Rechnung kommen.

Es ist ein blanker Maimorgen. Ich möchte dich an der Hand nehmen, lieber Leser, und in die stille, bescheidene Frühlingsherrlichkeit des Tales hineinführen. Eine Fülle von Licht ist über den sattgrünen Erdenstreifen ausgegossen.

Dotterblume und Hahnenfuß, Wiesenschaumkraut und Vergißmeinnicht leuchten aus dem Untergrund. Ein munteres Wässerlein eilt durch den Wiesenplan. „Ja, so etwas sieht man überall", denkst du, „was sollen die tönenden Worte?" Doch nicht, lieber

Freund. Sieh diesen weißen, zartgewobenen Riesenschleier, von rosafarbenen Tupfen durchwirkt, der bis zum fernen Waldrand hinaufflattert, und du wirst begreifen, daß das Wort „Kirschenblüte" allen im Tale Geborenen wie heimlicher Märchenklang klingt. Die Erde mag in solchen Maientagen mancherorts dastehen wie im Sonntagsstaat; aber hier ist es das feenhafte Brautgewand einer Prinzessin, das sie sich übergeworfen hat.

Und wenn du gar ein Sonntagskind bist, dann hörst du auch, wie der gütige Schöpfer daran Faden an Faden reiht. Immer weiter greifen die zarten, kunstreichen Finger bis hinauf zum höchsten Gipfel und umsäumen das Ganze mit einer lichtgrünen Verbrämung. Nur das altersgraue, verwitterte Haupt des Berges schaut still und ernst herab wie immer und kann nicht begreifen, was diese tausendfältige Herrlichkeit bedeuten soll.

Aber auch der, dem das Glück versagt ist, landschaftliche Reize und verborgene Schönheiten zu entdecken, kann nicht ohne Bewunderung durch diese gesegneten Gefilde schreiten, wenn einige Monate später die Kirschen dunkel aus dem Blattgrün funkeln oder die Fülle schmackhaften Obstes von den Zweigen grüßt. Und wenn auch die Erträgnisse des Getreidebaues nicht an die des Unterlandes heranreichen, so lebt die Bevölkerung doch in einem sicheren Wohlstand, da die Wasserkräfte der Lauter und die günstige Verkehrslage auch eine lebhafte Industrie zur Entwicklung gebracht haben. Doch hat selbst diese ausgedehnte Fabriktätigkeit dem Tale sein stilles, ländliches Gepräge nicht rauben können. Daß eine solche gesunde Mischung von Industrie und Landwirtschaft besonders auch im Kriege segensreich empfunden wurde, davon wissen Einheimische und Fremde ein zufriedenes Lied zu singen.

Mancher, der das Tal besucht, wird auch nicht versäumen, den geologischen Erscheinungen seine Aufmerksamkeit zu schenken. In der Nähe von Gutenberg sind vor einigen Jahrzehnten von dem dortigen Ortspfarrer zwei Höhlen entdeckt worden, die sich sowohl an Schönheit als Ausdehnung mit denen der übrigen Schwäbischen Alb messen können. Riesige Tropfsteine, die in Jahrtausende langer Arbeit geworden sind, ragen von den Wänden.

Nicht minder eindrucksvoll ist die Wirkung, die der Anblick der gewaltigen Jurafelsen in dem hervorruft, der aus diesen massigen Riesenlettern die Geschichte einer großartigen Schöpfung herauszulesen vermag. Er hört im Geist die Meereswogen brausend und tosend an die Felsen schlagen. Vor seinen Augen erscheinen fabelhafte Tiergestalten, die die Tiefen und den Strand bevölkern. Donnern und Dröhnen erfüllt die Luft, und ungeheure Rauch- und Feuerfanale leuchten zum dunklen Himmel empor. Die Gründe erbeben; die Wasser stürzen übereinander: Das ist der jungen Erde Schaffensstunde.

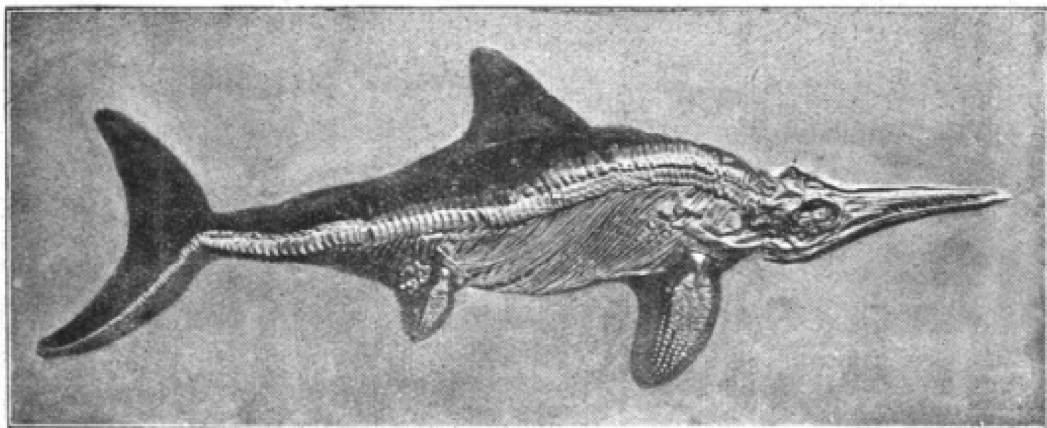
Wer aber die Sprache der Steine und Felsen nicht versteht, der lenke die Blicke hinauf zu den zerstreuten Trümmern, wie sie noch

heute die Teck und den Rauber bedecken. Das Waffengeklirr, das einst den Burghof füllte, ist verstummt. Das farbenreiche Bild von Turnieren und anderen Wettkämpfen ist für immer dahin. Das Leben ist von den Gipfeln herabgestiegen ins Tal, wo sein harter, nüchterner Tritt geschäftig und rastlos aus Hütte und Fabrik ertönt. Romantik und Sage allein sind geblieben. Sie klammern sich hartnäckig an die verwitterten Trümmer und erzählen von Zeiten, wo noch huldvolle Gottheiten über die Erde wandelten und unter ihrem leichten Fuß Segen und Wohlfahrt erblühte.

Wenn du an einem Frühsommertag von den Höhen der Teck hinunterschaust in das saatenschwere Tal, dann wirst du erfahren, wie vor deinem erstaunten Auge die Sage zur Wahrheit wird. Und eine andere Sage wird in dir Wirklichkeit werden. Sie weiß von einem Jungbrunnen zu berichten, in dessen kräftigenden Wassern alles Alte, Gebrechliche und Schwächliche von dir abfällt und aus dem du, ein neuer Mensch, verjüngt und gestärkt zu neuer Lebens- und Schaffensfreude emporsteigst. Auch das Lenninger Tal kann dir ein solcher Jungbrunnen werden.

A. Völmle.





Fischsaurier von Holzmaden.

Das Jurameer und seine Bewohner.

Vor Millionen von Jahren befand sich in unserer Gegend ein großes, endloses Meer, das Jurameer. Es dehnte sich über ganz Westeuropa aus, von Frankreich bis zum Böhmer Wald, von der Schweiz bis hinauf zu den britischen Inseln. Vom weiten, offenen Weltmeer war es durch eine Anzahl größerer Inseln (Harz, Rheingebirge, Ardennen) fast vollständig getrennt.

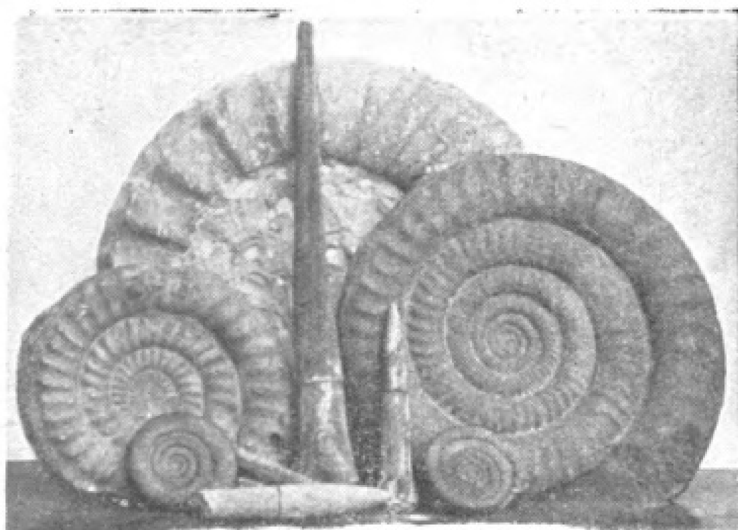
Ungezähltes Getier bevölkerte dieses Meer. Da wimmelte es von schwimmendem, krabbelndem und zappelndem Volk, von den kleinsten Urschleim- und Strahlentierchen bis hinauf zu zehn und fünfzehn Meter langen Meerungeheuern. Zierliche Korallen und dickleibige Schwämme bauten hier ihre Riffinseln auf. Tausende von Muscheln und Schnecken krochen auf dem Meeresgrund. Seelilien saßen auf schwimmenden Holzstücken und führten, den U-Booten gleich, mit ausgestreckten Fangarmen ihre Beutezüge unter Wasser aus. Herden von Fischen durchfurchten das Wasser und wurden die Beute der meerbeherrschenden Ichthyosauren (Fischsaurier). Schwerfällig umkreisten die Flugsaurier die aus der Brandung ragenden Korallenriffe.

Jahrtausende gingen darüber hinweg. Eine Schlammschichte legte sich über die andere und erhärtete zur Steinmasse. Zahllose Tiere sanken auf den Meeresgrund und wurden in den feinen Schlamm gebettet. Der Schlamm drang auch in das Gehäuse der Meertiere ein und füllte es aus. Meist gingen dann die Muschelschalen zugrunde, so daß nur noch der mit der Zeit hart gewordene Kern übrig blieb.

Nun ist dieses Meer längst verschwunden; aber seine Spuren sind nicht verwischt, und die Reste seiner Bewohner begegnen uns als Versteinerungen auf Schritt und Tritt.

Die am häufigsten vorkommenden Versteinerungen, die Ammoniten und Belemniten, sind den Albbewohnern seit alten Zeiten bekannt. Aber sie wußten von ihnen weder das Was? noch das Woher? So ist es leicht erklärlich, daß sie diesen rätselhaften Steingebilden heilkräftige Wirkungen zuschrieben.

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden namentlich die fingerförmigen Belemniten oder Donnerkeile aus dem Geschlecht der Tintenfische in den Apotheken als Heilmittel verkauft. Daß sie auch bei der Zauberei eine nicht geringe Rolle spielten, läßt sich denken. Die heidnischen Germanen hielten die zugespitzten Belemniten für Pfeile des Donnergottes, die er beim Gewitter zur Erde schleudert. Darum führten sie auch die Namen Donnerkeil, Wetterstein oder Albschosse. Man trug die Donnerkeile als Amulette,

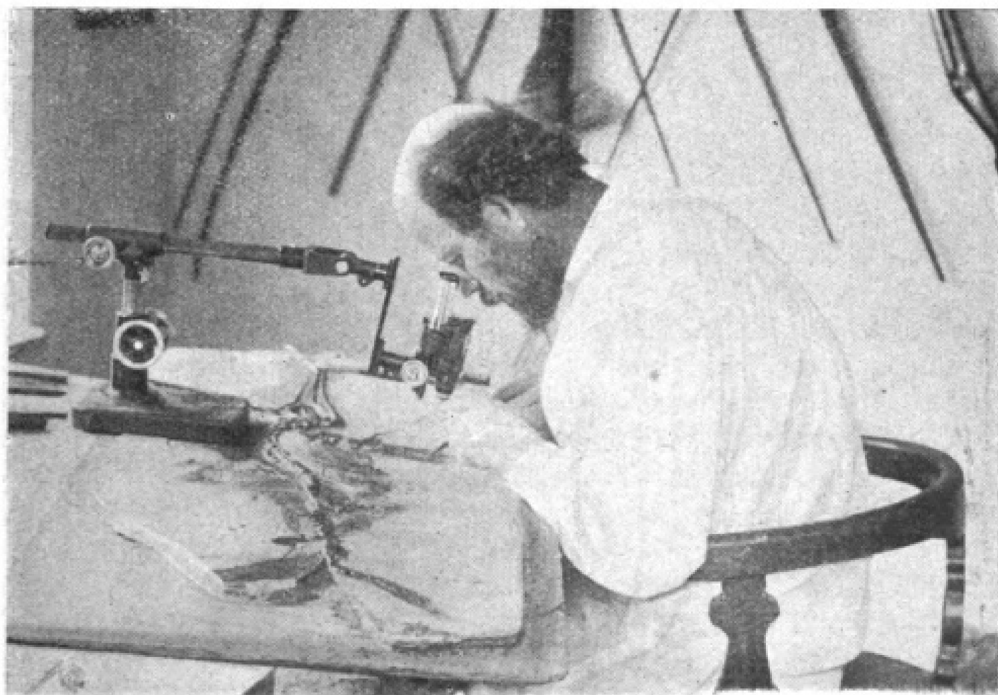


Ammoniten und Belemniten.

und der Träger glaubte sich gegen den Blitz geschützt. Später wurde ihnen noch der weitere Name Teufelsfinger beigelegt, der sich bis zur Gegenwart im Volksmund erhalten hat. Eine ähnliche Rolle spielten die Ammoniten aus dem Geschlecht der Kopffüßler.

Heute wissen wir, welche Bewandtnis es mit diesen Wettersteinen hat. Im vorigen Jahrhundert haben sich verschiedene Naturforscher mit den Versteinerungen in den Schieferbrüchen bei Holzmaden, Ohmden, Zell und Boll beschäftigt, und ein Jahrhundert früher schon wußte man, daß diese Tiere im Wasser gelebt haben.

Seit Bernhard Hauff in Holzmaden seine Werkstätte eröffnet hat, ist mehr Licht in das geheimnisvolle Dunkel gekommen. In den Schieferbrüchen von Holzmaden holt er die einstigen Meerbewohner aus ihren Felsengräbern hervor und befreit sie von ihrem Steinsarg. Es werden hier oft ganze Tiere des Jurameeres mit Haut und Haar herausgegraben, während man in andern Gegenden gewöhnlich nur einzelne Knochen findet. Aber wenn sie auch einzigartig schön erhalten sind, so lohnt es sich doch nicht,



B. Hauff an der Bearbeitung eines Ichthyosaurus mit Hautbekleidung.

nach ihnen zu graben. Sie werden nur zufällig beim Brechen der Schieferplatten gefunden. Uebung und Erfahrung haben des Steinbrechers Auge geschärft. An der kaum merklichen Wölbung der Schieferplatten oder am Querbruch einer solchen erkennt er den Einschluß eines Tieres. Nun werden Versuchslöcher gemacht, um zu prüfen, ob es sich auch lohnt, die Tierreste aus der Platte herauszuschälen. Ist dies der Fall, so kommt die Platte in die Werkstätte des Meisters. Dieser setzt dann mit sicherer Hand seine

feinen und feinsten Meißel an, um das Tier von seinem Steinmantel zu befreien. Da wird Knochen um Knochen, Zahn um Zahn in mühsamer Arbeit freigelegt. Wenn dabei noch, wie es unser Bild zeigt, das Vergrößerungsglas zu Hilfe genommen werden muß, so sehen wir, mit welch peinlicher Genauigkeit hier gearbeitet wird.

Wird unser Meister für seine Geduld und Ausdauer auch belohnt? Gewiß. Er hat die Freude, die Tierwelt unvordenklicher Zeiten genauer als jeder andere Naturforscher zu kennen. Gelehrte aus aller Herren Länder interessieren sich für seine Funde und kaufen sie für ihre Naturaliensammlungen. Wo wir eine solche Sammlung besuchen, sei es in Stuttgart oder in Berlin, in Paris oder in Pittsburg, immer sind es die „Fischsaurier von B. Hauff aus Holzmaden bei Boll (Württemberg)", auf die unser Blick zuerst fällt.

Reich und mannigfaltig ist jene Vorwelt, in die wir bei Holzmaden einen Blick werfen dürfen. Wer der Sache noch weiter nachgeht, wird sich wundern über die Unendlichkeit der Schöpfung, von der die Steinplatten berichten, wenn man nur zu lesen versteht.



Wie der schwarze Jura in unserer Heimat Verwendung findet.

Das wichtigste Gestein im Oberamt Kirchheim ist der schwarze Jura. Bei einer Wanderung durch das Lauter- oder durch das Lindachtal begegnen wir ihm auf Schritt und Tritt. Bald schaut er als Bett aus dem klaren Wasser der beiden Flüßchen hervor; bald ist er unser Begleiter an der Wegböschung; bald tritt er uns vollständig entblößt in Steinbrüchen entgegen und zeigt uns seine vom Hellgrau bis zum Tiefschwarz gefärbten Schichten. Er findet bei uns die mannigfachste Verwendung. In der Zementmühle an der Auerbacher Steige bei Kirchheim rollten zwar die Räder lange nicht mehr; aber das Schienengeleise, das vom Zementwerk zum Steinbruch führt, wies immer darauf hin, daß hier Steinblöcke auf Rollwagen zur Mühle geführt und zu Zement verarbeitet wurden. Das gewonnene Material fand seine Verwendung zum größten Teil am Platze. Doch machten auch gefüllte Zementsäcke ihren Weg zum Güterschuppen des Bahnhofs, um von hier aus eine Reise in andere Gegenden des Landes anzutreten. Am Ausgangspunkt der Reise begegneten sie nicht selten nahen Verwandten aus dem schwarzen Jura. Aber diese sahen gar stolz auf das zerstoßene Geschlecht herab; denn sie waren in schöne Rahmen gefaßt, glänzten wie schwarze Seide und bildeten sich sehr viel darauf ein, daß durch sie weise Lehren und wertvolle Wissenschaft von der Volksschule bis hinauf zur Hochschule vermittelt werden. Schultafeln waren es aus einer Kirchheimer Schiefertafelfabrik. Auch in Jesingen und Holz-

machen sind Werkstätten, in denen große Schiefertafeln hergestellt werden. In diesen beiden Ortschaften verarbeitet man die Schieferplatten außerdem noch zu Guß-, Rinn- und Ofensteinen. Die Platten finden ferner Verwendung als Bodenbelag in Küche und Hausflur, als Tischplatten für Wasch- und Nachttische, für Garten- und Wirtschaftstische.

Nicht nur der Fabrikant, auch der Bauer weiß aus dem Gestein des schwarzen Juras Nutzen zu ziehen. In den kalten Herbst- und Wintertagen, wenn längst der Ertrag der Aecker abgeerntet ist, zieht er wieder hinaus auf die Felder und gräbt an gewissen Stellen tiefer als sonst den Boden um: er holt Schiefersteine hervor. Sie werden über Holzbündel aufgeschichtet, das Holz wird angezündet, und nun brennt der Steinhaufen einige Tage lang. Ist das Feuer erloschen und die Masse erkaltet, dann bringt der Bauer die gebrannten Steine in eine aus Schieferplatten erstellte Hütte, wo sie mit einer Maschine zu schwarzem Kalk gemahlen werden. Aus einer Mischung von diesem Schwarzkalk und Zement stellt er während der Winterszeit schön geformte Quadersteine her, die er als Bausteine gut verkaufen kann.

In alten Zeiten war die Verwendung der Schieferplatten noch mannigfacher als heute. Auf den alten Burgen und Schlössern (z. B. auf der Hohenstaufenburg) belegte man den Flur damit. Als die Spanier nach Kirchheim kamen (1548—1551), entdeckten sie im Bett der Lauter die schön geschichteten Platten. Die Kirchheimer Bauern mußten sie ihnen brechen und daraus einen Spielplatz anlegen. Im 19. Jahrhundert machte man den Versuch, aus dem Schiefer das sogenannte Steinöl zu gewinnen. Wegen seines scharfen, unangenehmen Geruches konnte es nur zur Beleuchtung von Straßen und öffentlichen Plätzen benützt werden; es wurde aber auch hier bald durch das billigere und bessere Erdöl verdrängt.

Die Hoffnung auf technische Ausnützung der Oelschiefer hat man nie ganz aufgegeben. Neu geweckt wurde sie durch den Krieg, der die Zufuhr von Oel unterband. Die empfindliche Kohlennot, die nach dem Krieg eintrat, gab Veranlassung, den Oelschiefer auf seinen Heizwert zu untersuchen. Dabei zeigte es sich, daß die Vergasung des Schiefers ohne besondere Schwierigkeit in jedem Gaswerk ausgeführt werden kann. Ob es sich lohnt, den ölhaltigen Schiefer unserer Gegend mit Maschinen abzubauen und ihn für den Hausbrand zu verwenden, wird erst die Zukunft zeigen.



Erdbrände im Schiefergestein.

Eine besonders eigentümliche Erscheinung im Schiefergestein unsres Bezirks sind die Erdbrände, die früher mehrfach vorkamen.

Man erkennt heute noch die Brandplätze an der roten Farbe des verbrannten Schiefers, und die Flurnamen „Rot" oder „Rotäcker" werden für alle Zeiten an die eigenartigen Feuerstellen erinnern.

Der erste Brand im Schiefergestein, von dem uns die Geschichte meldet, fällt ins Jahr 1668. Der Boller Bürger Hans Gölz war an einem Wintertag auf seinen Acker in der Nähe des Boller Bades gegangen, um Schieferplatten auszugraben. Weil das Wetter rauh und kalt war, zündete der Mann ein Feuer an und wärmte sich. Als er am Abend seine Arbeit beendigt hatte, brannte das Feuer noch. Der Steinbrecher dachte nicht daran, daß irgend ein Schaden dadurch entstehen könnte, und ließ es darum weiter brennen. Ueber Nacht breitete sich aber die Glut immer mehr aus und drang unter dem Berg in den Boden ein. Niemand konnte dem Brand wehren, der das Wunderbad Boll zu ergreifen drohte. So brannte es sechs Jahre lang. An der Brandstelle floß dickes, schwarzes Oel aus dem Boden, welches die Leute auffaßten und als Steinöl verkauften. Von allen Orten strömten Neugierige herbei, um das seltsame Schauspiel zu sehen. Auch von Herzog Eberhard III. wird erzählt, daß er diesen Brand mit Verwunderung beobachtet habe. Andere Brandstellen waren bei Zell und bei Heiningen. Der letzte Erdbrand, von dem uns die Geschichte zu berichten weiß, entstand 1858 in der Nähe des Weilers Pliensbach.



Schwefelquellen u. Schwefelbäder.

Schon im Mittelalter galt bei den Deutschen das Bad als unentbehrliches Hilfsmittel zur Erhaltung der Gesundheit. Jeder Ritter bot dem auf seiner Burg ankommenden Gast von Stand ein Bad an. Das Bürgertum ahmte bekanntlich die Lebenshaltung der Ritter nach und richtete nicht bloß Hausbäder ein, sondern erstellte auch öffentliche Badeanstalten auf Kosten der Gemeinde. Fast jedes Dorf hatte seine Badestube, in der ein Bader die Badegäste bediente. In Kirchheim wurde die Badegelegenheit so fleißig benützt, daß zwei öffentliche Badestuben nötig waren. Der Standort der einen läßt sich noch durch die in der Nähe klappernde Mühle feststellen, die bis auf den heutigen Tag den Namen Badmühle führt.

Neben den öffentlichen Bädern in Stadt und Land wurden vom 14. Jahrhundert an auch Mineralbäder besucht. Daran war in unserer Gegend kein Mangel. Das älteste und bekannteste Bad war das Säubad in Owen. Seinen Namen verdankt es, so berichtet die Sage, einem Wildschwein, das die Quelle aufwühlte und sich darin wälzte. Einige Bauern, die in der Nähe ihre Weinberge bebauten, hatten das Tier beobachtet. Sie kamen herbei und sahen die Quelle. Als sie von dem Wasser tranken, und darin ihre Hände wuschen,

bemerkte einer unter ihnen, der mit Krätze behaftet war, daß das Schmerzgefühl an seinen kranken Händen sich steigerte. Bald darauf aber erlebte er die Freude, von seinem Ausschlag geheilt zu sein. Der Ruf von der außerordentlichen Heilkraft des Wassers verbreitete sich rasch. Im 15. Jahrhundert wurde die Quelle, die alle Gebrechen des Leibes heilen sollte, von arm und reich, vornehm und gering aufgesucht. Zur Aufnahme der Badegäste war ein schön eingerichtetes Badehaus erstellt, worin vielen Gästen gleichzeitig Bäder gegeben werden konnten. In der Blütezeit des Bades erhoben sich neben dem Hauptbau noch drei weitere Gebäude. Durch den dreißigjährigen Krieg kam das Säubad in Verfall, aus dem es sich schon wegen der Nähe des Boller Bades nicht wieder erheben konnte. Doch wurde es noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts als Mineralbad erwähnt und gelegentlich auch benützt.

Eine andere, weniger ergiebige Schwefelquelle ist der sogenannte „Rappenzagel" bei Zell. Von ihr wird berichtet, daß namentlich die Hufschmiede und die Bauern das Wasser zur Heilung für „offene Schäden" und der „um sich fressenden Räude der Pferde" benützt haben. Diesem Bericht zufolge wäre der eigenartige Name auf „Rappensegen" zurückzuführen. Viele Leute von Aichelberg und von Zell glaubten, daß das Wasser vom Rappenzagel der Gesundheit mehr als jedes andere Getränk zuträglich sei und holten darum hier jahraus jahrein ihr Trinkwasser.

Eine dritte Quelle, die wegen ihres Schwefelgehaltes zu Badezwecken benützt wurde, entspringt in der Nähe der Bürgerseen Kirchheims. Auf Anregung der Herzogin Henriette richtete Medizinalrat Dr. Hauff im Jahre 1840 im Garten seines Wohnhauses eine Badeanstalt mit Wannen- und Dampfbädern ein, wozu das Wasser der Kirchheimer Schwefelquelle verwendet wurde. Jeden Morgen fuhr ein Bauer hinaus in den Talwald und brachte in großen Fässern frisches Schwefelwasser in die Stadt. Viele Leute kauften sich von dem Wasser zum Trinken und zahlten für die Flasche einen Kreuzer. Auch die Badeeinrichtung wurde eine zeitlang fleißig benützt. Die Betriebskosten waren jedoch im Vergleich zu den Einnahmen zu hoch, so daß die Anstalt nicht auf die Dauer bestehen konnte. Die Schwefelbäder in unserem Oberamt gehören heute der Vergangenheit an; nur das Bad Boll wird bis auf diesen Tag gerne besucht und fleißig benützt.



Vulkane unsrer Heimat.

Seit unsere Gegend von Menschen besiedelt ist, hat sie sich nicht wesentlich verändert. In dem Zeitabschnitt jedoch, der dem Auftreten des Menschen voranging, erlitt das Antlitz der Erde noch manche gewaltige Veränderung. In ihrem Innern wüteten feurige

Massen, die ihr ein empfindliches Magendrücken verursachten und keine völlige Ruhe vergönnten. Sie verschoben die Erdschichten kneteten sie tüchtig durcheinander und sprengten bald da, bald dort die Erdkruste. Im Westen unseres Landes öffnete sich die Rheinspalte zur oberrheinischen Tiefebene; im Süden erhoben sich aus dem Kessel des Hegaus die Vulkanmassen des Hohentwiels und seiner Nachbarberge; an der Nordostgrenze Württembergs, im sogenannten Ries, entstand ein mächtiger Krater von 25 Kilometer Durchmesser, und im Herzen unseres Schwabenlandes, in den Bezirken Kirchheim und Urach verursachten vulkanische Kräfte starke Erderschütterungen, die auf dem Gesicht der Erde bleibende Spuren hinterließen. Damals war der Albrand bis hinüber zur Filderhöhe vorgeschoben, und von unsern lieblichen Albtälern war kaum eine Spur zu entdecken. Die auswaschende und auflösende Kraft des Wassers war Jahrtausende lang an der Arbeit und verursachte, unterstützt von andern zersetzenden und zerstörenden Kräften, die Rückwanderung des Albrandes. Warum aber, so fragen wir, haben diese zerstörenden Gewalten nicht ganze Arbeit gemacht? Wie kommt es, daß sie die Limburg, den Egelsberg, den Lichtenstein bei Neidlingen und noch manch anderen Berge und Hügel, die sich inmitten der Talebene erheben, verschont haben? Hier sind sie auf Widerstand gestoßen; denn diese Bergriesen entstammten einem lebensfähigeren, zäheren Geschlecht als die übrigen Bergmassen. Ihr Inneres birgt eine Gesteinsmasse, die, weil tief aus der Erde Schoß stammend, nach Pluto, dem Gott der Unterwelt, ihren Namen bekommen haben. Feuerflüssige Lavamassen stiegen einst plötzlich aus dem Erdinnern empor, durchschlugen mit ungeheurer Gewalt alle andere Gesteinsschichten röhrenartig und gelangten beinahe bis zur Oberfläche der Erde. Wahrscheinlich sickerten dann große Wassermassen bis zum feuerflüssigen Stoff ein, so daß der sich entwickelnde Dampf Anlaß zu einer furchtbaren Explosion gab. Davon wurde alles Gestein, das sich über dem Vulkanherd lagerte, erfaßt, durcheinandergerüttelt und geschüttelt und als Aschenregen hinausgeworfen. Die Auswurfstoffe erkalteten und sind nun das, was wir heute als Basalttuff bezeichnen. Der Lavastrom, der im Gebirge stecken blieb, erkaltete ebenfalls und wurde zu einem sehr harten Gestein, zu Basalt. Der Schlund füllte sich teils mit dem aufgetriebenen Tuff, teils (wie auf der Limburg) mit dem Juragestein, welches sich von der Röhrenwand loslöste, in die Tiefe stürzte und den Lavakern bedeckte. Ist der Tuff widerstandsfähiger, als das Nebengestein, so treten die Vulkanstellen als Bergkegel und Felsen heraus (Konradsfelsen).

Im Jahre 1894 konnte Professor Branco von Tübingen 125 Vulkane in der Kirchheimer und Uracher Alb nachweisen. Seitdem hat man noch sechs andere entdeckt. Unter allen zog das Randecker Maar die Aufmerksamkeit der Gelehrten am meisten an. Es ist ein kreisrunder Krater von 1 Kilometer Durchmesser, den einst

ein See ausfüllte. Wälder mit immergrünen Bäumen umsäumten seine Ufer. Im Laufe der Jahrtausende bildeten die in den See gefallenen Blätter eine dünne Schichte, und so entstand auf dem Grunde des Beckens die Blätterkohle, die überall am Randecker Maar zu finden ist. Der aufmerksame Beobachter entdeckt nicht selten zwischen den äußerst dünnen Schichten kleine Insekten eingebettet. Selbst ein Frosch ist schon in der Blätterkohle gefunden worden.


Am Zipfelbach.

In späteren Zeiten hat sich das Wasser einen Weg zur Albvorebene hinab gebahnt. Der nördliche Teil des Kraterrandes ist eingestürzt, so daß von dem ehemaligen kreisrunden Becken nur noch dreiviertel des Kreises vorhanden sind. Durch diese Bruchstelle des Nordrandes nahm das Wasser des Sees seinen Abfluß ins reizende Zipfelbachtal.



Das Erdbeben am 16. November 1911.

Als ich am 17. November des Jahres 1911 in das Schulzimmer trat, lachten mir nicht wie sonst frische und fröhliche Gesichter entgegen. Unter der lebhaften Kinderschar waren heute viele mit schläfrigen Augen, mit blassen Wangen. Man sah es ihnen an, daß sie eine schlaflose Nacht hinter sich hatten. Was schaut ihr mich so seltsam an? begann ich mit gleichgültiger Miene, als ob ich während der bangen Nacht, die hinter uns lag, in den Sternen gewohnt hätte. Den Kindern schien meine Ruhe unverständlich. Mit nicht geringer Spannung erwarteten sie von mir Aufschluß darüber, ob sie Grund gehabt hatten, sich die Nacht hindurch zu ängstigen, oder ob alles nur ein böser Traum gewesen sei. Einige waren darunter, die samt ihren Eltern die Nacht über ruhig geschlafen hatten und nichts von allem wußten; andere hatten von Vater und Mutter beim Frühstück gehört, wie das Haus hin und her gewackelt sei; ein großer

Teil aber hatte das Schreckliche erlebt und fing jetzt, als ich bestätigte, daß es ein Erdbeben gewesen sei, eifrig zu erzählen an. Wir besprachen miteinander die Vorgänge in der Erdbebennacht u. kamen zu folgendem Ergebnis:

Einige Minuten vor ½11 Uhr verspürte man ein Heben und Senken der Erde. Ich verglich es mit dem Zittern und Beben eines Bahnhofs, an dem ein Schnellzug vorübersaust; nur war es viel stärker. Die Schläfer in den oberen Räumen des Hauses wurden derart geschüttelt und gerüttelt, daß sie aus dem Schlaf erwachten. Manche fielen sogar aus dem Bett heraus. Aengstliche Gemüter vermuteten zuerst Einbrecher im Hause; denn die Türen knarrten, die Oefen klirrten, vom Tische fielen die Gegenstände herab. Wer näher zusah, bemerkte, daß sich die Bilder an der Wand bewegten und die Uhr stehen blieb. Die meisten Leute liefen erschreckt zum Fenster, um zu sehen, was es gäbe. Viele waren vor Angst auf die Straße geeilt und schrieen voll Verzweiflung: „Die Welt geht unter!" Auch die Vögel hatten ihre Nester in und an den Häusern verlassen und waren davongeflogen. Die Tauben gebärdeten sich wie rasend in ihrem Schlag und suchten einen Ausgang. Die Hühner schrieen wie aufgescheucht und wollten ins Freie. Im Stall brüllten die Kühe und zerrten an den Ketten. Die Hunde erhoben ein klägliches Geheul. Mit Laternen in der Hand eilten die Bauern die Treppen hinunter und umsuchten das Haus. Als man endlich begriff, um was es sich handelte, war die Gefahr schon vorüber.

Tags darauf konnte man in vielen Häusern bedenkliche Risse in der Decke und an den Wänden feststellen. Abends las man in der Zeitung, daß an manchen Orten, namentlich in der Gegend von Ebingen, viele Gebäude baufällig geworden, einige sogar eingefallen waren.

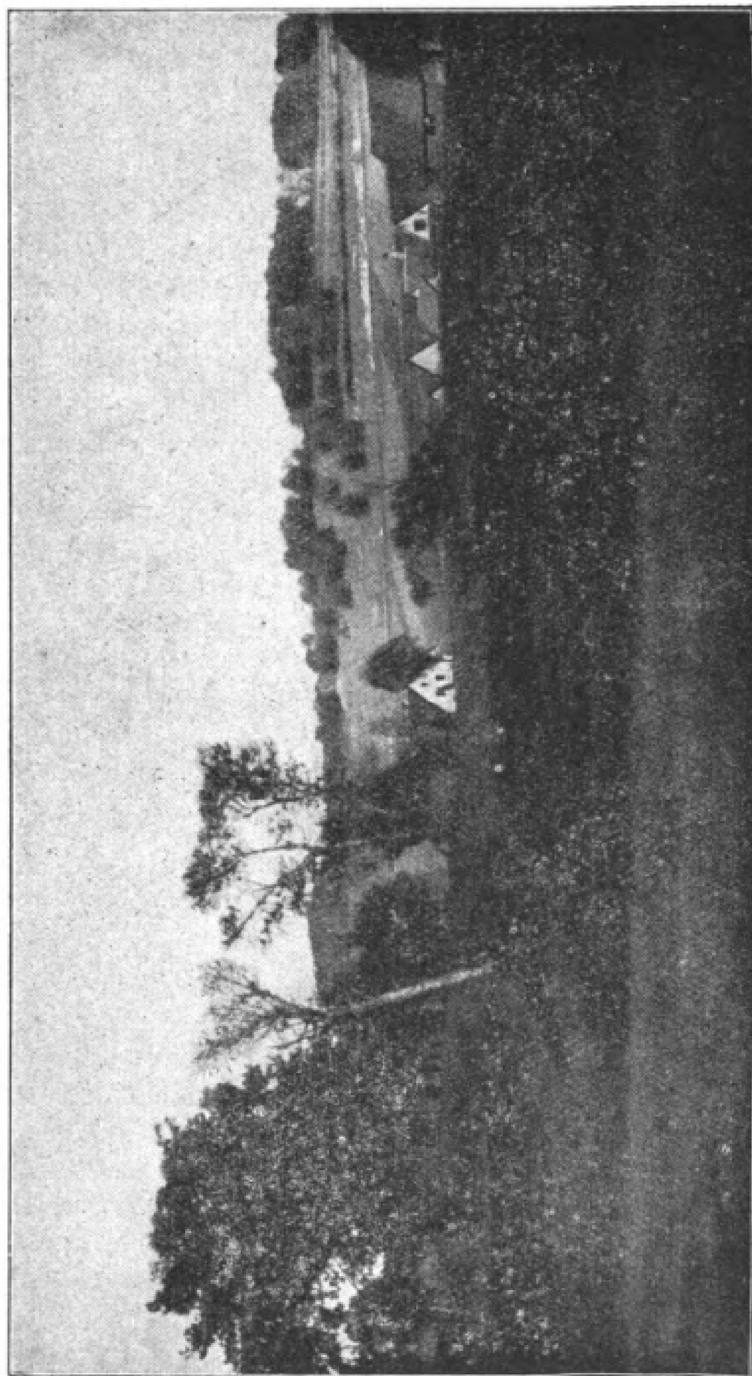


Das Torfmoor der Kirchheimer Alb.

a) Naturgeschichtliches.

Wie das Randecker Maar, so verdankt auch das in der Nähe liegende Schopflocher Ried seine Entstehung der Tätigkeit eines Vulkans, dessen ausgeworfenes Trümmergestein das Wasser nicht durchsickern läßt. Wären nicht da und dort tiefe Erdtrichter, Dolinen genannt, in denen das Wasser versickert, es hätte sich hier wie einst im Maargebiet ein See gebildet. Wo die Versickerungsstellen infolge starker Niederschläge, die hier oben keine Seltenheit sind, durch Schlamm verstopft werden, da entstehen die bekannten Wasseraugen, über denen nach des Volkes Meinung die Irrlichter schweben und die Nixen ihr Spiel treiben.

Die große Wassermenge, die nur langsam versickert, ist die Ursache einer eigenartigen Pflanzenwelt, der wir hier oben begegnen. An dem Rande des Kessels treten namentlich die Riedgräser (Seggen)



Blick auf das Torfmoor mit Torfhaus.

und Binsen auf. Gegen die Mitte des Sumpfgeländes fühlt sich, begleitet von der vereinzelt stehenden Preiselbeere, sowie vom Wollgras mit seinen Federbüschen, das Torfmoos heimisch. Hier kann es seinen unzähmbaren Durst stillen. Das Wasser fördert sein Ge-

deihen. Wenngleich die unteren Teile absterben, so läßt es doch den Kopf nicht hängen und blickt, immer neue Aestchen treibend, freudig zum Licht empor. Weil nun das Torfmoos viel Gerbsäure entwickelt und daher keine fäulniserregenden Bazillen im Wasser leben können, so geht der abgestorbene Teil der Pflanzen nicht verloren. Er lagert in der Tiefe, bis ihn die Menschen als Torf ausstechen, trocknen und dann verbrennen.

In Gesellschaft des Torfmooses wuchs hier einst auch der Sonnentau, ein Pflänzchen, dessen Blätter einen Klebstoff absonderten, der wie der Tau in der Sonne glänzte. Kleine Insekten glaubten hier Honigsaft zu finden, naschten daran, blieben hängen und fanden ihr Grab. Der Sonnentau aber ließ sich das Fleisch dieser Tiere, das er durch seine Blätter aufnahm, trefflich schmecken. Heute ist dieser Insektenfresser, wie noch manch andere Torfpflanze, verschwunden. Er wird auch nicht mehr den Weg zum Schopflocher Moor zurückfinden.

Noch beherrschen das Gelände einige Moorbirken und verkrüppelte Föhren, die dem Gebiet den Charakter einer Moorlandschaft verleihen. Aber wie lange mag es noch dauern, bis auch die letzten Spuren dieser seltenen Fundstätte durch Menschenhand verwischt werden? Der Untergang des Torfmoores wäre tief zu beklagen, nicht bloß weil es das einzige Hochmoor im ganzen Albgebiet ist, sondern auch weil sich an das Torfgebiet manch wertvolle geschichtliche Erinnerungen knüpfen.

b) Geschichtliches.

Eine alte Chronik erzählt uns, daß Landbaumeister Schickhardt (1611) mit seinem Bohrer überall im Lande nach Steinkohlen herumgesucht, bis er bei Ochsenwang an einem Ort, den man die versunkene Stadt nennt, ein gegen 80 Morgen großes Torffeld gefunden, das er mit viel Gewinn ausgebeutet habe. Infolge der Stürme des Dreißigjährigen Krieges, die bald darauf über das deutsche Land brausten, kam das Torfmoor, das abseits vom menschlichen Verkehr lag, ganz in Vergessenheit. Erst am Anfang des 18. Jahrhunderts erinnerte man sich seiner wieder; doch dachte niemand an dessen Ausbeutung, bis Herzog Karl auf die Torfgebiete seines Landes aufmerksam wurde. Durch einen Erlaß vom 23. Juni 1766 wurden die Amtsvorsteher beauftragt, zu berichten, wo „einige Morgen aneinander liegender sumpfiger Wiesen, Weiden, Allmanden oder Waldungen vorkommen, worüber ein Stück Vieh schwerlich oder gar nicht passieren kann, ohne fast zu versinken, und welche meistens mit eigenen Gras- und Moosarten bewachsen, besonders mit einem Gras, das auf jedem Stiel eine weiße Flocke wie ein Zettelen von Baumwolle hat, deren große Mengen einem solchen Feld von weitem mitten in den Sommermonaten das Ansehen gibt, als wenn es mit

Schnee bedeckt wäre; oder welches, wenn es auch schon zu wirklichem Wieswachs benutzt wird, in seinem ganzen Umfang gleichsam schwanket und zittert, als wenn es unten ganz hohl wäre, sobald ein Mensch darauf gehet, oder es sonst in Bewegung gesetzt wird; oder wo Stücke Feldes vorkommen, die eine besonders schwarze Erde und darauf viele kleine Hügel wie Maulwurfhäufen von dieser schwarzen Erde aufgeworfen zeigen." Der Kirchheimer Oberamtmann wußte nichts von einem Torfmoor in seinem Amtsgebiet. Auf seine Umfrage erhielt er schließlich vom Schultheiß in Hepsisau eine Beschreibung des Schopflocher Riedes, und nun konnte er seiner Regierung berichten. Aber Torf wurde erst gestochen, als das Grundstück in den Besitz des Kaufmanns Glöckler in Kirchheim gelangte (1784). Der neue Brennstoff fand, da er im Preise zu hoch stand (1000 Stück kosteten 2 Gulden), wenig Absatz. Der Eigentümer suchte daher den Torf zu verkohlen; allein seine Versuche hatten nicht den gewünschten Erfolg. Im Jahr 1797 ging die Torfgrube gegen die Kaufsumme von 3000 Gulden in den Besitz des herzoglichen Kirchenrats über.

Anfangs versprach das Unternehmen dem neuen Besitzer einen recht guten Erfolg. Es wurde jetzt zum Teil mit Maschinen gearbeitet, so daß jährlich 1 bis 1½ Millionen Torfstücke abgeführt werden konnten. Man brachte sie nach Bissingen und Kirchheim, auch nach Eßlingen und Denkendorf, woselbst sie in großen Schuppen gelagert und vollständig getrocknet wurden. Wenn auch die Bewohner der Gegend sich am wenigsten mit dem neuen Heizmittel befreunden konnten, so ging der Verkauf bei einem Preis von 1 Gulden und 30 Kreuzer für das Tausend ganz regelmäßig von statten. Trotzdem lohnte sich der Betrieb nicht. Der Fehler lag an den Arbeitern. Das waren in der Hauptsache Forststräflinge, die von den umliegenden Forstämtern auf die Torfgrube geschickt wurden, um hier ihre Geldstrafe abzuverdienen. Meist handelte es sich um Leute, denen nicht nur der gute Wille, sondern auch die nötige Kraft zur Arbeit fehlte, und die beständig unter Aufsicht gehalten und angetrieben werden mußten. Auf diese Art von Arbeitern war demnach kein Verlaß. Auch konnte der Leiter des Betriebs nie voraussehen, wieviel Arbeitskräfte ihm für die nächste Zeit zur Verfügung stehen würden. Der vom Strafarbeiter unterschriebene Anmeldeschein traf zwar bei der Torfverwaltung immer pünktlich ein, der angemeldete Arbeiter selten. Von 100 Sträflingen erschienen oft nur zehn oder fünfzehn. Trotzdem wurden in den Jahren 1807 bis 1838 im ganzen 8243 solcher Zwangsarbeiter beschäftigt, die Strafgelder in der Höhe von 41 304 Gulden abverdienten. Dieser Summe standen freilich so beträchtliche Unkosten gegenüber, daß sich das Unternehmen nicht lohnte. Die Regierung mußte, um es lebensfähig zu erhalten, einen jährlichen Zuschuß aus der Staatskasse genehmigen.

Die Ausbeutung der Torfgrube trug also dem Staat kaum einen Gewinn ein. Dagegen machte er ein gutes Geschäft, als er sein Besitztum im Jahr 1843 an Apotheker Bräuninger in Kirchheim um 21600 Gulden verkaufte. Im Jahr 1872 hörte der maschinenmäßige Abbau des Torfes auf. Die Firma Bayer u. Schmoll in Göppingen, die das Moorfeld bis dahin im Besitz gehabt hatte, verkaufte es in kleineren Teilen an die Bauern in Ochsenwang und Schopfloch.

Heute ist das Moor, das zur Markung Schopfloch gehört, fast vollständig im Besitz der Ochsenwanger Bürger, die bald nur noch vom Hörensagen wissen, daß man es früher nicht bloß zur Gewinnung von Streu, sondern auch von Torf ausnützte. Der Name „Torfhaus", den die paar Bauernhäuser beim Moor führen, wird übrigens für alle Zeiten an die Torfgewinnung auf jenem Platz erinnern.



Die Sibylle auf der Teck.

Tag für Tag gingen sie im Felsenschloß der Sibylle ein und aus, die vielen, vielen, die ihren Rat und ihre Hilfe suchten. Sie saß im weiten Saal und lauschte all den Bitten. Dabei schauten ihre Augen scharf gerade aus. Und dann sprach sie fest u. bestimmt, ohne Stocken. Sie hatte ja mit ihren hellen Augen in die Zukunft gesehen: sie wußte alles!

Den Armen und Unglücklichen gab sie von ihren eigenen Schätzen. Da war kein einziger, der unbeschenkt von ihr gegangen. Darum erklang auch ihr Ruhm immer lauter: sie war die weiseste und gütigste Frau vom ganzen Land! In ihrer Nähe schwand Not und Sorge. Das ganze Tal erlebte durch sie eine Zeit des schönsten Glücks.

Auf einmal kam es ganz anders. Als ihre drei Söhne groß geworden waren, bauten sie sich auf dem Wielandstein ein eigenes Schloß. Es tat nicht lange gut. Alle Augenblicke gab's Händel im Schloß droben, daß man's in allen Dörfern des Tals hörte. Da zog der Aelteste weg und baute sich eine Wohnung auf die Teck. Der Jüngste aber erstellte sich eine Burg auf dem Diepoldsfelsen. Er war der schlimmste von allen. Den Bauern stahl er die Frucht vom Acker weg. In dunklen Nächten paßte er mit seinen Mannen unten auf der Landstraße die Kaufleute ab. Ahnungslos kam Wagen um Wagen näher. Ein Hornruf genügte —, und schon umringten dunkle Gestalten den ganzen Zug. Gierig rissen sie Geld und Waren an sich. Wehe dem, der sich wehrte! Vor sich aufs Pferd setzten sie ihn und steckten ihn ins dunkelste Burgverließ. Da mochte er schmachten sein Leben lang.

Noch mehr freute es den „Rauber“, wenn er den Brüdern oder gar der Mutter etwas stehlen konnte. Wenn sie auch seufzte und trauerte; er lachte vor Freude darüber, daß ihm sein Fang gelungen war.



Ausfahrt der Sibylle.

Sie aber schämte sich ihrer Kinder und wollte nicht mehr da leben, wo sie ihre Schandtaten verübten. Eines Abends fuhr sie mit einem feurigen Wagen zum Schloßtor hinaus und durch die Lüfte hinweg. Zwei wilde Katzen gingen voran. Ihre Haare sprüh-

ten Funken — ganz unheimlich wurde es einem bei ihrem Anblick. Auf der Sibyllenkappel bei Linsenhofen sah man sie zum letztenmal. Seitdem ist sie verschwunden. Doch sieht man noch die Spur ihres Wagens: das Getreide wächst hier kräftiger als irgendwo. Sogar das Laub der Bäume und Weinberge, über die sie gefahren, ist das schönste der ganzen Gegend.

Den Weg zu ihrem Schloß fand noch kein Mensch, so viele ihn schon suchten. Es liegt tief unter der Teck und ist voll Gold und Edelstein. Ein schwarzer Pudel sitzt davor und zerreißt jeden, der näher kommt.



Verena-Beutlinsloch.

Wie es nur kam, daß der gelbe Fels so ganz anders war als alle Felsen der Gegend?

Beim schönsten Sonnenschein kam ihn eine schlechte Laune an. Dann setzte er am hellen Mittag seine Nebelkappe auf. Ganz schmal war sie und reichte mit ihrer Spitze weit zum Himmel hinauf. Im Herbst und Winter war's noch schlimmer. Da legte er sie gar nicht mehr ab.

Oder sah man dort oben ein rotes Tüchlein im Winde flattern. Eine Stunde, zwei Stunden lang drehte es sich hin und her. Dann mochte es der Wind in einen Felsenriß getrieben haben; es war nicht mehr zu erblicken.

Die Leute im Tal lachten über die Einfälle des Felsen. Keiner dachte viel darüber nach. Keinem auch fiel der fremde Mann weiter auf, der von Zeit zu Zeit durch Owen kam und allein den Berg hinaufwanderte. Einen Tragkorb auf dem Rücken, die Haue über die Schulter gelegt, so kehrte er mit Dunkelwerden in der Richtung nach Beuren zurück.

Sie hätten alle die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn sie nur auch einen Blick in die Felsenhöhle geworfen hätten! Hier wohnte nämlich in aller Stille Verena Beutlin mit ihren zwei Buben. Sie hatte sich mit Tisch und Bank in den düstern Felsenmauern gemütlich eingerichtet. In der Küche daneben brannte ein lustiges Holzfeuer und schickte seine grauen Rauchwolken durch eine Oeffnung im Felsen hinaus ins Freie. Das rote Tüchlein aber sagte dem Vater in Beuren drüben: Brot und Mehl sind zu Ende gegangen. Komm und versorg uns aufs neue!

In einer stürmischen Winterwoche flatterte das Tüchlein umsonst. Der Vater blieb aus. So kam der Sonntag, und er war noch nicht da! Verena wurde immer trauriger. O Mutter, sorg dich nicht! baten die Knaben. Der Vater kommt vielleicht morgen schon; heute aber schauen wir nach Brot drunten in Owen.

Verena sah ihnen lange nach, wie sie den Berg hinunter eilten. Ihr war das Herz so schwer. Langsam ging sie in die Küche zurück und schürte das Feuer.

Inzwischen füllte sich das Säcklein der Knaben immer mehr mit Brot. Ab und zu fragte eines: Woher kommt ihr denn, weil wir euch gar nicht kennen? —Wir wohnen gleich droben am Berg, da wo der gelbe Fels eine große Höhle hat!

Habt ihr's gehört? Im Felsenloch! Ha, jetzt wissen wir, was die Nebelhaube zu bedeuten hat: Rauch ist's vom Hexenfeuer! Verena ist eine Hexe! Macht ihrem Spuk ein Ende!

Mit Prügeln und Stangen bewaffnet, zog der Haufe den Berg hinauf. Wild tönte ihr Schreien und Johlen. Verena nahm es nicht in acht. Immer noch stand sie beim Feuer und starrte ernst in die Glut. So trafen sie die Männer und zerrten sie roh hinaus, hinunter zum Städtlein. Wortlos ließ sie alles mit sich anfangen. Was sollte sie sich verteidigen? Sie mußte ja doch sterben, sterben den furchtbaren Hexentod!

Schon flammten die äußeren Scheiter des Holzstoßes auf, und immer noch schwiegen ihre Lippen. Nur ihre Augen suchten angstvoll nach ihren Buben. Es geschah ihnen nichts Schlimmes, sie wußte es. Man würde sie taufen und fromm erziehen. Sie aber, ihre Mutter, starb einsam, starb als eine Hexe! —



Der Ritt auf dem Kalb.

Im Uracher Schloß war alles in höchster Aufregung, und durch die Stadt lief's wie ein Lauffeuer: Der Herzog sucht einen Eilboten! Einen, der in einer Woche schon vom Ritt nach Prag zurück ist, damit die wichtige Kunde den Kaiser rechtzeitig erreiche.

So rasch die Ritter sonst vom Hohenurach zu Tale ritten und mit Blitzesschnelle durch die Wälder sausten, so traute sich doch der keckste Reitersknecht nicht an diesen Teufelsritt. Immer ungeduldiger wartete der Herzog, — umsonst. Immer finsterer wurden die Falten auf seiner Stirn.

Endlich meldete sich gegen Abend ein altes Weiblein. Verächtlich schauten alle der Buckeligen nach. Die sollte helfen können? — Aber des Herzogs Gesicht wurde hell, als sie ihm hoch und teuer versprach, daß sie seinen Wunsch erfüllen könne. Dann eilte sie mit dem versiegelten Brief in der Hand über den Schloßhof.

Daheim begann sie ein seltsames Treiben. In der Pfanne über dem Herdfeuer verkochten Wurzeln und Kräuter zu dickem Brei. Während die rechte Hand den Rührlöffel führte, machte die linke geheimnisvolle Zeichen in die Luft, murmelten die Lippen unverständliche Sprüche. Dann war die Zaubersalbe fertig. Damit bestrich

sie ein Kalb und setzte ihren Mann darauf, indem sie ihm einschärfte, unterwegs ja kein Wort zu sprechen.

Schon galoppierte das Tier davon, daß dem Mann Hören und Sehen verging. Und so ging es fort durch Dörfer und Städte. Das Tier berührte kaum den Boden mit seinen Füßen, rannte fort und fort. In einer einzigen Nacht kam er nach Prag! So war noch kein gewöhnlicher Mensch geritten . . . .

Am Abend begann wieder das unheimliche Reiten über Flüsse und Berge, durch Täler und Wälder. Da war er schon am Lenninger Tal und siehe: mit einem einzigen Sprung setzte das Kalb von einer Talwand zur anderen über. Das war denn doch zu ungeheuer! Ehe er nur wußte, wie es zuging, hatte er staunend ausgerufen: Das war ein Riesensprung!

Da stand er mit einem Male fest auf der Erde. Sein flinkes Reittier war verschwunden. Er hatte das Schweigen gebrochen. Der Zauber war zu Ende!

Immerfort mußte er an das merkwürdige Erlebnis denken, während er bescheiden zu Fuß vollends heimwanderte.



Das Mutesheer auf dem Rauber.

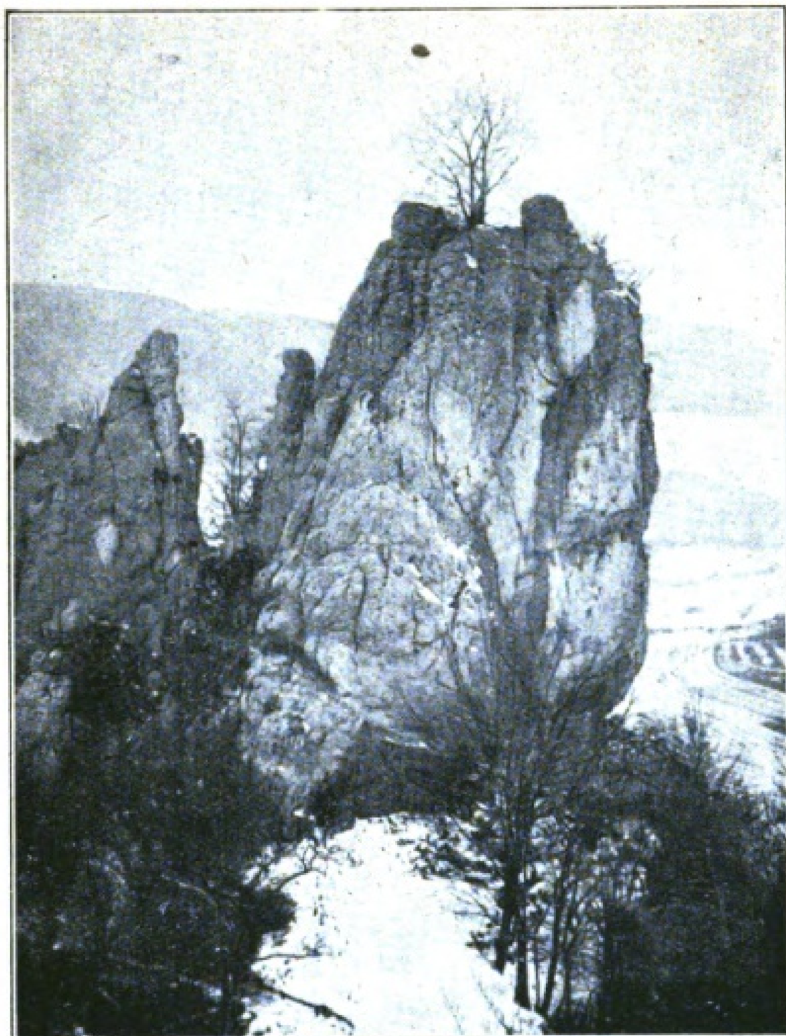
Auf der Heide beim Rauberschloß war es. Da hatte sich ein Schäferbursche an den Karren gelehnt und blies auf seiner Klarinette ein lustig Stücklein nach dem andern.

Plötzlich hob er den Kopf und lauschte. Was für ein mächtig Sausen und Brausen kam da durch die Lüfte! Vom Reußenstein her tönte es und wurde mit jeder Sekunde stärker. Da sah er auch schon das Wotansheer heranziehen. Die Waffen blitzten. Die Rosse stampften und schnaubten. Weit auf riß er die Augen und schaute dem wilden Heer entgegen. —

Auf einmal packte ihn ein Windstoß. Hoch und immer höher trug er ihn hinauf, bis auch er bei den Kämpfern war. Er wußte nicht, wie ihm geschah: An ihrer Spitze eilte er dahin. Wieder setzte er die Klarinette an den Mund und spielte, als sei er noch bei seinen Schafen. Er blies, u. hinter ihm drein kam das ganze Wodansheer!

Wohin die Fahrt ging, er wußte es nicht. Wie ein Traum war alles, Flug und Spiel. Schon war die Nacht hereingebrochen. Endlich machten sie halt. Er setzte sich und spielte weiter, immer weiter, Lied um Lied. Eben stieg die Sonne über den Wald empor. Er sah sich um. Verschwunden war das Mutesheer. Er aber saß — die Haare standen ihm zu Berg! — auf einem Galgen bei Eßlingen.

Die Wielandsteine von G. Schwab.



Auf Wielandstein im luft'gen Saal
An einem Tisch, beim gleichen Mahl
Da sitzen jung und fein,
Aus einem Becher trinken sie,
Und lächeln stets und zürnen nie,
Drei holde Knaben klein.

Der Wind stößt an das hohe Haus,
Der Regen strömet mit Gebraus,
Kein Menschentritt erschallt;
Doch freundlich ist es Tag und Nacht
Im hohen Schloß, wo Liebe lacht,
Wo Kinderunschuld wallt.

Im tiefen Dorf der Bauersmann
Hält seine wilden Knaben an
Und auf das Schloß er zeigt:
„Ei, wollt ihr nicht so fromm u. fein
Wie droben die drei Brüder sein?"
Alsbald sein Haufe schweigt.

Es sind der Schlösser worden drei,
Sie schauen von dem Berge frei,
Von Steinen festgebaut.
Doch innen ist es nicht mehr schön:
Man sah die Treue ferne geh'n,
Es wich die Liebe traut.

Ein Bruder wohnt in jedem Haus
Er lädt den andern nicht zum Schmaus,
Er grüßet nicht sein Schloß.
Steigt jeder in ein andres Tal,
Sucht jeder andern Sonnenstrahl,
Tränkt anderswo sein Roß.

Und nachts bis um den Hahnenschrei
Verlarvte Männer fechten drei
Am Kreuzweg in dem Wald;
Der Bauer ruft den Kindern klein:
„Ei, wollt ihr fromm u. friedlich sein?
Horcht, horcht, wie Unfried schallt!"

Das Goldloch bei Schlattstall.

Ein alter Schäfer hütete an den Uracher Bergen seine Herde. Auf einmal bemerkte er im Boden ein Loch. Neugierig kroch er hinein und kam durch einen engen Gang in eine große Halle. Aber es war hier so finster, daß er immer wieder den Kopf anstieß. Da muß ich morgen doch ein Licht mitnehmen, sagte er vor sich hin, und kehrte zu seinen Schafen zurück.

Am andern Tag ging er noch weiter in den Berg hinein und fand einen wunderschönen See. Wie erschrak er aber, als er zu den Felswänden hinübersah! Da saßen ja riesengroße Vögel! Ihre Augen funkelten wie Lichter; es war ihm, als wollten sie auf ihn losfahren und ihm mit den spitzigen Schnäbeln die Augen aushacken. Laut schrie er auf. Die Laterne entfiel ihm vor Schrecken und zerschlug am Boden in tausend Scherben. Atemlos langte er endlich im Freien an und schwur sich hoch und teuer: Ich gehe nie mehr in den bösen Berg hinein!

Der Mahlknecht von Seeburg lachte, als es ihm der Schäfer erzählte: Ich habe keine Angst! — Richtig ging er in den Berg hinein. Auch er sah den tiefblauen See und die fürchterlichen Vögel. Aber er kehrte nicht um. Wohl eine Stunde lang ging er weiter. Plötzlich wurde es ganz hell, daß ihn die Augen stachen. Noch ein paar Schritte, u. er stand in einem Goldloch. Hei, wie glänzte das Gold von Wänden und Decken!

Schnell kehrte er zurück und holte Meißel und Hammer, damit schlug er einen dünnen Goldstab los. Eben wollte er auf dem alten Weg zum Höhlenausgang gehen, als er ganz nahe eine Mühle klappern hörte. Das war sicher die Schlattstaller Mühle. Aber er fand den Weg dorthin nicht.

Weil ihn der Goldstab so reich gemacht hatte, gefiel es ihm nicht mehr in dem kleinen Seeburg. Er wanderte weit, weit fort. Kein Mensch weiß, wohin.

Ehe er ging, erzählte er einem anderen Mahlknecht von seinem Fund. Der ging auch hinein. Als er aber die Vögel sah, stieß er einen furchtbaren Schrei aus und brach ohnmächtig zusammen. Am andern Tag schlich er sich müde heim. Er wurde schwer krank und starb, ehe er die Geschichte vom Goldloch weitergegeben hatte.

Da sank mit ihm auch jenes Geheimnis ins Grab.



Die 3 Schwestern vom Randecker Hof.

Zwischen Randeck und Schopfloch war, so erzählt eine Sage, vor langer Zeit ein schönes Hofgut mit fruchtbaren Feldern, fetten Wiesen und stattlichen Gebäuden. Alles das gehörte drei Schwestern. Sie waren sehr reich und wurden immer reicher, und wenn sie jedesmal am Ende des Jahres ihr Geld unter sich verteilten, so konn-

ten sie sich die Geldstücke mit dem Simri zumessen. Aber die jüngste von den drei Schwestern war blind.

Wie es nun oft geht in der Welt: je reicher eines wird, um so geiziger und habsüchtiger wird es, so auch hier. Und als wieder einmal der Neujahrstag herankam, da beschlossen die beiden sehenden Schwestern die blinde bei der Verteilung zu betrügen. Sie stellten das Simri verkehrt auf den Tisch, bestrichen den Boden mit Honig und klebten die Goldstücke darauf, so daß die blinde Schwester meinen sollte, sie hätte ein volles und gehäuftes Maß vor sich stehen. Aber als diese mit ihren feinfühligen Fingern über die Goldstücke fuhr, merkte sie den Betrug, bekam einen großen Zorn und tat einen schrecklichen Fluch. Da versank plötzlich Haus und Hof tief in die Erde, Felder und Wiesen verschwanden und verwandelten sich in Moorgrund. Wenn der Wanderer am Ostermorgen an dem Maar vorüberkommt, hört er manchmal drunten einen Hahn krähen.

Paul Barth.

Der Bau des Reußensteins

von G. Schwab.

Droben von dem Berge hoch
Schaut herab das Felsenloch;
Drin aus seiner langen Nacht
Ist der Riese Heim erwacht.

Streckt das zott'ge Haupt hervor,
Luget durch sein schwarzes Tor;
Ihm gefällt das tiefe Tal,
Der gewölbte Riesensaal.

Und er sehnt sich nach dem Licht,
weilt in seinem Steine nicht;
bald mit einem Schritt er stand
auf der andern Felsenwand.

Wie am Berg der Donner grollt,
so sein Wort zu Tale rollt:
„Zwerglein! menschliches Geschlecht,
diene mir beim Bau als Knecht!"

Wimmelnd kommen sie heran,
Maurer, Steinmetz, Zimmermann;
bauen all auf sein Geheiß
in des Angesichtes Schweiß.

Fertig steht der Riesenstein,
wurzelt in den Felsen ein,
wölbt den Saal zu Luft und Ruh,
streckt den Turm dem Himmel zu.

An dem höchsten Fensterloch
fehlt ein einz'ger Nagel noch,
und der Schlosser zagend spricht:
Da hinaus gelang ich nicht.

Schad' ist's doch um das Gebäu,
denn es steht so frank und frei,
und der Wandrer, der's beschaut,
spricht: es ist nicht ausgebaut.

Doch der Ries' im Augenblick
nimmt den Knecht bei dem Genick,
streckt zum Fenster den hinaus,
daß es allen ist ein Graus.

„Hämmre, meine Hand ist fest,
daß sie dich nicht sinken läßt!
Schlag den Nagel in den Stein
zwischen Erd' und Himmel ein!"

Draußen hängt er so mit Schreck,
doch er wagt's und hämmert keck.
Nieder läßt der Heim ihn sacht:
„Zwerg, du hast es wohl gemacht!"

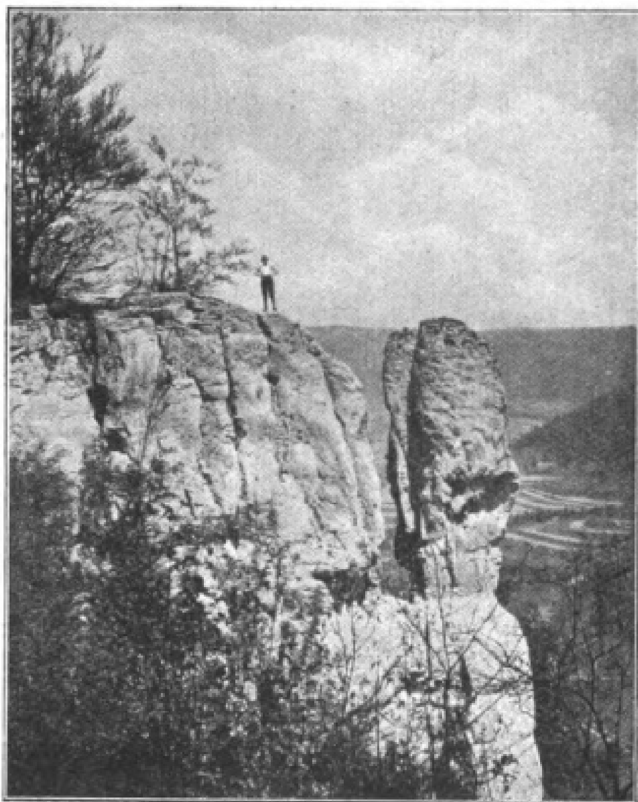
Schreitet aus dem hohen Saal
mächtig über Berg und Tal,
langt aus seiner Höhle Tor
einen goldnen Schatz hervor.

Auf dem hellen Heimenstein
nehmen sie den Baulohn ein;
Maurer, Steinmetz, Zimmerknecht,
jedem widerfährt sein Recht.

Doch zum Schlosser spricht er „Sohn,
nimm du hin den reichsten Lohn!
Halt' dich an dem Boden fest,
hämmre gut dein Zwergennest".

Wie die Lindachquelle entstand.

Immer fort mochte der Riese Heim doch nicht in seiner finstern Höhle bleiben. Dann kroch er allemal aus seinem Schlupfwinkel hervor und schaute sich die Welt von oben an. Bis nach Plochingen und Göppingen konnte er schauen von seinem Heimenstein aus. Er war ja größer als die höchsten Bäume, und der längste Mann von Neidlingen war nicht höher als sein Stiefelabsatz.



Heimenstein.

Heute könnte ich einmal hinüber zum Reußenstein! sagte er an einem Tag, als der Himmel ganz blau war und kein einziges Wölklein die Sonne verdeckte. Er wollte nicht erst den Berg hinuntergehen und den Reußenstein hinauf. Wozu bin ich denn ein Riese? Warum habe ich so lange Beine? brummte er vor sich hin. Ein Schritt genügt —, und ich bin drüben!

Gleich streckte er sein rechtes Bein und holte zu einem mächtigen Schritte aus. Aber o weh! es reichte nicht hinüber. Sein schwerer Fuß trat auf halber Bergeshöhe auf und drückte ein tiefes Loch in den Boden. Mit einem Fluche zog er ihn heraus. Was war denn das? Warum war er so naß? Er schaute näher hin. Da sprudelte eine silberhelle Quelle aus dem Loch heraus und eilte munter weiter. Bald darnach machte das Wasser gar einen Purzelbaum über einen Felsblock. Dann stürzte es sich steil in die Tiefe. Der Riese mußte nur so staunen über den schönen Wasserfall u. das Bächlein, das unten im Tal durch grüne Wiesen und viele Dörflein floß, bis es endlich die Lauter fand.

Wir aber freuen uns jetzt noch über den Wasserfall der Lindach, die der Riese mit seinem falschen Schritt aus der dunklen Erde befreit hat.



Der Drache auf der Limburg.

Im dunklen Felsenloch der Limburg wohnte einst ein böser Drache. Wenn er seine Höhle verließ, zitterten alle Bewohner des Tals. Er bleckte seine scharfen Zähne und schaute mit seinen feurigen Augen so grimmig in die Welt hinein, daß alle Leute schnell in ihre Häuser flohen und die Türen schlossen.

Was half's? Der Drache fand sie doch. Er zerriß sie mit seinen Pfoten und verschlang sie ganz und gar. — Jetzt einen Mann, am Abend zwei Kinder. Und so jeden Tag, oft auch mitten in der Nacht, wenn ihn der Hunger weckte. — Bis nach Kirchheim und Boll kam er auf seinen Raubzügen.

Da wurden die Dörfer menschenleer. Mancher nahm Frau und Kind und wanderte mit ihnen weit, weit fort, dahin, wo sie vor dem Drachen sicher waren. Später befahl der Kaiser, man solle dem Drachen jeden Tag zwei Menschen hinauf schicken, einen morgens, den andern abends. Dem Drachen war es gleich recht, daß er jetzt nicht mehr den Berg hinunter mußte. Doch in den Dörfern nahm das Weinen kein Ende.

Am nächsten Morgen sollte des Kaisers Töchterlein an die Reihe kommen. Mit verweinten Augen schlich es im Schloß herum und fand kein Lachen mehr.

Da sprengte gegen Abend ein fremder Reiter den Berg herauf. Er ließ sich beim Kaiser melden: ich bin der Ritter Georg. Morgen schon will ich den Lintwurm töten, wenn du mir dafür deine Tochter zur Frau gibst. — Gern will ich es tun, du tapferer Ritter! — Nur fürchte ich, daß das Ungeheuer auch dich verschlingt.

Alles sah ihm nach, wie er am andern Morgen mutig die Limburg hinaufschritt. Der Drache guckte nur so, als statt der Kaiserstochter ein Mann kam; vollends einer, der gar keine Angst vor ihm hatte. Eben wollte er auf ihn losspringen —, da stieß ihm der Ritter das blitzende Schwert tief in den Leib. Röchelnd sank der Drache nieder.

Die Weilheimer gingen in festlichem Zuge dem Sieger entgegen. Der Kaiser führte ihm selbst sein Töchterlein zu. Eine Hochzeit gab es, wie man noch keine gesehen hatte im ganzen Land. Von allen Türmen läuteten die Glocken. Lustig flatterten die Fahnen im Winde. Die Kinder der Gegend trugen Kränze im Haar und streuten dem Brautpaar Blumen. Das ganze Tal jauchzte: Viel Glück dem tapferen Ritter Georg, der uns vom Drachen erlöst hat!



Der Rotgockel.

Wer die Ötlinger Steige hinaufgeht, denkt sicher nicht daran, daß dort oben einmal ein Dorf stand. Es ist auch schon gar lange her.

Da wanderten ein paar Oetlinger Bauern aus und wollten von jetzt an auf dem Berge wohnen. Schöne Häuser bauten sie sich mit kleinen Gärtlein davor. Da dufteten die Reseden, und vom Stockbrett schauten scheckige Nelken und feuerrote Geranien noch frischer herunter als damals, da sie noch im Tale wohnten. Ueberhaupt — sie mochten gar nicht mehr zurückdenken. Bei ihnen in Rot war's doch viel schöner. Gleich draußen lagen all ihre Aecker mit der dunkelroten Erde. Auf der ganzen Welt gab's keine solchen Felder. Stolz hatten sie darum ihr Dörflein nach ihnen benannt. Was tat's, wenn sie auch keine Kirche hatten! Sonntags konnten sie schon nach Oetlingen hinunter und dort im Gotteshaus beten.

Aber sie gingen nicht oft hinunter, vielleicht zweimal. Dann vergaßen sie das Kirchengehen und das Beten dazu. Wieder hatten die Oetlinger Glocken umsonst geläutet: Von Rot ging kein's zur Kirche. Als der letzte Glockenklang verhallt war, fing der Boden an zu zittern und zu wackeln. Ganz breite, tiefe Risse bekam die Erde, u. von unten rollte ein unheimlicher Donner. Was ist denn das? schrien die Leute voll Angst. Da stürzten schon ihre Häuser ein und ihre Scheunen. Sie wollten schnell davonspringen, aber überall waren die Löcher und verschlangen Häuser, Ställe, Tiere und Menschen. Bis nach Oetlingen hinunter hörte man sie heulen in ihrer Todesangst. Alles mußte hinunter in die Tiefe. Erst dann ebnete sich der Boden und schlossen sich die Spalten.

Jetzt sieht man vom ganzen Dorfe nichts mehr. Bloß die rote Erde ist noch da; man heißt die Aecker heute noch das Rot. Ja und manchmal, wenn alles ganz still ist, hört man einen Hahn aus der Tiefe rufen. Aber es tut ganz anders, als wenn sonst ein Gockel schreit — so hohl, daß man schnell weiterläuft. Dann sagt die Mutter zu ihrem unartigen Kinde: Gib acht, der Rotgockel kommt! Gleich ist es still, damit er es nicht mitnimmt unter die rote Erde dort droben. —

Die Zwerge bei Owen.



Als eure Urgroßmutter noch lebte, da war es lustig im Owener Walde! Gar oft sprang da ein Zwerglein über den Weg! Ein anderes schwang seine Zipfelmütze in die Höhe und machte einen lustigen Satz in die Luft. Dort knieten einige auf dem Boden und suchten mit ihren winzigen Fingern nach Wurzeln und Kräutern, kurz: der ganze Wald von Owen bis nach Beuren und Frickenhausen wimmelte nur so von Zwergen!

Wenn damals ein Bube Zahnweh hatte, ging der Vater mit ihm zum Zwergen-Doktor. Der wohnte in einem Schlosse aus lauter Glas mitten im Owener Wald. Ganz freundlich guckte er den

Fritz an u. sagte: Mußt nicht so heulen! Es ist nicht schlimm. Dann setzte er seine Brille auf und holte ein silbernes Zänglein. Gerade wollte der Fritz schreien, — da hatte er den bösen Zahn schon in der Zange. Ich danke schön, Herr Zwergen-Doktor.

Hatte sich die Mutter den Magen verdorben, so kochte er ihr eine Kräutersuppe. Die schmeckte bitter! Aber nachher war's ihr ganz leicht, und lustig lief sie wieder heim. Seine Salbe heilte die tiefsten Löcher, und der Finger tat nicht mehr weh, wenn er ein Pflästerlein drüber klebte. — In ganz Kirchheim, ja sogar in Stuttgart gab's keine so geschickten Aerzte wie die Zwerge von Owen.

Auf einmal waren sie verschwunden. Niemand weiß warum. Im Morgenland seien sie, hat einer gesagt, der dort gewesen sein will. Aber ich weiß nicht, ob es wahr ist.

Nur ein Zwerg war noch lange da. Das lederne Mändle hießen ihn die Leute. Ein altes Weiblein schreckte er einmal beim Holzsuchen und kicherte frech im Davonspringen. Wenn die Kinder in den Wald riefen, juhu! so kam das Echo zurück: h—u— ganz lang —. Sie meinten, das lederne Mändle rufe ihnen nach. Da faßten sie sich an der Hand und eilten so schnell sie konnten zum Wald hinaus. Ganz leise sagten sie dann zueinander: Habt ihr gehört, wie das lederne Mändle schreit?



Das Irrlicht.

An einem schönen Maitage zogen drei Kinder von Unterlenningen, Martin, Hans und das kleine Lisele, singend u. pfeifend zum Dorf hinaus dem Engelhof zu. Sie wollten die Base auf dem Torfmoor besuchen. Vom Engelhof führte sie der Weg durch einen Laubwald, an den sich ein Tannenwald anschloß. Dann wagten sie sich hinaus in die sumpfige Ebene. In der Ferne erhoben sich verkrüppelte Birken und düstere Föhren, die warnend ihre knorrigen Aeste ausstreckten, als wollten sie den Kindern zurufen: Unheil droht euch, kehrt zurück! Flieht ihn, flieht ihn, den Ort des Verderbens! Seht ihr nicht dort die großen, unheimlich blickenden Wasseraugen? Aber die Kinder verstanden diese Sprache nicht. Sie trotteten gemächlich weiter. Ihre Gesichter lachten wie die Maisonne, die über die Ebene strahlte. Die Base sah die Kinder kommen u. ging ihnen entgegen. „Was habt ihr denn in eurem Körblein?“ fragte sie die Kinder. „Kuchen für dich“, erwiderte das Lisele. „So, so; dann werde ich einen guten Kaffee machen, und ihr trinkt mit“.

Bald darauf saßen die drei Kinder um den Bauerntisch im Torfhaus, aßen und tranken. Zur Unterhaltung mußte die Base eine Geschichte erzählen:

Vor vielen, vielen Jahren, hob die Alte an, kam einmal ein armer Wanderer in unsere Gegend. Die Nacht war eingebrochen. Die Hofbäurin, bei der er um ein Almosen bat, hätte ihm gern ein Essen zubereitet und ein Nachtlager gerichtet. Allein der Fremde wollte an dem Abend noch ins Tal hinabsteigen. Der Hofbauer jedoch erhob warnend die Hand und sagte: „Laß ab von deinem Vorhaben! Verweile bei uns, bis der Tag anbricht! Ich selbst würde es nicht wagen, nach Sonnenuntergang über das Ried zu gehen". Doch der Wanderer ließ sich nicht warnen und ging. Bedächtigen Schrittes wagt er sich hinaus in die Nacht. Plötzlich erhebt er den Kopf. Was glänzt dort so hell durch das Dunkel der Nacht? Es ist ein lustig flackerndes Licht. Also noch ein Wanderer in der Gegend, denkt der Fremde, ihm will ich mich anschließen. Er beschleunigt seine Schritte, um das Lichtlein zu erreichen. Ein Schrei des Entsetzens . . . . ein Gurgeln des Wassers . . . . der Wanderer ist in der Tiefe verschwunden. Eine unheimliche Stille herrscht wieder über dem Moor. Das Irrlicht hatte ihn in das Verderben geführt.

Die Geschichte war zu Ende. Beklommenen Herzens hatten die Kinder gelauscht. Nun aber schickt die Base sie fort. Sie verabschieden sich mit Dankesworten von der Base und machen sich auf den Heimweg. Die Base verfolgt mit sorgenden Blicken die Kinder, bis sie den Waldrand erreicht haben. Ob's auch wahr ist, hebt nach einer Weile Martin an. Ich meine, wir gehen zurück an den großen Brunnen, um zu sehen, ob's auch wahr ist. Die Dämmerung war angebrochen. Schon sind einige Lichtlein sichtbar. Kinder, kehrt zurück, ihr rennt sonst ins Unglück! Diese aber denken an nichts Arges und wagen sich immer weiter vor. Entzückt bleiben sie vor dem Brunnen stehen. Die lachenden und lockenden Seerosen verwandeln sich in Nixen, die, in lichte Schleier gehüllt, ihr neckisches Spiel über den Wassern treiben. Wollt ihr auch mittun? rufen sie den Kindern zu. Doch ehe die Kleinen Worte finden, sind sie mit den Nixen in der Tiefe verschwunden.

Andern Tags fand man ein kleines Körbchen am Rande des großen Brunnens.



Die Gründung des Nonnenklosters in Kirchheim.

Schon mehr als 1000 Jahre sind vergangen, seit die frommen Jungfrauen Kirchheims sich jeden Abend am Marktbrunnen versammelten. Unter die alte Linde setzten sie sich und hielten Feierabend; die Spinnrädlein surrten, und die Stricknadeln klapperten.

Da hob eine von ihnen den Kopf und sagte: Wie schön wäre es erst, wenn wir den ganzen Tag oder alle Tage zusammen sein könnten! — Alle hielten mit der Arbeit inne und schauten sie verwundert an. Du hast freilich recht, Katharina. Die Eßlinger Frauen haben schon längst ein eigenes Haus gekauft. In aller Frühe läuten sie das Glöcklein und gehen miteinander zum Beten. O, wie würde auch ich mich freuen, wenn wir alle Gott loben und unser ganzes Leben lang ihm nur dienen könnten mit Beten und Fasten. Wir wollen unsere Sparbüchsen leeren, vielleicht langt's doch. — Dann ging jede langsamer heim als sonst. Sie mußte unterwegs und sogar noch im Traum immer an den schönen Plan denken. Es dauerte noch viele Wochen u. Monate, bis ihr Plan verwirklicht war u. sie in ihr Haus einziehen konnten. Das war ein Festtag! Ihre schönsten Kleider zogen sie an und gingen fröhlich dem Kloster zu. An der Mauer schauten sie noch einmal zurück, aber nicht traurig. Jesu Bräute wollten sie sein; wie sollten sie da weinen?

Es war an einem eiskalten Wintertag. Der Wind heulte durch die Straßen Kirchheims und fuhr um die Häuser. Bis ins Kloster drang sein kalter Hauch und ließ auch mit dem Abend nicht nach.

Da klopfte es an die Klosterpforte. Wer mochte so spät noch Einlaß begehren? Ein alter Mann war es mit schneeweißem, wallendem Barte. Seine Augen schauten geradeaus, glanzlos, wie erloschen. Und nun hob er seine Geige ans Kinn und ließ sie weinen u. seufzen so ernst, daß die Klosterfrauen mitweinten. Dann jauchzte sie wieder so froh und hell wie die Orgel am Sonntag. Wie gerne hätten sie den Alten ganz in ihr Haus aufgenommen, daß er nicht mehr frierend durch Dörfer und Städte ziehen müßte! Aber sie waren selbst ganz arm, hatten kein Brot im Haus.

Als das der blinde Geiger hörte, stand er leise auf und ging hinaus in die klare Winternacht. Noch einmal setzte er den Bogen zum Spiele an, daß seine Geige laut aufschluchzte vor Weh. Es war aber nicht sein Weh, das sie sang. Sie weinte, weil die Bräute Jesu so bettelarm waren. Da und dort öffnete sich ein Fenster, dann ließ er seine Geige ruhen und schilderte ihre Not. Mancher holte ein Silberstück aus der Tasche als Gabe für die Klosterfrauen. Der Geiger gönnte sich keine Rast. Er wanderte von Dorf zu Dorf; überall spielte er die schönsten Lieder und machte die Herzen der Menschen weich. Was ihm sein Spiel einbrachte, schickte er nach Kirchheim ins Nonnenkloster. Dem war durch seine Hilfe die Armut abgenommen. Schon im Jahr 1214 hatte es 86 Insassen, und immer noch spielte der blinde Geiger sein Lied. —

Endlich starb er in hohem Alter. Hatten die Klosterfrauen ihn damals nicht aufnehmen können, so sollte er wenigstens jetzt bei ihnen zum Frieden kommen. Im Klosterfriedhof betteten sie seinen müden Leib zur Ruhe.

Der Esel vom Neuffen.

Ihr meint wohl gar, der Neuffen habe von jeher so ausgesehen wie jetzt. Früher war keine seiner Mauern zerbrochen. Stolze Türme standen auf seiner Höhe. Die mächtige Ritterburg schaute trotzig ins Tal hinunter.



Der Hohenneuffen.

Wieder war die Nacht hereingebrochen. Ein Lichtlein nach dem andern verlöschte. Nur der Turmwächter spähte mit scharfen Augen in die Finsternis hinaus. War das nicht Pferdegetrappel? Hörte er nicht Schritte, die näher, immer näher kamen? Und dazwischen ein Flüstern und Krachen im Walde, wie wenn man sich heimlich herschliche. Richtig: da blitzte eine Rüstung auf im Fackelschein. Scharf klang der Hornruf durch die Nacht.

Mit einem Schlage war die Burg wach. Die Mannen eilten mit Schild und Speer zur Mauer. Eben trat der Ritter aus dem Haus; er trug seine Eisenrüstung und auf dem Haupte den Helm.

In der Küche prasselte schon das dürre Holz unter den gefüllten Kesseln. Oel war es, Oel, das nicht schnell genug sieden konnte! Also Holz her! Dann eilten die Mägde mit den dampfenden Eimern hin zur Mauer, kehrten zurück und füllten sie wieder. Und so immer fort, ohne Rast.

Da war der Feind schon da. Sechs Männer rannten mit einer Eisenstange gegen die Mauer und wollten sie durchstoßen. Ein Eimer siedendes Oel übergoß sie, daß sie mit lautem Schmerzens-

schrei in die Tiefe sanken. Ihr Schleuderkasten warf die Brandfackel in den Burghof, daß der ganze Berg geschwind hell aufflammte. Ihr folgten Steine und Balken, alles umsonst. Denn von der Mauer droben wurde jeder Wurf mit einem Steinhagel erwidert. Der heiße Kalk verfehlte kein Ziel. So war es auch in der nächsten Nacht und an den kommenden Tagen. Laßt uns abziehen! sagten die Feinde verdrießlich, wir können nichts ausrichten gegen die Burg. Nein, laßt uns warten, bis der Hunger sie zur Uebergabe zwingt!

Woche um Woche verging. Schon seit 6 Monaten lag der Feind um die Burg her. Hier war die Not aufs höchste gestiegen. Ein Stücklein Brot war alles den ganzen Tag: kein Wunder, daß die Kämpfer kaum mehr die schweren Steine heben konnten und der Schild fast ihrer Hand entsank. Dennoch ergaben sie sich nicht.

Endlich war nur noch ein Scheffel Korn und ein Esel da. Schon wollten sie das Grautier schlachten; da fing ein alter Knecht den Stoß auf und sagte: Laßt es sein, Kameraden! Wir wollen den Esel erst schlachten, wenn wir ihm Korn gefüttert haben. — Der Kerl ist wohl verrückt, schrie sein Nachbar drein. Wir brauchen Brot und Fleisch. Freilich, und ich meine, wenn wir den Esel nachher schlachten, kommen wir schneller dazu. Dann werfen wir den vollen Magen dem Feind hinunter.

Gesagt, getan. Am nächsten Morgen rollte der körnergefüllte Eselsmagen den Berg hinunter bis zum Lager der Feinde. Ein Krieger hemmte mit dem Fuße seinen Lauf und schaute die sonderbare Kugel näher an. Seine Kameraden wollten auch sehen, was der seltsame Fund bedeutete. Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie merkten, daß die Belagerten dem frischgeschlachteten Esel Korn gefüttert hatten? Da können wir noch lange warten, bis sie ausgehungert sind, meinten sie alle, und zogen ab. Die Burg war gerettet.

Der Ritter vom Hohen-Neuffen ließ aus Freude über die Rettung einen Eselsfuß in sein Wappen machen. Und wer die Neuffener ärgern will, heißt sie heute noch Esel oder Eselsfresser.



Die Höhlenbewohner.

Ein langer, kalter Winter ging zu Ende. Schon einige Tage spürte man mildes Frühlingswehen. Die „Schneewölfe" zogen sich immer weiter in die Schluchten der Berge zurück. Die sonnigen Hänge ließen unter dürrem Gras junges Leben hervorsprießen. In seinem ewig dunkeln Grün stand der Eibenwald; ihn kümmerte

weder Winter noch Sommer. Und bloß diese beiden Jahreszeiten gab es vor mehr als 6000 Jahren in unserem Land. Von wenig lebendem Getier war der Wald bewohnt. Nur der Uhu, der Rabe und die Schwarzamsel ließen in den Lüften ihre Stimme hören. Im Gebüsch schlichen der Wolf, der Höhlenbär und der Höhlenlöwe. Auf ebenen Weideflächen graste das Renntier. Hin und wieder erblickte man einen weißen Alpenhasen oder einen Eisfuchs. Wo blieben da die Menschen? — In Erdlöcher und Höhlen hatten sie sich verkrochen. Nur zur Jagd, zum Spiel oder zum Genuß des warmen Sonnenscheins kamen sie ans Tageslicht. So konnte man sie finden hinten im Tiefenbachtal bei Gutenberg, wo das Heppenloch, jetzt Gutenbergerhöhle genannt, an der südlichen Bergwand hoch oben seinen schwer zugänglichen Eingang öffnet. Mit dichtem Dorngestrüpp war der Zugang versperrt, nur ein schmaler Fußweg gewährte einen Durchschlupf, der bei Nacht mit einigen Dornbüscheln zugestopft wurde. Den Tag über lagen die Büschel immer neben dem Eingang der Höhle. Als Wächter sah man einen zahmen Wolf dort liegen. Außerdem konnten noch sämtliche Bewohner der Höhle auf dem ebenen, breiten Vorplatz sich lagern.

Die Sonne hatte sich schon nach Westen gewandt, und die Abendschatten senkten sich tief herab. Die Weiber und Greise waren daher ins Innere der Höhle hinabgestiegen, um sich am stets glostenden Herdfeuer zu wärmen. Nur die Knaben und Mädchen, in abgerutschte Tierfelle gekleidet, spielten noch mit den am Rande des Vorplatzes stehenden Haselnußbüschen. Sie hatten die schlanken Stämmchen bis zum Gipfel erklettert, sich dann zur Seite geneigt und durch ihr Körpergewicht die Bäumchen zur Erde gebogen. Von zwei Stämmchen, die gerade zusammenreichten, flochten die Knaben die Gipfeläſtchen ineinander, legten sich darauf und schaukelten vor- und rückwärts. Flua, flua! riefen die Mädchen. Der Abstoß mit den Füßen wurde immer kräftiger genommen; auf einmal witschten die Zweige auseinander und der Schaukler rugelte den Abhang hinunter, bis er im Gebüsch hängen blieb. Die Zuschauer lachten aus vollem Halse, und ein anderer begann das Spiel von neuem.

Den ganzen Tag über weilten die Männer drunten an der Lauter. Das Eis war seit gestern geschmolzen, und man konnte wieder Fische fangen. Mit wenig Geräten ausgerüstet, hatten sie heute morgen die Arbeit begonnen. Der eine Fischer hatte eine lange Stange, der andere ein Netz aus den Sehnen erlegter Wölfe und Bären, und der dritte trug einen aus Weidenruten verfertigten Korb. Sie suchten die tiefen Stellen des Baches nach einander ab. Der mit der Stange rührte so lange in dem Gumpen, bis das Wasser sich trübte. Dann kamen die zwei mit dem Netz und zogen es durch das Wasser. Selten fing sich ein Fisch in den weiten Maschen; aber manchmal ließ sich einer an eine seichte Stelle des

Baches treiben. Da wurde er mit den Händen gefangen. Schnell wanderte er dann zu den andern in den Korb.

Die fleißigen Fischer waren den Tag über mehrere Stunden weit an der Lauter abwärts gekommen. Ihr Magen knurrte, und sie dachten an die leckere Mahlzeit mit den Ihrigen daheim. Als sie bemerkten, wie die Abendschatten ins Tal herunterkrochen, entschlossen sich die Männer zur Umkehr, ehe noch ihr Korb ganz gefüllt war.

Die Kinder vor der Höhle waren ihres Spiels satt geworden. Sie stellten sich oben an den Fußweg, der den Abhang hinunterführte, u. warteten auf die Heimkehr ihrer Väter. Auf einmal sprang der zahme Wolf aus seiner behaglichen Ruhe auf, fing an zu winseln und eilte mit ein paar Sätzen in die Höhle hinein. Erschrocken eilten die Kinder dem Eingang der Höhle zu. Nur zwei kecke Knaben blickten noch eine Weile den Fußweg hinab. Ua! Ua! riefen sie erschreckt, denn sie hatten einen mächtig großen Bären erblickt, der zu ihnen heraufäugte, ohne von der Stelle zu gehen. Die beiden kecken Knaben flüchteten nun auch in die Höhle. Sie ergriffen noch schnell die neben dem Eingang liegenden Dornbüschel, zogen sie hinter sich her und ließen sie im Eingang der Höhle stecken. An der Innenwand lehnten große Haselnußstecken, die schon voriges Jahr in der Sonne getrocknet und mit Fett eingerieben worden waren. Jeder der zwei Knaben ergriff einen Stecken. An der nahen Feuerstelle rührten sie die Asche auf, brachten die noch glühenden Kohlen auf ein Häuflein u. hielten die spitzigen Enden der Stecken in die Glut. Bald glühte und flammte die Spitze. Die beiden liefen schnell damit an den Eingang zurück, stellten sich rechts und links daneben auf und zogen die Dornbüschel etwas zur Seite, daß eine kleine Oeffnung frei wurde. Schon steckte der Bär seine Schnauze herein. Wie der Wind fuhren ihm die glühenden Stecken um die Nase. Ein fürchterlicher Brummer, ein Schlag mit den Füßen, und er war verschwunden! Vorsichtig öffneten die beiden Jungen den Eingang, schlüpften hinaus, traten auf den Vorplatz und schauten den Fußpfad hinunter. Nicht lange standen sie da, so vernahmen sie dreimal einen Pfiff vom Tale herauf, der ihnen wohl bekannt war. Atta, Atta! riefen sie und liefen hinunter, so schnell sie konnten. Bis sie unten ankamen, standen schon auch die Fischer vor ihnen. Die Buben durften das Netz und die Stange tragen. Schnell ging's hinauf zur Höhle. Die andern Kinder standen auf dem Vorplatz und empfingen die Ankommenden mit frohem Lachen. Die zwei Mutigen hatten schon vom Besuch des Bären erzählt. Sie wiederholten noch einmal, wie sie den frechen Gesellen heimgeschickt haben. „Der wird recht für den nächsten Winter", sagte einer von den Männern. „Den wollen wir uns aber schmecken lassen", erwiderten die Kinder. Der Fischkorb wurde abgestellt. Jedes Kind nahm von den Fischen. Sie trugen die erwünschte Beute in die

Höhle hinein. Die Weiber hatten schon das Feuer geschürt. Alles versammelte sich um den Herd. Der Rauch zog gemächlich durch eine Felsspalte über dem Eingang zur Höhle hinaus. Bald gab es am Spieß gebratene Fische, die eifrig verzehrt wurden. Der Wolf bekam die Köpfe und Schwänze davon. Den ganzen Winter über war Schmalhans Küchenmeister gewesen, jetzt konnte man sich wieder einmal satt essen. Der Bratenduft würzte die dumpfige Höhlenluft. Beim Flammenschein erheiterten sich die schwarz-braunen Gesichter. Die Mahlzeit war beendet. Die Bärengeschichte wurde noch einmal erzählt. Ein älterer Mann stand auf, nahm einen Feuerstein und ritzte mit dessen Spitze einige rohe Figuren in die dem Herdfeuer gegenüberstehende Felsenwand. Die mutige Tat der beiden Knaben sollte damit verewigt werden. In der Ecke ahmte einer das Brummen des Bären nach, und bald murmelte die ganze Gesellschaft das Bärenlied, bis das Feuer erlosch und süße Träume den Schlummernden die Freuden des Sommers vor die Seele zauberten.

J. L. Jetter.



Von den Kelten, Römern und Alamannen.

Wer die Höhlen bei Gutenberg besucht, steht staunend still vor den wundersamen Farben u. Formen der Tropfsteine. Bald sind es Zapfen, die von der Decke herabhängen, bald kegelförmige Gebilde, die aus der Erde herauszuwachsen scheinen. Die Pracht, die sich hier entfaltet, nimmt all unsre Sinne gefangen und läßt uns vergessen, daß vor uns ein Buch aufgeschlagen ist, worin die Geschichte von Jahrtausenden geschrieben steht. Reste einer ausgestorbenen Tierwelt lagen hier im Lehm verschüttet, die, als man im Heppenloch nach neuen Höhlen forschte, ausgegraben und im Höhlenmuseum zu Gutenberg mit den Funden aus der Sibyllenhöhle wohl verwahrt wurden.

In diesem Museum zeigt man dem Besucher Backen- und Stoßzähne des uralten Mammuts, Schädelknochen und Zähne des Höhlenbären und des Höhlenlöwen. Und unter Glas und Rahmen liegen zahlreiche Feuersteinsplitter, die daran erinnern, daß die ersten, zur Eiszeit auftretenden Menschen harte, kaum bearbeitete Steine als Waffen und Geräte benützten. Diese Menschen wohnten in Höhlen und nährten sich von der Jagd.

Als dann die Eiszeit einem gemäßigten Klima den Platz räumte, war der Mensch nicht mehr bloß Jäger. Er bearbeitete nun auch den fruchtbaren Boden und formte aus Lehm Gefäße, die er als Viehzüchter nicht entbehren konnte. An Stelle der ungeformten Steinwaffen traten jetzt die schön geschliffenen Steinbeile, von denen man drei Stücke in unserer Gegend gefunden

hat. Das eine bei Oberlenningen, das andere auf dem Galgenberg bei Kirchheim, das dritte an der Straße von Kirchheim nach Lindorf.

Spätere Menschengeschlechter fingen an, das Kupfer und das Eisen ihren Zwecken dienstbar zu machen. Treffliche Meister der Eisenschmiedekunst waren namentlich die Kelten. Sie haben in Kirchheim und auf den Bergen rings umher zahlreiche Spuren hinterlassen. Meistens sind es schwärzliche Scherben von Tongefäßen, die sich als keltische Reste vorfinden. Seit 1910 ist der Engelhof, seit 1913 die Limburg als Fundstätte solcher Scherben bekannt. Wertvoller waren freilich die Funde, die in dem Keltengrab bei der Schildknecht'schen Fabrik in Kirchheim 1912 gemacht wurden. Die Kelten hatten ihren Toten Bronzeringe, Sicherheitsnadeln, Muscheln und Trinkgefäße ins Grab mitgegeben. Auf keltische Spuren weisen auch eigenartig geprägte Münzen aus Silber und Gold hin. Sie heißen im Volksmund Regenbogenschüsselchen, weil sie nach heftigen Regengüssen oft aus der Erde ans Tageslicht treten und eine hohe schüsselförmige Gestalt haben. Das Volk glaubte, da wo der Regenbogen auf der Erde aufstehe, werde er von solchen goldenen oder silbernen Schüsselchen getragen. Sie zeigen entweder gar kein Münzbild oder aber einen Vogelkopf, eine Schlange und andere Darstellungen, die griechischen Münzen entnommen und in roher Weise umgestaltet sind. In Roßwälden wurde kürzlich eine keltische Münze aus Gold gefunden, die eine Nachbildung einer römischen Silbermünze (Denar) ist. Ein Kirchheimer Bürger besitzt ein Regenbogenschüsselchen aus Gold. Ob diese Münze vom Torfmoor oder von der keltischen Volksburg, dem Heidegraben zwischen dem Neuffen und Grabenstetten, stammt, läßt sich leider nicht mehr sicher nachweisen.

Auf die Kelten folgten die Römer. Das Kastell bei Köngen weist auf ihre einstige Herrschaft im Tal des Neckars und auf der Alb hin, ebenso die römischen Mauerreste in Donnstetten. Beide Ansiedelungen waren für die Kriegführung sehr wichtige Plätze und sind als solche durch eine Römerstraße gewiß in enger Verbindung miteinander gestanden. Doch fand man bis vor kurzem nur ganz unsichere Spuren von der Anwesenheit der Römer im Tecklande. Neue Fingerzeige gaben aber die 1914 gemachten Funde bei Gutenberg. Dort fand man in einer Sandgrube zahlreiche Scherben von römischen Gefäßen. Weitere Nachfforschungen sind im Gange und werden ohne Zweifel einen guten Erfolg haben.

Im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt wurden die Römer von den Alamannen aus dem Zehntland verdrängt. Es war ein kriegerisches Volk, das in blinder Wut alles zerstörte, was römischer Fleiß und römische Kunst mühsam geschaffen hatten. Fast in jedem Dorfe unseres Oberamtes kann man ihre Spuren verfolgen, am besten in Kirchheim selbst Von der Paradiesstraße bis zur Wilhelmstraße und vielleicht noch weiter gegen Westen dehnt sich

ein großes Gräberfeld aus, in dem alamannische Geschlechter ruhen. Ein zweiter alamannischer Friedhof ist beim Spitalgarten. An beiden Orten stieß man auf Gräber, die in Reihen nebeneinander lagen. Auch in Oetlingen und Dettingen wurden solche Reihengräber aufgedeckt. Der Glaube an das leibliche Fortleben nach dem Tod veranlaßte die Alamannen, den Männern ihre Waffen, den Frauen ihren Schmuck ins Grab mitzugeben. In allen Alamannengräbern, die beim Bau von Häusern oder beim Graben von Sand aufgedeckt wurden, fand man Schwerter, Lanzen, Schilde, Sattelzeug, Sporen oder auch Ton- und Glasperlen, Ohrringe, Nadeln, Anhänger, Gürtelschmuck, Schnallen u. a. Der Schmuck der Frauen war meistens aus Bronze, einer Mischung von Kupfer und Zinn, doch fand man auch zuweilen Gegenstände aus Gold, z. B. in den Reihengräbern zu Oetlingen. Mit der Einführung des Christentums hörte die Sitte, Gaben ins Grab zu legen, auf.

Für die Geschichtsforschung sind die Gräber der Alten von unschätzbarem Wert. Von der Zeit an aber, wo die Alamannen durch die Franken verdrängt worden (496), sprechen schriftliche Urkunden zu uns. Die Missionstätigkeit der Christen entfaltet sich. In unserer Gegend genießt der H. Martin von Tours, dem die Kirchheimer Stadtkirche, die Kirche zu Oberlenningen und die zu Zell geweiht werden, besondere Verehrung.



Wie ein Alamanne begraben wurde.

Die Sonne nahm Abschied vom Lenninger Tal. Die Erlen und Weiden am Ufer der Lauter und der Lindach warfen lange, düstere Schatten. Lautlos bewegte sich ein Trauerzug über die Lauterbrücke. Mägde und Knechte mit dickbauchigen Krügen und großen Schüsseln schritten voran. Dann folgten 8 Männer, die auf einer Bahre einen in weiße Leinwand gehüllten Leichnam trugen. Man begrub einen Alamannenherzog. Gesenkten Blickes folgte in schmucklosem Linnenkleid die Gattin des Verstorbenen. Andre Leidtragende schlossen sich ihr an. Stämmige Krieger, Schilder und Schwerter des Toten tragend, beschlossen den Zug. Dort, wo in langen Reihen die Gräber sich wölbten, hielt der Zug. Die Männer stellten die Bahre ab und legten den Leichnam, das Gesicht gegen Osten gewandt, auf die Erde. Die Diener brachten die Schüsseln und Krüge, mit Speise und Trank gefüllt, und stellten sie zu den Füßen ihres toten Herrn. Dann trat die trauernde Gattin hinzu, legte ihm den glänzenden Schild auf die Brust und das blanke Schwert an die Seite; um ihn zu seiner gefahrvollen Reise in die Himmelsburg auszurüsten. Nun trugen die Männer Steine

herbei und wölbten mit geschickter Hand einen Hügel über die Totenstätte.

Unterdessen hatten die Berge, die noch im Abendrot glänzten, ihre Häupter zum Schlummer gelegt. Die Schatten der Nacht senkten sich über die Landschaft. Mit dem heißen Wunsche, der Verstorbene möge glücklich zur Himmelsburg gelangen und dort freundlich empfangen werden, traten die Leidtragenden den Heimweg an.



Bischof Salomo als Gefangener auf der Diepoldsburg.

Salomo, der Bischof von Konstanz, war Kanzler am Hofe des Königs Ludwig. Als dieser im Alter von 19 Jahren starb, folgte ihm Konrad I. auf dem Thron, und Salomo führte sein Kanzleramt weiter. Des Königs u. des Kanzlers größtes Bestreben war, Einigkeit im Reich herzustellen. Sie traten daher jedem Versuch, das seit 746 eingegangene Schwaben-Herzogtum wieder aufzurichten, entgegen. Salomo wies namentlich die Ansprüche des Pfalzgrafen Erchanger auf das Herzogtum Schwaben ganz entschieden zurück. Damit zog er sich natürlich die Feindschaft Erchangers zu, der von seinem Bruder Bertold unterstützt wurde. Salomo ließ sich nicht einschüchtern und nahm den Kampf auf. Es war jedoch keine leichte Aufgabe, die beiden Brüder unschädlich zu machen. Durch ihre Kämpfe am Inn gegen die Ungarn hatten sie dem Reich einen großen Dienst erwiesen. Konrad I. sah dies ein und suchte eine Verständigung mit ihnen herbeizuführen. Durch seine Verheiratung mit ihrer Schwester Kunigunde trat er in enge verwandtschaftliche Beziehung zu ihnen. Allein die Gegensätze blieben bestehen. Besonders scharf traten sie zwischen des Königs Kanzler, Salomo, und Erchanger hervor. Des Bischofs fürstliches Auftreten, seine Prunkliebe, seine Gunst bei Hof weckten den Neid und die Abneigung des Pfalzgrafen, dessen Einkommen oftmals geschädigt wurde, wenn der König seinen Günstling mit reichen Schenkungen bedachte. Zudem wußte er genau, daß ihm der Bischof bei seinem Streben nach Erlangung der Herzogswürde hindernd im Wege stand. Im Jahr 914 begannen darum die offenen Händel. Erchanger und Bertold überfielen den Bischof und setzten ihn auf der Diepoldsburg gefangen. Ein St. Galler Mönch erzählt uns über die Gefangennahme folgendes:

Eines Tages fiel Salomo in die Hände der beiden Brüder. Sie besprachen sich, was mit ihm geschehen sollte. Ihr Neffe Liutfried, der auch zugegen war, wollte ihn mit blitzendem Schwerte töten,

aber der Bischof rettete sich durch einen raschen Seitensprung. Man führte ihn nun in einen nahe gelegenen Schlupfwinkel, befahl ihm, vom Pferde zu steigen und sich niederzusetzen, bis beratschlagt worden wäre, was mit ihm geschehen soll. Liutfried schlug vor, dem Gefangenen die Augen auszureißen oder die Rechte abzuschneiden. Die Krieger jedoch wünschten, ihn unverletzt zu erhalten. Die Fürsten ließen von ihrem Opfer nicht ab; sie beschlossen, ihn so lange bei knapper Kost gefangen zu halten, bis er ihnen nicht mehr schaden könne. Auf der Thietpoldisburg (Diepoldsburg), wo Erchangers Gemahlin, eine dem Bischof feindlich gesinnte Frau, sich aufhielt, sollte er im Gefängnis schmachten. Während der Bischof weggeführt wurde, eilten Schweinehirten herbei, um zu sehen, was hier vor sich ging. Als Bertold sie erblickte, befahl er dem Bischof: Beuge dich vor diesen, Verfluchter Gottes, und lecke ihnen die Füße, damit sie Gnade für dich erflehen! Der Bischof tat, wie ihm befohlen ward. Nun setzten ihn die Knechte auf ein altes, abgemagertes Pferd und ritten mit ihm nordwärts der Alb zu. Ein Eilbote ritt voraus, um der Schloßbewohnerin auf der Diepoldsburg die Ankunft des gefangenen Bischofs zu melden. Als die Frau diese Nachricht vernahm, schlug sie an die Brust, war bestürzt und rief mit halberstickter Stimme: Das ist der Tag, der unsern Ehren bei Gott und den Menschen ein Ende setzen wird. Alsbald ließ sie die Schloßkapelle u. den Altar zum Gottesdienst schmücken. Einigen Priestern, die zugegen waren, befahl sie, den Bischof mit dem Evangelienbuch zu empfangen. Als die Knechte mit dem Gefangenen vor dem Burgtor ankamen, verließ sie die Kemnate, eilte die steinernen Treppen hinab, bewillkommte den Bischof mit großer Ehrenbezeugung und führte ihn ins Schloß. Dann befahl sie, ein Bad zu bereiten, damit sich der Bischof vom Staub und Schweiß reinigen könne. Nach dem Bad wurde der Gefangene an den Tisch der Herzogin geführt und aufs beste bewirtet. Dieser guten Behandlung durfte sich Salomo während seines ganzen Aufenthalts erfreuen. Nur die Freiheit fehlte ihm. Er konnte indessen hoffen, daß sie ihm sein König so bald als möglich bringen werde. Er hatte nicht vergebens gehofft.

Konrad I. eilte herbei und zog gegen seinen Schwager Erchanger. Bei Ofterdingen fiel dieser in die Hände des Königs. Salomo erhielt jetzt die Freiheit. Erchanger wurde des Landes verwiesen. Aber damit war des Königs und des Bischofs Gegner noch nicht unschädlich gemacht. Erchanger ruhte nicht. Er schloß sich den Feinden des Königs an, und es gelang ihm mit deren Hilfe, sich zum Herzog von Schwaben zu machen (915). Er sollte sich nicht lange dieses Glückes freuen. Ein Jahr darauf (Sept. 916) wurde er auf die Synode von Hohenaltheim im Ries geladen. Er folgte dem Befehl des Königs und erschien mit seinem Bruder Bertold. Beide hofften auf einen gütlichen Ausgleich. Allein es stand schlecht um

Erchangers Sache. Die Beschuldigungen, die man auf der Versammlung gegen die Brüder vorbrachte, waren so schwer, daß man nicht an einen Vergleich, noch weniger aber an einen Freispruch denken konnte. Sie waren des Eidbruchs an ihrem König und des Kirchenraubs angeklagt. Auch sollten sie sich wegen der Gefangensetzung des Bischofs von Konstanz verantworten. Die Verhandlungen auf der Synode verliefen für die beiden Angeklagten recht ungünstig. Sie wurden zu lebenslänglicher Buße im Kloster verurteilt. Konrad aber und sein Kanzler Salomo wollten eine noch härtere Bestrafung. Sie setzten ihren Willen auch durch: am 21. Januar 917 wurden Erchanger und Bertold, sowie ihr Neffe Liutfried auf Befehl des Königs in Oetlingen enthauptet.



Die Teck.

I. Beschreibung.

Stolz steht sie da, die erhabene Königin der Berge im Lenninger Tal. Kühn erhebt sie ihr gekröntes Haupt, und in blendenden Farben leuchten die Edelsteine ihres Diadems weithin bis zum fernen Westen — es ist das Zauberspiel des Widerscheines vom untergehenden Feuerball, der sich in den Fenstern des Turmes spiegelt. Ihren Busen ziert eine Perlenkette aus silbergrauen Steingebilden. Je nach der Jahreszeit umhüllt den schlanken Körper ein farbenprächtiges Kleid, das vom duftigen Violett zuerst zum Hellgrün, dann zum Dunkelgrün übergeht, um später die Frühlings- und Sommerfarben mit dem herbstlichen Rot u. Braun zu vertauschen. Im Winter wirft sie sich in ein bräutlich Gewand und verbreitet einen Glanz um sich her, der ans Märchenhafte grenzt. Mit Wohlgefallen beschaut sie ihre hinreißende Schönheit bald im Spiegel der Lauter bald im Bissinger See. Auch wir freuen uns ihres einzigartigen Glanzes, und unsre Augen können sich nicht satt sehen an dem bunten Wechsel der Formen und Farben, der uns beim Anblick der Teck entgegentritt. Wenn sie aber je und je statt eines purpurnen oder goldenen Schleiers einen tief violetten umwirft, dann scheint sie zum Greifen nah, und dann überkommt uns Freude und Wehmut zugleich: Freude über das wohltuende Blau und Wehmut in der Gewißheit, daß der nächste Tag das schöne Bild durch Nebelschleier und Regenschauer verhüllen wird.

Hat der Wanderer die Spitze des Berges erreicht, so bleibt er erstaunt stehen vor dem entzückenden Bild, das sich hier seinem Auge darbietet. Zu seinen Füßen dehnt sich der dunkle Wald aus. Dann kommt das tiefe Tal, dessen Wiesen von wogenden Kornfeldern

unterbrochen werden. Da und dort tauchen aus dem lieblichen Grün die roten Ziegeldächer und die blendend weißen Giebel der Bauerndörfer auf. Dahinter ragen in scharf gezeichneten Umrissen



Die Teck.

wuchtige Bergriesen, vielfach mit Ruinen gekrönt, empor. In weiter Ferne verlieren sich allmählich die Linien, und das Violett der Berge verläuft in das Blau des Himmels, das unsern Blick be-

grenzt. Manch einer aber, dem das Glück besonders hold war, hat es erlebt, daß sich der blaue Vorhang höher hob als sonst und er hineinschauen durfte in die erhabene Alpenwelt. Aber auch derjenige, dem dieser Ausblick nicht vergönnt war, wird beglückt den Berg verlassen und mit Mörike einstimmen in die Worte:

Hier ist Freude, hier ist Lust
wie ich nie empfunden!
Hier muß eine Menschenbrust
ganz und gar gesunden!
Laß denn, o Herz, der Qual
froh dich entbinden!
Wirf sie ins tiefste Tal!
Gib sie den Winden!

Mag da drunten jedermann
seine Grillen haben;
wer sich hier nicht freuen kann,
lasse sich begraben!
Laß denn, o Herz, der Qual
froh dich entbinden!
Wirf sie ins tiefste Tal!
Gib sie den Winden!

2. Die Geschichte der Teck.

Gegen Osten und Süden türmt sich vor unsern Augen ein mächtiger Gebirgswall auf. Eine Reihe von Bergriesen sperrt den Eingang zum Gebirge. Unter diesen ragt die Teck als Vorposten am weitesten ins Neckartal herein. Gewiß hat sie darum schon in den ältesten Zeiten eine Bedeutung gehabt. Nicht ohne Grund ist ihr Haupt von herrlichen Sagen umwoben. In dem Dunkel der Wälder ringsumher trieben Zwerge, Kobolde und Riesen ihr geheimnisvolles Wesen. Priester und weise Frauen, allen voran die Sibylle, brachten in heiligen Hainen den Göttern ihre Opfer dar.

Die Spalten, Risse und Höhlen im Gebirge boten den Höhlenbären und Höhlenlöwen, die einst in den Wäldern gehaust haben, einen Unterschlupf. Schädel und Knochen dieser Tiere wurden in der Höhle unter der Teck ausgegraben. Auch Spuren der Kelten lassen sich in der Gegend der Teck nachweisen. Der Berg dürfte für dieses Volk ein wichtiger Beobachtungsposten gewesen sein. Noch manche Geheimnisse mögen im Schutt der Jahrhunderte begraben worden sein bis zu der Zeit, da der Berg mit einer stolzen Burg gekrönt wurde. Die alte Burg auf der Teck verdankt ihre Entstehung der Familie der Zähringer, die ihren Sitz auf der Limburg hatte. Als erster Herzog auf dem Bergschloß wird Adalbert genannt. Ihm gehörten fast alle Städte und Dörfer des Bezirks Kirchheim. Die Ritter auf den benachbarten Burgen waren seine Dienstleute. Auch im Schwarzwald, am Neckar und am Rhein, selbst in der Schweiz besaß er Güter. Man trifft ihn häufig an der Seite der Hohenstaufen. Die Blütezeit des Herzogsgeschlecht von der Teck fällt in die Zeit des 13. Jahrhunderts. Die guten Beziehungen zum Kaiserhaus wurden weiter gepflegt, namentlich unter Kaiser Rudolf von Habsburg. Als dieser gegen Nürtingen und Stuttgart zog (1286), unterstützte ihn der Herzog von Teck.

Eine enge Freundschaft knüpfte sich auch zwischen dem Kloster in Kirchheim und den Herzogen von Teck an. Als besonderer Gönner des Klosters wird Konrad von Teck gerühmt. Unter seinem Schutz und Schirm dehnte sich das Nonnenkloster immer mehr aus. Der Herzog baute sich in dessen Nähe ein Herrschaftsgebäude, worinnen er je und je Hof hielt. Man vermutet, daß es das spätere Widerholtshaus, das jetzige Frauenstift, gewesen ist. Seine hochherzige Gesinnung ehrten die Klosterfrauen dadurch, daß sie ihm nach seinem Tod in dem Klosterfriedhof ein Plätzchen einräumten.

Im 14. Jahrhundert schwand der Glanz des Herzogshauses allmählich dahin. Am 13. Dezember 1303 verkaufte Herzog Hermann von Teck die halbe Burg Teck, die halbe Stadt Kirchheim, die Burgen Hahnenkamm und Diepoldsburg um 6000 Mark Silber an Oesterreich. Von dieser Zeit an bemühten sich die Grafen von Württemberg, in den Besitz der Herzogtums Teck zu gelangen. Bald verhandelten sie mit Oesterreich, bald mit den Teckherzogen. Im Jahr 1325 erwarben sie von Oesterreich die Teckgüter. Damit ihnen Oesterreich nicht wiederum hemmend in den Weg trete, ließen sie sich zur selben Zeit von den Teckherzogen versprechen, daß sie ihre Güter niemals an Oesterreich abtreten werden. Als die Tecker wieder einmal in Geldverlegenheiten waren, lieh ihnen der Württemberger Graf die nötige Summe gegen Verpfändung der noch übrigen Teckgüter innerhalb seines Landes. An eine Wiedereinlösung dachten weder die Herzoge von Teck noch der Graf von Württemberg. 1381 trat Friedrich von Teck die noch übrige Hälfte der Burg und Festung Teck samt der halben Stadt Kirchheim mit den Vorstädten und dem Weiler Lindach um 17500 Gulden an Graf Eberhard von Württemberg ab.

Bald darauf kam auch das damalige Städtchen Gutenberg samt seiner Burg, sodann Owen, wo das Erbbegräbnis war, samt allen Besitzungen im Lenninger Tal um 8400 Gulden an Württemberg (1385). Im 15. Jahrhundert gelang es zwar den Herren von Teck, als Ersatz für die abgetretenen Güter, neue zu erwerben. Durch Erbschaft kamen sie in den Besitz der Herrschaft Mindelheim in Bayern mit 25 Dörfern und 27 Weilern und Höfen. Aber ihr Untergang war dadurch nicht abzuwenden. Der letzte ihres Geschlechts, Herzog Ludwig, Patriarch von Aquileja, starb im Jahr 1439.

Wohl war nun das Geschlecht der Teckherzoge ausgestorben, aber ihr Name lebte in so guter und ehrenvoller Erinnerung im deutschen Lande fort, daß Kaiser Maximilian, als er Eberhard im Bart auf dem Reichstag zu Worms in den Herzogsstand erhob, diesem „reichsten Fürsten" zu dem Titel eines Herzogs von Württemberg noch den eines Herzogs von Teck verlieh. Die kaiserliche Urkunde bestätigt diese Ehrung mit folgenden Worten: „Und wie-

wohl das Herzogtum zu Teck mit andern dem Herzogtum Württemberg auch einverleibt und vereinigt ist, so geben wir doch zu für uns und unsre Nachkommen und wollen, daß sich der obgemeldete Herzog Eberhard zu Württemberg und seine Nachkommen von solchem Herzogtum zu Teck Titel, Wappen und Namen, auch alle Ehren und Würden gebrauchen sollen und mögen". Von dieser Zeit an führten die württembergischen Fürsten (bis 1806) außer den Hirschhörnern, den Barben und der Reichssturmfahne auch das Wappenbild der alten Teckherzoge in ihrem Schild. Es waren in Schwarz oder in Gold ausgeführte Wecken oder Rauten, deren Zahl wechselte.

Verfolgen wir das Schicksal der Burg weiter, so erfahren wir, daß sie am 4. April 1519 in die Hände des Schwäbischen Bundes fiel. Doch durfte sich dieser nicht lange seines stolzen Besitztumes erfreuen. Ende April 1525 zogen aufrühriſche Bauern vom Filstal herüber ins Lautertal. Sie hatten es besonders auf die reichen Klöster u. Herrensitze abgesehen. Auf dem Marsch nach Kirchheim zerstörten sie in Notzingen die Wohnung des Kaplans und das Schloß des Hans Spät von Thumnau. Ein größerer Teil des Heeres blieb unter der Führung von Matern Feuerbacher in Kirchheim. Dieser schickte den Profoßen zu Hans Wunderer, dem Befehlshaber des Bauernheeres, u. ließ ihm sagen, er solle das schöne Schloß schonen u. nur drei Geschütze mitnehmen. Wunderer hatte dafür kein Verständnis. Er sandte den Profoßen Hans Metzger von Besigheim mit drei Bewaffneten auf die Teck, u. diese führten ihr Werk zur Zufriedenheit des Bauernführers aus. Am 3. Mai stand auf der Hahnweide der große Haufe der Bauern zum Abmarsch bereit und sah mit Befriedigung, wie mächtige Rauchwolken von der Teck zum Himmel stiegen; aber sie weigerten sich, ihren Marsch fortzusetzen, bevor nicht auch glühende Feuergarben den Untergang des Schlosses in Dettingen verkündigten. Ihrem Wunsche wurde entsprochen. Die Bauern setzten ihren Weg fort, der sie am 12. Mai in der Schlacht bei Böblingen dem sichern Tod entgegenführte.

Zwei Jahrhunderte lang zeugten die Trümmer der Teckburg von der Zerstörungswut der Bauern, bis Herzog Karl Alexander den Plan faßte, den Hohenstaufen, den Neuffen und die Teck mit einem Burgschloß zu krönen. Er hoffte auf diese Weise gegen die Franzosen, die immer noch sein Land beunruhigten, besseren Widerstand leisten zu können. Die Floßgesellschaft in Freudenstadt sollte zu dem Bau das nötige Tannenholz liefern. Man brachte es auf Flößen den Neckar herab und führte es von Wendlingen aus auf die Teck. Auch manche Eiche, die seither stolz aus den waldigen Höhen ins Tal hinabgeschaut hatte, mußte ihr Leben lassen. Nach umfangreichen Vorbereitungen wurde mit der Ausführung des großartigen Planes begonnen. Zuerst erstellte man ein geräumiges

Wachthaus mit zwei Stockwerken. Kaum war dies Gebäude vollendet, da starb der Herzog. Sein Nachfolger hatte weder Lust noch übriges Geld zur Fortsetzung des Baues. Niemand kümmerte sich mehr um das begonnene Werk. Stürme rissen die Dachplatten des Wachthauses ab, so daß Regen u. Schnee ungehindert eindringen konnten. Diebesvolk u. anderes herrenloses Gesindel suchten das unbewohnte Haus auf und trieben darin ihr Unwesen. Um einem raschen Zerfall des Gebäudes vorzubeugen, wies die Regierung einige Kriegsinvaliden an, auf der Teck Wohnung zu nehmen; aber bei einem Monatsgehalt von 1 Gulden verzichteten die alten Soldaten gerne auf diesen Erholungsaufenthalt u. verließen die rauhe, menschenleere Gegend. Es wurden dann die Gemeinden Owen, Dettingen und Bissingen beauftragt, abwechselungsweise auf je 8 Tage Wachen für die Teck zu stellen. Auch sie konnten nicht hindern, daß das stattliche Wachthaus bald nur noch einer verwahrlosten Hütte glich und schließlich abgebrochen wurde.

Rege Bautätigkeit entfaltete sich erst wieder, als der Kirchheimer Verschönerungsverein begann, eine Schutzhalle zu erstellen und die vorhandene Turmruine auszubauen. Mit einem Kostenaufwand von 20000 Mark wurde das Bauwerk im Jahr 1389 vollendet. Nun grüßt der Turm der Teck weit hinaus in die schwäbischen Lande und lädt den Wanderer zum Besuche ein. Wer seiner Einladung folgt, wird durch die Fernsicht reich belohnt werden, die man vom Turmkranz aus, 800 Meter über dem Meer, genießt.



Sulzburg, Rauber und Diepoldsburg.

Wenn an sonnenhellen Tagen der Schwarm der Wanderer den Städten auf der Lenninger Bahn entflieht, um sich in Gottes Natur Labung und Stärkung zu suchen, dann lockt nicht wenige das Dreigestirn der Wielandsteine an, das über dem blütenreichen Tal leuchtet. Die meisten übersehen die drei andern Glanzpunkte bei Unterlenningen, die freilich durch die grünen Schleier der Bäume ein wenig verhüllt werden: die Sulzburg, den Rauber und die Diepoldsburg. Schon um ihrer reizenden Lage und der sich bietenden Aussicht willen sind sie eines Besuches wert. Hat sich dann das Auge an den Wundern des Tales und der Berge satt gesehen, so dringt aus dem Strauchwerk und den alten Mauerresten eine schwache Stimme aus der Vergangenheit zu unsern Ohren und erzählt uns von der unbändigen Kampfeslust der Rittergeschlechter und von den unzähligen Raufereien, die Raub und Zerstörung im Gefolge hatten. Davon zeugt ja mit seltener Offenherzigkeit der Name „Rauber", den eine der drei Ruinen führt.

Unter den Burgen des Lenninger Tals geht die Geschichte des Raubers am weitesten in die Jahrhunderte zurück. Ehe das Raubritterwesen um sich griff, führte er einen Namen, der im Neckargau einen guten Klang hatte. Es war die „untere Diepoldsburg", an deren Fuß ein alter Heerweg (Sattelbogen) vorüberzog. Die Lage der Burg auf einer vorspringenden Bergzunge weist darauf hin, daß sie die ältere der beiden Diepoldsburgen ist. Sie wäre demnach das Besitztum des Schwabenherzogs Erchanger gewesen, der den Bischof Salomo III. von Konstanz hier gefangen hielt. Von der oberen Diepoldsburg, deren Spuren heute stark verwischt sind, war die untere durch einen tiefen Graben getrennt. Stattliche Reste sind von ihr noch übrig geblieben, die sich wie ein Räuber hinter dichtem Gebüsch verstecken.

Im 15. Jahrhundert war die Doppelfeste Diepoldsburg ein Lehensgut des Grafen von Württemberg, das sie an den Truchseß Hans von Bichishausen abgetreten hatten. Eine Tochter dieses Lehensträgers heiratete Dietrich Späth von Sulzburg (1444). Mit dieser Heirat kam die Diepoldsburg samt ihren Gütern zu Ober- und Unterlenningen, zu Brucken und Dettingen, zu Grabenstetten und Zeiningen in den Besitz der Herren auf der Sulzburg.

Die Erbauer der Sulzburg sollen die Herren von Lendingen oder Lenningen gewesen sein. Von einem Kuno von Lendingen wird erzählt, er sei wegen seiner Gewalttätigkeiten der Schrecken der Gegend gewesen und hätte sich schließlich, weil er von allen Bewohnern der Gegend gehaßt und angefeindet worden, ins Kloster Zwiefalten flüchten müssen. Zur Blütezeit der Teckherzoge standen die Sulzburg und die Diepoldsburg wie die übrigen Burgen der Nachbarschaft jedenfalls unter der Herrschaft der Tecker. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts aber hatten die Grafen von Württemberg ihre Hand darauf gelegt. Als deren Lehensleute werden zuerst Conz von Neidlingen und Werner von Neidlingen erwähnt. Dann folgte das Geschlecht der Späth, deren Name in der Geschichte Württembergs, namentlich zur Zeit des Herzogs Ulrich, nicht unbekannt blieb. Ein Hans Späth war 1474 Burgvogt auf dem Neuffen, und Dietrich Späth, der Obervogt von Urach und Besitzer der Güter zu Neidlingen, Sulzburg, Diepoldsburg, Zwiefalten und Ehstetten war es, der mit Ulrichs Gemahlin Sabina entfloh und den man bezichtigte, er habe einem Mann von Urach Geld angeboten, daß er den Herzog erschieße. Ulrich hat sich an dem ungetreuen Beamten gerächt, indem er einige Dörfer einnahm, die dem Späth gehörten, und dessen Burgen, darunter jedenfalls auch die Diepoldsburg, zerstörte. Unter Herzog Christoph ist das Späthsche Geschlecht wieder zu Gnaden gekommen.

Als die erbberechtigte männliche Linie ausstarb, ging die Sulzburg in den Besitz von Ulrich Schilling von Cannstatt über, der die Erbin Anna Späth geheiratet hatte. Die beiden bewohnten das

Schloß in Owen (das jetzige Rathaus), das schon Dietrich Späth 1489 erworben hatte. Außer den schon erwähnten Gütern nannten sie auch die Wielandsteine ihr eigen. Ulrich Schilling verkaufte diese jedoch im Jahr 1533 an die Gemeinde Oberlenningen um 2100 Gulden. Die Sulzburg dagegen blieb über ein Jahrhundert lang Eigentum seiner Familie. Noch heute erinnern uns daran alte Marksteine bei der Ruine, auf denen das Wappen der Schilling von Cannstatt, eine Kanne, deutlich sichtbar ist.

Die Herren von Cannstatt waren übrigens nicht im Vollbesitz der ehemaligen Sulzburger Güter. Ein Zweig der Späthschen Familie hatte Anspruch auf Sulzburger Zinsen und Gefälle aus Aeckern und Wiesen zu Ober- und Unterlenningen, namentlich aber zu Brucken. Diese kleine Gemeinde war verpflichtet, jährlich 65 Gulden an Geld, ein Simri Oel, 20 Stück Käse, 1000 Stück „Kabiß- oder Weißkrautsetzling", 20 alte, 115 junge Hühner, 560 Eier, 2 Scheffel Roggen, 16 Scheffel Dinkel und 19 Scheffel Haber zu liefern. Das entsprach einem Kapitalwert von 9000 Gulden. Diese Gilten und Gefälle bot 1621 Kaspar Späth von und zu Sulzburg und Dettingen, Domherr des Erzstiftes zu Mainz, dem württembergischen Fürsten zum Kauf an. Ein solcher kam jedoch erst 1698 durch Herzogin Magdalene Sibylle zustande. Unter ihrer Verwaltung stand der landwirtschaftliche Betrieb auf der Sulzburg in schönster Blüte. Als sie 1712 im Schloß zu Kirchheim verschied, trat ihr Hofmeister Benjamin von Menzingen das Erbe auf der Burg an. Was über die Ringmauer emporragte, war nicht gerade ein glänzendes Schloß, aber immerhin groß genug, um bequem und gesund darin zu wohnen. Von Norden her führte ein hohes Tor zu dem Hofraum. Zur Linken stand die Wohnung des Burgvogts, die damals Matthäus Stahl inne hatte, der ein Alter von 103 Jahren erreichte. Zur Rechten befand sich eine Scheuer mit Ställen. Weiter gegen Süden erhob sich das Schloß mit zwei Stockwerken. Inmitten des Schloßhofes ergoß ein Röhrenbrunnen das zugeleitete klare Lauterwasser in einen schön gehauenen steinernen Trog. Am Fuß des Berges stand ein großes Viehhaus, das sich in dem schwefelhaltigen Wasser eines Sees spiegelte, der sich zwischen der Sulzburg und dem Albrand ausdehnte. Zu dem landwirtschaftlichen Betrieb gehörte noch ein drittes Viehhaus auf der Diepoldsburg. Was an Wald, Wiese und Ackerland zum Gut gehörte, stand damals hoch im Wert und war darum gut versteint. Es klang jetzt wie ein Märchen aus alten Zeiten, wenn man sich daran erinnerte, daß die Brüder Dietrich und Wilhelm Späth im Jahr 1434 die „Vestin mit soviel Zugehörde zu Lehen hatten, als einer mit einem Stein von der äußeren Mauer an dem Schloß herab und wieder hinauf werfen mag."

Bis zum Jahr 1819 war die Sulzburg Besitztum der Herren von Menzingen; dann ging sie in Privatbesitz über. Der Glanz

der früheren Zeit war dahin, die stolzen Mauern der Burg zerfallen. Aus den Trümmern hatte man am Fuß des Berges neben dem Viehstall ein zweistockiges Wohnhaus erstellt. Die Güter der Sulzburg wurden an Bürger von Unterlenningen, die der Diepoldsburg an Oberlenninger verkauft.

Im Jahr 1849 erwarb Kameralverwalter Lang von Horb alle Güter, die einst zur Diepoldsburg gehörten, samt dem neugebauten Wohnhaus. Er machte den Versuch, eine eigene Markung zu erhalten und seinem Besitztum die Eigenschaft eines Rittergutes zu verschaffen. Allein die Regierung ging auf seine Pläne nicht ein; denn durch die Aufteilung der Grundstücke war die Steuerfreiheit und die Gerichtsbarkeit innerhalb seiner Grenzen und damit der Charakter eines adeligen Gutes verloren gegangen.



Der Reußenstein.

Weit hinten im Neidlinger Tal, wo jäh abstürzende Felswände das Tal einfassen, thront auf stolzer Höhe, vom Sonnenglanz vergoldet, die Ruine Reußenstein. Ob ihrer reizenden Lage auf steilem Felsen wäre man gar zu gern versucht, sie den Lichtenstein des Neidlinger Tals zu nennen; allein in unmittelbarer Nähe des Reußensteins ist ein Bergkegel, der, weil er sich ebenfalls Lichtenstein nennt, dagegen Einspruch erheben würde. Zudem hat unsre Ruine auch keine Empfehlung durch angesehene Verwandte oder Bekannte nötig. Sie ist so einzigartig schön und durch ihre Sage vom Riesen Heim so gut bekannt, daß sie auf empfehlende Vergleiche verzichten kann. Und der Glorienschein der Sage, der ihr graues Haupt umstrahlt, leuchtet freundlich hinüber in die Geschichte der Burg, deren Anfänge noch in Dunkel gehüllt sind.

Im 13. Jahrhundert lebte in Kirchheim ein Rittergeschlecht, das sich Rüß oder Reußen nannte. Sie besaßen Aecker, Wiesen und Weinberge und nannten eine Mühle ihr eigen. Zu diesen Gütern kaufte Ritter Konrad Küzin, der Rüße genannt, den „Hof zu Kirchheim vor der Stadt" mit samt den Häusern, Scheunen, Gärten und Gütern, die dazu gehörten (1345). Von ihm wird auch gemeldet, daß ihn die Bauern zu Wangen, einem untergegangenen Dorf in der Nähe Kirchheims, ihren Herrn nannten (1346). Außerdem war er im Besitz der Burg „vom Stein" und was auf der Alb an Gütern dazu gehörte. Er hatte seit 1340 von seinem Vetter Johann von Stein, der schon 1317 als Vogt zu Teck genannt wird, käuflich erworben.

Aus diesen Angaben geht hervor, daß Konrad Rüße sehr begütert und in den Augen seiner Zeitgenossen fabelhaft reich war. In Anbetracht des großen Reichtums ist ihm wohl seine alte Burg

„vom Stein" (Reußenstein) zu bescheiden gewesen, so daß er anfing, eine Burg zu bauen, deren Mauern jedem Sturm zu trotzen vermochten. Keck auf einer Felsenspitze erstellt, war sie nur von Osten her zugänglich. Aber hier sperrte zuerst ein Wallgraben den Eingang. Dann kam ein kleiner Vorhof. Hinter diesem öffnete sich der breite Burggraben. Auf einer Vorburg schritt man über ihn hinweg zur Hauptburg mit ihren zwei Meter dicken Mauern. Ein vier Stock hoher Palas mit einem noch höheren Bergfried zur Seite ragte kühn in den blauen Himmel. Das war ein Bau, wie die einfachen Leutlein von der Alb noch nie einen gesehen hatten. Mit nicht geringem Erstaunen sprach man davon selbst in der Hütte des ärmsten Bauern. Die Einbildungskraft des Volkes schmückte das große Ereignis noch weiter aus, und so entstand schließlich die bekannte Sage vom Bau des Reußensteins und von den unermeßlichen Goldschätzen seines Erbauers.



Der Reußenstein.

Die späteren Glieder der Familie Reußenstein tauchen bald als Ritter und Reisige bald als geistliche Würdenträger auf; aber keiner von ihnen konnte die väterliche Burg behaupten. Durch die schmähliche Uebergabe des Hohenstaufen an die aufrührerischen Bauern hat einer von den letzten Reußensteinern eine traurige Berühmtheit erlangt. Es war Hans Michel von Reußenstein auf Schloß Filseck. Er hatte in Abwesenheit des Burgvogtes den Befehl über die allerdings schwache Besatzung übernommen. Aber nach einer schwächlichen Gegenwehr nahm der Reußensteiner mit seinen Mannen Reißaus, u. die Bauern brannten die Burg nieder.

Die Burg Reußenstein kam schon im Jahr 1394 in die Hände des württembergischen Grafen, der sie dem Burgnachbar Hans

von Lichtenstein unter dem Vorbehalt des Oeffnungsrechts überließ. Dieses Recht wahrten sich die Württemberger auch dem späteren Besitzer, Dietrich Späth von Ehstetten, und seinen Nachfolgern, den Helfensteinern, gegenüber und verpflichteten dadurch die Burgeigentümer zur Freundschaft mit dem Haus Württemberg. Im Jahr 1441 ging die Burg um 1900 Gulden in den Besitz des Grafen Johann von Helfenstein über. Der weiße Bär im roten Wappen der Reußensteiner war verschwunden, der Elefant der Helfensteiner dafür an seine Stelle getreten. Obwohl die Helfensteinsche Familie schon im Jahr 1627 ausstarb und ihre Güter dann dem Kurfürstentum Bayern einverleibt worden waren, bis sie 1810 Württemberg zugeteilt wurden, fristet der Helfensteiner Elefant noch sein Dasein in den Wäldern um den Reußenstein her. Doch nicht so, daß man sich vor ihm fürchten müßte. Er begegnet uns nur im Bild auf den alten, mit Moosen und Flechten überzogenen Marksteinen, die einst die Westgrenze des Helfensteiner Gebiets bezeichneten.

Mit den Nachbarorten Neidlingen, Ochsenwang und Randeck, die seit alten Zeiten einem Lehensherrn der Württemberger unterstellt waren, kamen die Helfensteiner wenig in Berührung. Nur der Pfarrherr von Neidlingen stand in engerer Fühlung mit den Burgherren. Zu seinem Einkommen gehörte der sogenannte Blutzehnte, den er auf dem Reußensteiner Maierhof erheben durfte. Er bestand alten, verbrieften Rechten gemäß, die jedenfalls auf Hans von Lichtenstein zurückgehen, darin, daß dem Geistlichen das zehnte Ferkel im Schweinestall des Reußensteins abgeliefert werden mußte.

In der Geschichte hat der Reußenstein weder unter den Helfensteiner Grafen noch unter der kurbayerischen Regierung eine Berühmtheit erlangt. Als er dann dem Land Württemberg zugeteilt wurde, waren seine Mauern zerfallen. Aber seine stolzen Trümmer reden zu uns von Glanz und Herrlichkeit der alten Ritterzeit.



Die Limburg.

Nahe bei Weilheim liegt ein schön gerundeter Berg, auf dessen Spitze einst eine weithin bekannte Burg, die Limburg, stand. Darin wohnte schon vor dem Jahr 1000 ein alamannisches Herzogsgeschlecht, die Zähringer. Der erste dieses Geschlechts, von dem uns die Geschichte erzählt, war Bertold I. Er hatte nicht bloß Besitzungen im Neckargau, auch im Schwarzwald und im Breisgau baute er die Burg Zähringen, woher sein Geschlecht den Beinamen erhielt.

Der deutsche Kaiser Heinrich III. hatte Bertold I. das Herzogtum Schwaben versprochen und ihm zum äußeren Zeichen und

als Unterpfand dafür einen goldenen Ring gegeben. Allein der Kaiser starb, ehe er sein Versprechen einlösen konnte. Für seinen minderjährigen Sohn übernahm nun die Kaiserin Mutter die Regentschaft. Umsonst zeigte ihr Bertold seinen Ring und machte seine Ansprüche auf das Herzogtum Schwaben geltend, die Regentin übertrug es ihrem Tochtermann Rudolf, Graf von Rheinfelden, der jetzt Rudolf von Schwaben genannt wurde. Auch als ihr Sohn, Heinrich IV., die Regierung übernahm, wurde das Unrecht nicht wieder gut gemacht. Trotzdem schloß sich Bertold dem Kaiser auf seinem Zug gegen die Sachsen an. Dabei erfocht Heinrich glänzende Siege und stärkte damit seine Macht. Das war den kleineren Machthabern in Deutschland recht unbequem. Auch Bertold teilte diese Gesinnung und schloß sich darum Rudolf von Schwaben an, der 1077 zum Gegenkönig gewählt worden war. Die Wahl Rudolfs hatte einen schrecklichen Bürgerkrieg zur Folge, der Schwaben und Franken heillos verwüstete. Heinrichs Heere hausten in unsrer Gegend wie die Wilden. Die Krieger verwandelten die Gotteshäuser in Pferdeställe, prügelten die Geistlichen, mißhandelten die Frauen, steckten sie in Mannskleider und schleppten sie fort. Wer von den Männern noch am Leben blieb, erfuhr eine unmenschliche Behandlung. Viele wurden gezwungen, den Wagen oder den Pflug zu ziehen. Noch hundert Jahre später sprach man von dem Elend und dem Jammer dieser Zeit, auf die jedenfalls die Sage von dem Lintwurm auf der Limburg, die von einer verödeten und menschenleeren Gegend zu berichten weiß, zurückzuführen ist. Bertold I. wurde ob der greulichen Verwüstung seiner Güter wahnsinnig und starb auf der Limburg (1078). Man begrub ihn im Kloster Hirsau, weil das von ihm gegründete Kloster in Weilheim in der bösen Kriegszeit nicht fertig geworden war. Vor einigen Jahren hat man das längst vergessene Grab des unglücklichen Zähringers unter den Klosterruinen Hirsaus entdeckt.

Mehr Glück hatten seine Söhne. Bertold II. hielt wie sein Vater zur Partei des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben und heiratete dessen Tochter. Mit ihr bekam er das Herzogtum Burgund. Bertholds Bruder, der Mönch Gebhard in Hirsau, ließ sich, um gemeinsam mit seinem älteren Bruder dem Kaiser zu trotzen, als Gegenbischof für den Konstanzer Bischofsstuhl aufstellen. Als solcher vollzog er die Einweihung an dem unterdessen fertig gewordenen Kloster zu Weilheim. Allein in den fortwährenden Kriegszeiten war es für ein Kloster am Fuße der Limburg zu unruhig und zu gefährlich, und Bertold fand für seines Vaters Stiftung bald ein besseres Plätzchen. Er baute das Kloster St. Peter im Schwarzwald mit einer Kirche und einem Erbbegräbnis. In Weilheim blieben nur wenige Mönche zurück; die meisten siedelten ins neue Kloster über, das ebenfalls von dem Bischof Gebhard geweiht wurde.

Einstweilen war Heinrich IV. Kaiser geworden. Eine Zeitlang hatten ihn alle deutschen Fürsten verlassen, nun aber war er mächtig geworden. Bertold II. mußte nachgeben und auf seine Ansprüche auf das Herzogtum Schwaben verzichten. Dieses war unterdessen dem Hohenstaufen Friedrich als Lehen zugefallen. Den restlichen Teil der Schweiz mit dem Hauptort Zürich dagegen durfte Bertold behalten. Auch wurde ihm sein Herzogstitel bestätigt.

Die Nachkommen Bertolds traten in ein enges Freundschaftsverhältnis zu den hohenstaufischen Kaisern. Bertold III. folgte dem Ruf Barbarossas und zog mit ihm einigemal nach Italien. Auf einer dieser Kriegsfahrten fiel er im jugendlichen Alter. Sein Bruder Konrad gründete die Stadt Freiburg im Breisgau. Dessen Sohn, Bertold IV., gründete Freiburg in der Schweiz, Bertold V. die Stadt Bern. Von einer Seitenlinie dieser Zähringer stammen die Großherzoge Badens ab, die sich auch Zähringer nennen. Auch die Herzoge von Teck sind aus dem Geschlechte der Zähringer hervorgegangen. Während nun auf der Teck und auf dem Aichelberg nahe Verwandte zu Glanz und Ansehen emporstiegen, schwand die Herrlichkeit der Zähringer auf der Limburg dahin. Ihre Burg zerfiel sehr rasch, und bald war jedes Gemäuer der Feste verschwunden. Erst durch Grabungen hat man 1913 Spuren der alten Ringmauer aufgedeckt. Bei dieser Gelegenheit stieß man auch auf die Reste der im 15. Jahrhundert erbauten Michaelskirche, deren Grundmauern jetzt freigelegt sind. Ehemals geschmückt mit einer stolzen Ringburg und später mit einem schmucken Gotteshaus, steht die Limburg nun einsam und verlassen da, wie drüben der Hohenstaufen, mit dem sie einst an Besitz und Macht wetteiferte.

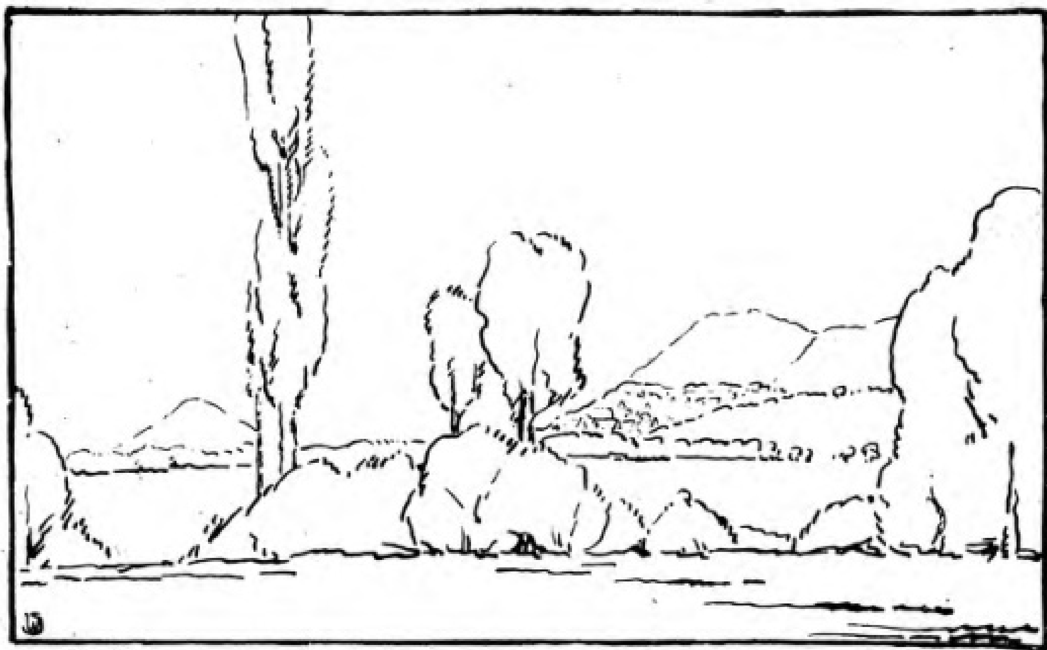


Die Grafen von Aichelberg.

Unter den Bergen, die aus der Kirchheimer Albkette hervorragen, würde der Aichelberg wegen des hinter ihm liegenden, höheren Turmberges fast unbeachtet bleiben, wenn sich nicht das Dorf gleichen Namens so malerisch schön an seinen Hang schmiegen würde. In alten Zeiten war dies anders. Da thronte auf dem Gipfel des Berges eine stolze Burg, die man nicht so leicht übersehen konnte. Darin wohnte ein mächtiges, kriegerisches Geschlecht, die Grafen von Aichelberg.

Wir begegnen diesen Herren zuerst im Gefolge der Hohenstaufen; auch nach der Hohenstaufenzeit hielten sie an der Treue zum Kaiserhaus fest. Im Jahr 1314 gelobten Ulrich und Diepold von Aichelberg dem neugewählten Kaiser Friedrich, daß sie ihm gegen eine Entschädigung von 200 Pfund Silber innerhalb des Landes mit zwölf Helmen (d. h. zwölf bewaffneten Knechten), in

den angrenzenden Ländern jedoch mit ihrer ganzen Macht beistehen werden. Bald darauf erhielten sie vom Kaiser den Auftrag, der Reichsstadt Eßlingen gegen den Grafen Eberhard von Württemberg beizustehen. Wie bedeutend ihre Streitkräfte gewesen sein müssen, läßt sich daraus ermessen, daß sich ihre Güter über die Oberämter Kirchheim, Göppingen, Eßlingen und Leonberg erstreckten. Durch Heirat kamen sie auch in den Besitz oberschwäbischer Güter. Vom Oberamt Kirchheim gehörten zur Grafschaft Aichelberg außer der Burg und dem Dorf Aichelberg die Dörfer Jesingen und Holzmaden, Zell mit Pliensbach und Eckwälden, sodann die Stadt Weilheim mit Hepsisau, Häringen und Pfundhart.



Der bedeutendste Graf aus dem Geschlechte der Aichelberger ist Ulrich II. gewesen. Von ihm wissen wir, daß er neben den schon erwähnten Gütern auch das Schloß Filseck, sowie eine Burg auf dem „Merkenberg" (Erkenberg) sein eigen nannte. Von ihm berichtet auch eine Urkunde, daß er Weilheim das Stadtrecht verschafft hat. „Da man schrieb tausend dreihundert und neunzehn", so heißt es in dem Schriftstück, „da ward das Dorf mit einer Mauer und einem Graben umgeben und zu einer Stadt erhoben aus gnädigster Erlaubnis unsres gnädigsten Herrn Ulrich, Grafen auf dem Aichelberg; auch darin ein Wochenmarkt auf den Mittwoch und ein Jahrmarkt alle Jahr auf St. Jakobi des heiligen Zwölfbotentags; welcher Herr viel erlitten hat von Herzog Otto Heinrich aus Bayern mit Streit und Krieg, auch das Volk darin (in Weilheim) sich in allweg ritterlich gehalten".

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts kam die Grafschaft Aichelberg durch Kauf an Württemberg. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts wird zum letztenmal ein Graf von Aichelberg erwähnt; man hört nur noch von „Edlen“ von Aichelberg. Ein Bericht vom Jahr 1535 sagt über das Ende des Grafengeschlechtes folgendes: „Einstmals ist ein Graf von Aichelberg, eines Herrn von Oesterreich oberster Feldhauptmann, in einem Krieg gewesen, darin er sich dann gehalten also, da er wiederum heim kommen, daß von einem römischen Kaiser von seiner Uebeltat wegen der Stand und Namen, Schild und Helm ist abgetan worden, also daß hinfürder zu ewigen Zeiten kein Graf zu Aichelberg soll genannt werden“.

Im Jahr 1470 kaufte Ritter Wilhelm von Zillenhart das Schloß Aichelberg mit dem Berg dabei, genannt der Turmberg, samt dem See, dem Dorf Zell, den drei Weilern Aichelberg, Pliensbach und Wälden, auch dem Dorf Hattenhofen, um 4220 Gulden. Bald nachher kam aber die Burg wieder an Württemberg. 1525 soll sie von den aufständischen Bauern zerstört worden sein. Als man am Ende des 16. Jahrhunderts anfing, das Bad Boll einzurichten, da lieferten die Trümmer der zerstörten Burg wertvolle und billige Bausteine. Heute sind nur noch schwache Spuren des einstigen Schlosses zu finden.



Die Kirchheimer Martinskirche.

I. Wie sie entstanden.

Unsre heidnischen Vorfahren hatten weder Kirchen noch Kapellen. Sie priesen ihren Schöpfer in Feld und Wald und brachten ihre Opfer auf hohen Bergen unter mächtigen Eichen dar. Als aber vor mehr als 1000 Jahren fromme Männer kamen und von Jesus erzählten, da nahmen viele das Christentum an. An Sonn- und Festtagen versammelten sich die Bekehrten um ihren Missionar, der ihnen aus der Bibel vorlas und Geschichten vom heiligen Martin erzählte. Die Versammlungen fanden in den ersten Zeiten im Freien statt. Später bauten sich die Christen Kapellen, die sie bald im Tal bald auf dem Berg erstellten.

Die ersten Christen in unserer Gegend wählten sich für ihr Gotteshaus ein hübsches Plätzchen an der Lauter aus, nahe bei der Stelle, wo die Lauter und die Lindach zusammenfließen. Hier war es nicht schwer, einen Kanal rings um die Kirche her zu graben, so daß das Bauwerk auf einer Insel stand. Dann konnte es nicht so leicht in die Hände von Feinden fallen; das Wasser hielt die feindlichen Scharen auf. Den Vorteil dieser geschützten Lage erkannten bald auch die Bürger, und wenn sie sich eine

Wohnung bauten, so sollte diese in der Nähe der Kirche sein. Nach kurzer Zeit war die Kirche umringt vom Pfarrhaus, das in alten Zeiten zugleich Schulhaus war, und von den Häusern solcher Leute, denen die Kirche so lieb war wie ihr eigenes Heim.

Aber noch etwas anderes lockte in die Nähe der Kirche. Wenn an Sonntagen die hellen Glockentöne in die Ferne drangen und die Christen zur Andacht riefen, dann kamen von den umliegenden Höfen, Weilern und Dörfern, die noch kein Gotteshaus hatten, viele Gläubige und wohnten dem Gottesdienst an. Es kamen aber auch viele Händler und Kaufleute und brachten auf Karren und Wagen große Bündel mit allerlei Waren. Vor der Kirche schlugen sie ihre Buden auf und boten den Kirchgängern Kruzifixe, Heiligenbilder, geweihte Kerzen und anderes an. Mit der Zeit war der Marktverkehr so lebhaft und wirkte auf die Kirchenbesucher so zerstreuend und störend, daß man die Märkte am Sonntag verbot. Weil nun früher der Montag auch als ein kleiner Feiertag galt, so verlegten die Kirchheimer ihren Markttag vom Sonntag auf den Montag.

2. Der Turm der Kirche.

Fast überall sind die Kirchen so gebaut, daß die Langseite von Westen nach Osten zieht und der Chor am Ostende des Gebäudes steht. Auch bei unsrer Kirche verläuft die lange Seite von Westen nach Osten. Der Turm steht im Westen. So konnte er nicht bloß als Glocken- und Wachtturm dienen, sondern auch als Wehrturm. Wohl erhob sich nicht weit davon der Oetlinger Torturm; aber die günstige Lage des Kirchturms in nächster Nähe der Stadtmauer wollte man nicht unbenützt lassen. Zwar fehlten immer noch einige Meter, um vom Turm auf die Stadtmauer zu kommen. Die Lücke wurde darum mit einem turmähnlichen Bau, wie heute noch beim Oberamt ein solcher zu sehen ist, ausgefüllt. Auf diese Weise war eine Verbindung von Stadtmauer und Kirchturm hergestellt. Besonders hoch kann dieser turmartige Vorbau nicht gewesen sein, man hätte sonst das Wappen und die Jahreszahl 1568, die wir auf der Westseite des Turmes bemerken, nicht sehen können.

Auf der Nordseite des Kirchturms entdecken wir neben der verschlossenen Türe einen Glockenzug. Wenn wir daran kräftig ziehen, so meldet ein helles Klingeln dem Turmwart, daß wir Einlaß begehren. Die Türe öffnet sich. Wir treten ein und steigen vorsichtig die immer steiler und schmäler werdenden Treppen hinauf. Zuweilen stiehlt sich durch die Schießscharten ein heller Lichtstrahl zu unsern dunklen Gängen. Jetzt sind wir im Glockenraum angelangt. An dicken Balken hängen vier schwere Glocken: die sogenannte alte Glocke, die neue Glocke, der große und der

kleine Heller. Wir betrachten sie genau und suchen die Inschriften zu entziffern. Wir lesen die Zahl 1691. Also nach dem großen Brandunglück! Wir gehen weiter und kommen endlich zum Turmkranz.

Jetzt treten wir hinaus auf den Rundgang ins strahlende Sonnenlicht. Welch herrlicher Rundblick bietet sich dem Auge dar! „Vom Zollern bis zum Staufen siehst du die Schwabenalb am Horizont verlaufen". Vor der Albkette sieht mancher Kirchturm zu uns herüber. Um ihn her liegen schmucke Dörfer in blumige Wiesen und prächtige Obstgärten gebettet. Zu unsern Füßen breitet sich die geliebte Vaterstadt aus. Wie ganz anders sieht sie von hier oben aus! Ein großes Häusermeer, aus dem schlanke Kamine und vielgestaltete Türme hervorragen, dehnt sich unter uns aus. Aus der Nachbarschaft grüßt der Rathausturm mit seinem mattgrünen Dach. Dahinter glänzt in frischem Rot der Turm der katholischen Kirche. Gegen Norden erstrahlt in reinem Weiß der zierliche Turm der Friedhofkapelle. Von der Handelsschule, dem Fickerschen Fabrikbau, dem Postgebäude und dem Schlachthaus winken die Türme freundliche Grüße zu uns herüber. Bescheiden tritt im Süden die kleine Kuppel der Vorstadtkirche hinter die großen Türme und Gebäude zurück. Beim Blick auf das Häusergewirr treten besonders die mächtigen Dächer der größeren Gebäude, namentlich der Schulhäuser, hervor. Die Straßen verstecken sich meist zwischen den Häusern. Zwischen den rotglänzenden Ziegeldächern blickt da und dort ganz verstohlen die Krone eines Baumes hervor. Der Alleenkranz, der sich um die Altstadt windet, belebt mit seinem frischen Grün das Stadtbild. — Jetzt noch einen Blick auf die alte Kaserne. Man erkennt sie kaum mehr. Sie ist frisch hergeputzt. Während der Kriegszeit trug sie ihren Namen wieder mit Fug und Recht. Feldgraue schritten über den Kasernenhof. Helle Zwilchhosen flatterten im Wind; die Soldaten hatten Wäsche gehabt.

Nun aber hinein zum Türmer, daß wir ihn ausfragen. Der hochgestellte Mann kennt sich hier oben besser aus als wir. Er sitzt auf seinem Dreifuß und schustert. Seine Werkstatt ist auch seine Wohnstube und diese zugleich Schlafgemach. Hinter einem Vorhang stehen die Betten. Neben dem Wohnraum ist eine winzig kleine Küche. Dafür ist die offene Veranda, der Turmkranz, größer und luftiger als anderswo.

„35 Meter seid ihr heraufgestiegen, und wenn ihr bis zur Turmspitze klettern würdet, wäret ihr 50 Meter über dem Erdboden", so beginnt unser Turmwächter seinen Vortrag. „Da oben auf dem kleinen Türmchen", fährt er fort, „hängen noch zwei weitere Glocken, das Vaterunserglöckchen und das Feuerglöckchen. Ersteres weckt am Morgen die Frühaufsteher, und am Abend läutet es die Müden zur Ruh. Wenn da unten alles schläft, dann be-

ginnt für mich die schwere Arbeit. Den Schlaf beherrschen und wachen ist keine leichte Aufgabe. Viermal in der Stunde mache ich die Runde um den Turmkranz, dabei schlage ich das kleine Glöckchen hier an, das sogenannte Viertelstundenglöckchen, das ihr gewiß in schlaflosen Nächten schon gehört habt. Wenn aber einmal — Gott behüte uns davor! — ein heller Feuerschein im Dunkel der Nacht aufleuchtet, dann ziehe ich an dem Strang der großen Glocke. Hilfsbereite Nachbarn eilen die knarrende Stiege herauf und versetzen alle übrigen Glocken in Schwingung. Um den Feuerwehrleuten den Weg zur Brandstätte zu zeigen, hänge ich eine große Laterne in der Richtung zum Brandplatz heraus. Bei Tag ersetze ich die Laterne durch eine rote Fahne. Die alten Türmer hatten auch auf nahende Feinde ihren spähenden Blick zu richten, mir ist nur noch die Aufgabe gestellt, ein aufmerksames Auge auf die Häuser der Stadt und ihrer Umgebung zu haben. Das tue ich auch getreulich; aber ihr wißt es ja so gut wie ich: „Wo der Herr nicht das Haus behütet, da wachet der Wächter umsonst". Damit schließt der brave Mann seine Rede. Wir steigen 146 Stufen hinab und machen dem Chor der Kirche einen Besuch.

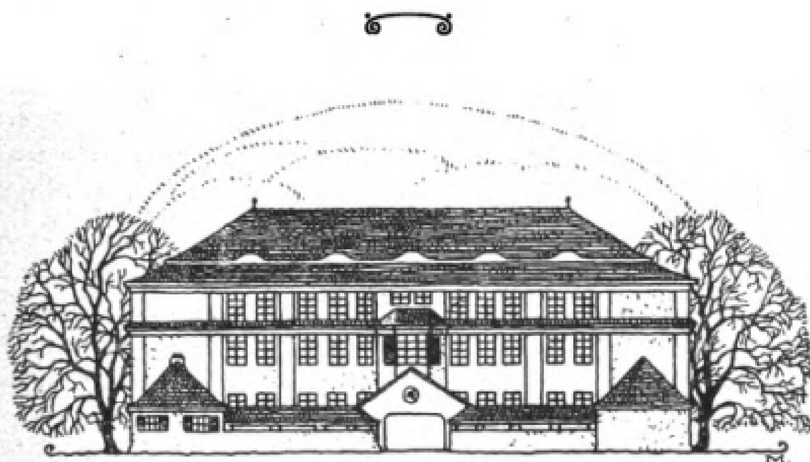
3. Der Chor der Kirche.

Der Chor ist der schönste Teil der Kirche. Durch drei hohe, bunt bemalte Fenster dringt mattes Licht in das Innere. Ringsum im Halbkreis stehen Denkmäler. Sie fesseln zuerst unsern Blick. Wir sehen da einen Ritter in Stein gemeißelt. Er hat volle Rüstung angelegt, nur das Haupt ist entblößt. An geweihter Stätte nahm der Ritter den Stahlhelm, der das stolze Haupt bedeckte, ab und kniete demütig nieder. Auch Bilder von Frauen sind hier in Stein gehauen. Wer Lust hat, kann daran alte Trachten studieren. Wir lesen unterdessen die Inschriften: Sprüche über den Tod und das Jenseits, Worte des Trostes und der Hoffnung. Es sind also Grabsteine. Die Wappenbilder, mit denen alle geziert sind, weisen auf den Stand der hier Verewigten hin. Alle gehörten dem Adel an. Frühere Obervögte von Kirchheim und die Angehörigen ihrer Familie sind in der Gruft, die unter dem Chor ist, begraben worden. Ihre Särge würden wir heute vergeblich darin suchen. Nur noch einen einzigen birgt die dunkle Gruft. Darin ruhen die irdischen Reste der Herzogin Franziska, der Gemahlin des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Ihr Brustbild aus weißem Marmor an der Südwand des Chores erinnert daran. Die schönen Gesichtszüge der edlen Frau verraten die Güte ihres Herzens. Sie hat in Württemberg und besonders in Kirchheim, wo sie ihren Lebensabend zubrachte, viel Gutes getan. Zwei große Tafeln auf der gegenüberliegenden Wand sind dem Andenken an zwei weitere Wohltäter der Stadt gewidmet. Im 100. Geburtsjahr des Kommandanten Widerholt (1698) hat man ihm und seiner Frau

zu Ehren eine Gedenktafel angebracht. Die gleiche Ehre hat man dem Obervogt Welling erwiesen, der vor Widerholt in Kirchheim seines Amtes waltete und ebenfalls ein Gönner der Kirche und der Schule war.

Vom erhöhten Chor der Kirche schauen wir in das dreiteilige Schiff mit seinen großen Säulen. 1898 ist das Innere des Gotteshauses neu hergerichtet und bestuhlt worden. Auch in diesem Raum haben einst adelige Geschlechter ihr Grab gefunden, doch weist heute nichts mehr auf den Ruheplatz dieser Toten hin. Dagegen verkünden nicht wenig Grabsteinplatten an der Südwand der Kirche, daß unter dem weiten Kirchplatz zwischen dem Stadtpfarrhaus, dem Kornkasten und der alten Lateinschule die Gebeine längst ausgestorbener Geschlechter ruhen.

Könnten die Steine hier reden, sie würden uns erzählen von Krieg und Blutvergießen, von Feuer- und Wassersnot, von Pest und teuren Zeiten. Sie würden uns aber auch berichten, wie gar mancher in den stillen Räumen des Gotteshauses Trost und Erquickung seiner Seele gefunden hat.



Von den Kirchheimer Schulen.

In allen Städten und Dörfern unsres Landes gab es schon seit alter Zeit schöne Kirchen und Kapellen; aber fast überall fehlte es an Schulhäusern. Zu den wenigen Städten, die sehr frühe eine Schule besaßen, gehört auch Kirchheim. Aus den Tagen, da noch die Teckherzoge über unsre Stadt geboten, wird uns gemeldet, daß ein Rektor der Knaben, namens Konrad, zu den Freunden des Herzogs Ludwig von Teck gehörte. Es ist jedenfalls ein Geistlicher gewesen, der die Buben in der lateinischen Sprache unterrichtete und sie gewöhnlich für den geistlichen Beruf vorbereitete. Von seinen Nachfolgern haben wir genauere Nachrichten. Sie gehörten dem geistlichen Stande an und unterrichteten ihre Zöglinge im Lateinischen, im Lesen und im Schrei-

ben. Da diese Lehrer auch bei den Gottesdiensten in der Kirche mitwirkten, so übten sie mit ihren Schülern geistliche Gesänge für die Messen ein und spielten dazu die Orgel.

Als Luther die Ratsherren aller Städte in Deutschland aufforderte, Schulen einzurichten, hatte man in Kirchheim schon eine Schule mit zwei Klassen. Aber immer noch waren es nur Knaben, die diese Schule besuchten. Doch mußten jetzt nicht mehr alle Schüler die lateinische Sprache lernen. Wer die fremde Sprache nicht lernte, wurde „teutscher" Schüler genannt.

Nachdem Luthers Lehre in Kirchheim Eingang gefunden hatte, wurden die „teutschen" Schüler von den lateinischen getrennt, so daß es jetzt eine Lateinschule und eine Volksschule gab. Die Lateinschule besuchten meist nur solche Knaben, die Pfarrer oder Beamte werden wollten. In der Volksschule schloß man anfangs noch die Mädchen aus. Der erste Mädchenlehrer in Kirchheim war Michael Schick, vermutlich ein Sohn des Thomas Schick, der eines der schönsten Bilder in der Weilheimer Kirche gemalt hat. Er hat im Jahr 1565 angefangen, die „jungen Töchterlein" zu lehren. Im vorigen Jahrhundert kamen zu den vorhandenen Schulanstalten noch weitere hinzu: Die Realschule, die Handelsschule, die Mittelschule, die Arbeitsschule und die Kleinkinderschule.

Alle diese Schulen haben ihr ursprüngliches Heim mit einem andern, meist neuen vertauscht. Am längsten hat es der Lateinschule in ihrem Haus zwischen der Martinskirche und der Karlsstraße gefallen. Mehr als 600 Jahre lang sind hier die Schüler ein- und ausgegangen. Das Volksschulgebäude stand ihm gegenüber auf der andern Seite der Straße. Als es für die vielen Klassen nicht mehr Raum genug bot, brachte man die Schüler in den beiden Nachbarhäusern unter. In dem einen davon fand später die Realschule ihre Unterkunft, in dem andern wohnte, wie heute noch, der Spital- und Schulpfleger. Das alte Volksschulgebäude ist längst abgebrochen. Im Jahr 1887 ist unweit davon ein stattlicher Bau mit hellen, luftigen Schulzimmern erstellt worden. Lange Zeit sind die Volksschüler um dieses große Gebäude von den andern Schülern beneidet worden, bis die Latein- und die Realschüler einen noch schöneren Schulpalast im Herrschaftsgarten erhielten. Die Arbeits- u. die Kleinkinderschule hatten ihr Heim zunächst im Schlößle. Erst durch den Einzug der 248er wurden sie veranlaßt, einen Umzug vorzunehmen. Dagegen ist die Mittelschule, einem Wandervogel gleich, ruhelos von Haus zu Haus gezogen. Als Töchterschule, wie man sie früher nannte, hatte sie ihr Obdach gegenüber dem Bahnhof (Gasthof z. Deutschen Haus). Später wies man ihr einige Zimmer im Schloß an. Dann war sie eine zeitlang Gast im Volksschulhaus, bis man ihr (1903) das alte Forsthaus einräumte. So groß auch dieses Gebäude ist, es konnte bald nicht mehr alle Mittelschulklassen beherbergen. Einige

Klassen wanderten daher aus und bezogen die alte Lateinschule. Während dieser Wanderzeit sind weitere Schulgattungen erstanden, die ebenfalls nach einem eigenen Heim rufen: Die katholische Volksschule, die Gewerbe- und die Frauenarbeitsschule.

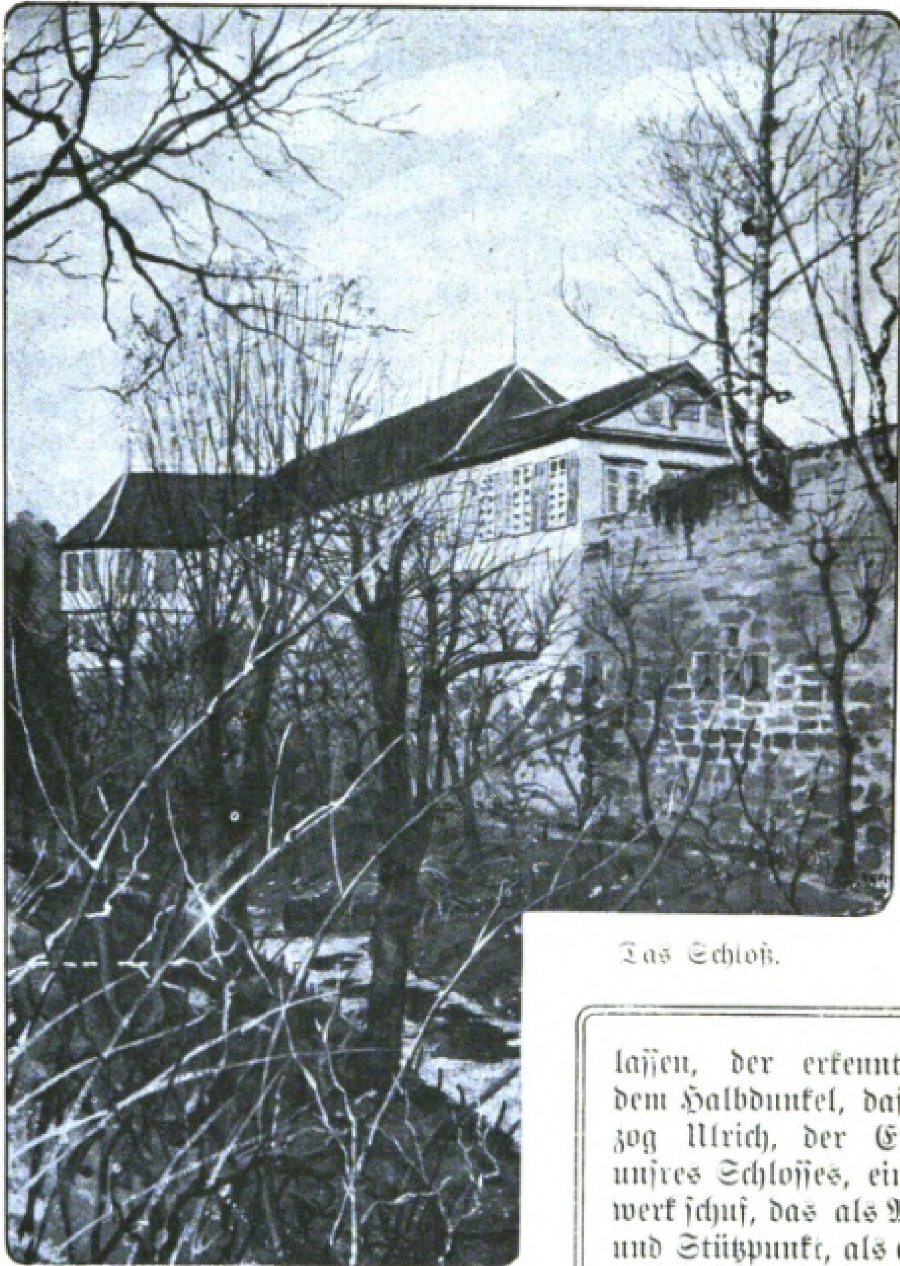
Seit es in Kirchheim Schulen gibt, haben sich immer auch Freunde und Gönner gefunden, die mit Rat und Tat die Schularbeit unterstützt und anerkannt haben. Wir erinnern nur an Welling, an Widerholt, an Gaiser, die große Summen für die Kirchheimer Schulen gestiftet haben; wir erinnern auch an die Herzogin Henriette, die den größten Beitrag zur Erwerbung eines Heimes für die Mädchen-Mittelschule geleistet und damit die Errichtung dieser Schule ermöglicht hat. Von den heute unter uns lebenden Schulfreunden in Stadt und Land wird erst die Nachwelt berichten, welch großen Segen sie durch die Hebung und Förderung der Schulen gestiftet haben.



Das Kirchheimer Schloß.

Noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Schloß in Kirchheim der geistige und gesellschaftliche Mittelpunkt der damals 5000 Einwohner zählenden Oberamtsstadt. Seit aber die Herzogin Henriette in diesem Gebäude die Augen für immer geschlossen hat (1857), ist es mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Einst zeitweilige Residenz der Herzoge von Württemberg, die Stätte glänzender Feste, Jahrhunderte lang behaglicher Witwensitz württembergischer Herzoginnen, die Könige und Kaiser hier zu Gaste hatten, ist der 1539 begonnene Bau in der Neuzeit für Schulen und andre gemeinnützige Zwecke eingerichtet worden. Wäre nicht auf der Südseite der alte Festungsgraben, der den Blick des Vorübergehenden fesselt, das Schloß würde von Fremden fast unbeachtet bleiben. In einen Kranz von prächtigen Blütenbäumen gefaßt, lugt es mit seinem einfachen, schlichten Aeußern zwischen dem Buschwerk hervor. Gegen Nordosten jedoch, wo eine Steinbrücke über den tiefen Graben zum Haupteingang und in den weiten Lichthof führt, macht die lange Stirnseite einen wuchtigen Eindruck. Meterdicke Mauern und Rundtürme an den Ecken, sowie der breite Graben, den heute noch ein frischer Quell durchrinnt, und die schmalen Schießscharten in dem aus wohlgeformten Quadern aufgeführten Unterbau lassen die ursprüngliche Bestimmung des Bauwerks erraten.

Wer sich die Mühe nimmt, die unteren Räume des Schlosses aufzusuchen, die von frischer Luft und vom Tageslicht nur insoweit durchflutet werden, als es die schmalen Schießscharten zu-



Das Schloß.

lassen, der erkennt trotz dem Halbdunkel, daß Herzog Ulrich, der Erbauer unsres Schlosses, ein Bauwerk schuf, das als Mittel- und Stützpunkt, als ein uneinnehmbares Bollwerk im Rahmen der Sadtbefestigung allen Stürmen zu trotzen vermochte. Wie früher der Ritter mit seiner Familie im Burgfried die letzte Zufluchtsstätte fand, wenn die Mauern der Burg schon zu wanken begannen, so sollte das Schloß den Bürgern eine Stätte sein, wo sie ihre Habseligkeiten in Kriegsnot gegen Raub und Plünderung sichern konnten. Nicht als ob sie in solchen Fällen von der Gnade des Herzogs abhängig gewesen wären. Das war ihr verbrieftes Recht; denn nicht umsonst hatten sie tage- und wochenlang Frondienste beim

Schloßbau geleistet und nicht ohne eine entsprechende Gegenleistung hatten die Gemeinden des Bezirks ansehnliche Beiträge zur Bausumme beigesteuert.

Unglückseligerweise waren es feindliche Scharen, die bald nach Vollendung der Festungswerke hinter den dicken Mauern ihre drohenden Lanzen, Schwerter und Speere zeigten. Bange Ahnungen mögen des Herzogs Brust bei dem Gedanken an das künftige Schicksal der Burg erfüllt haben, als er ihr am 5. Juli 1546 seinen letzten Besuch abstattete; denn der Kaiser hatte gleich zu Anfang des Schmalkaldischen Kriegs die Uebergabe von Stadt und Festung Kirchheim verlangt, und der Herzog konnte deren Besetzung mit spanischen Truppen nicht hindern. Nach dem Abzug der Spanier (1551) bezogen dann die streitbaren Mannen des Herzogs von Württemberg das Schloß. Von neuem ging man daran, die Festung auszubauen und Ordnung zu schaffen. Die Gräben und Mauern wurden ausgebessert, der Kornkasten des Schlosses mit Haber, Dinkel, Gerste, die 64 Ställe des Marstalls mit Pferden, die Türme mit Pulver und Blei und die Rüstkammern mit blanken Waffen gefüllt. Unter der Regierung Friedrichs I. war das Schloß in Kirchheim mit Waffen, wenn nicht besser, so doch ebenso gut ausgestattet, wie der Hohen-Neuffen. Von den gefürchtetsten Geschützen, den Feldschlangen, besaß es drei Stück. Neben dem württembergischen Wappen trug das eine das Bild eines Nashorns, das andere das eines Dämons und das dritte gar das eines leibhaftigen Teufels, deutliche Zeichen dafür, daß diese Geschütze den alten Kriegsleuten einen heillosen Respekt abnötigten. Und doch will uns das Gift, das diese Scheusale ausspieen, heute als ziemlich harmlos erscheinen; denn die schwersten Geschosse, die aus ihren drohenden Schlünden abgefeuert werden konnten, wogen nur $7\frac{1}{2}$ Pfund. An kleineren Geschützen waren Falkone und Falkonette, Feuerbüchsen und Mörser, im ganzen 41 Stück, mit entsprechend leichteren Geschossen bis zu einem Pfund im Gewicht vorhanden. Daraus wurden eiserne, bleierne und steinerne Kugeln geschossen. An Handwaffen sind aufgeführt 86 Hakenbüchsen mit etwa 2000 Kugeln, 200 Landsknechtsrohre, 12 Musketen, 6 Schlachtschwerter, 1206 Spieße und 25 Hellebarden. Es fehlte nicht an Material zur Bereitung von Pulver. In den Gewölben lagerten 39 Wagen Holzkohlen, 5 Zentner Schwefel und einige Fässer mit Salpeter. Die drei Pulvertürme bargen im ganzen 200 Ztr. Pulver. In andern Räumen gab es Blei zum Gießen von Kugeln, Lunten zum Entzünden des Pulvers, dazu allerlei Eisenwerkzeuge, wie Radschienen, 197 Schaufeln, 33 Hacken, 46 Spitzpickel, 37 Aexte, auch Winden, Schraubstöcke, Gießlöffel, 1495 Hufeisen, 20000 Hufnägel, 1 Fäßlein Stiefeleisen u. a.

Die höchste Kommandogewalt lag in den Händen des Burgvogts. Ihm wurde von seinem Fürsten ein „Artikelbrief" vor-

gelegt, den er zu beschwören hatte. Demzufolge soll er das Schloß „in guter Achtung und Sorge haben und sich mit seiner Besoldung vegnügen und sättigen lassen". Ihm ist die Aufsicht über das gesamte Bauwesen unterstellt. Wo die Stuben der Kriegsleute unsauber und unlustig gehalten werden, hat er Abhilfe zu schaffen. Bei Torschluß, der vor Sonnenuntergang, und bei der Toröffnung, die nicht vor Sonnenaufgang erfolgen darf, ist der Schloßkommandant jedesmal zugegen. Er verwahrt die Schlüssel zu den Toren; ist aber der Fürst anwesend, so hat er sie in dessen Hände zu übergeben. Wer nicht Soldat oder vereidigter Bauhandwerker war, dem mußte der Burgvogt, falls nicht der Fürst mündlich oder schriftlich die Erlaubnis hiezu gegeben hatte, den Eintritt ins Schloß versagen. Man fürchtete nämlich den Verrat militärischer Geheimnisse. Wenn nun aber einmal irgend einer durch die Gnade des Fürsten Zugang zur Festung erhalten hatte, dann wollte es die Sitte, daß dies seltene Ereignis mit einem kräftigen Trunk Wein aus einem silbernen, $1\frac{1}{2}$ Liter haltenden Schiff eingeleitet wurde.

Dem Burgvogt war neben dem Schloß auch die Stadtbefestigung unterstellt. Waren die Waffen auf ihre Brauchbarkeit untersucht, so brachte man sie im Schloß unter. Als Arsenal hat denn auch das Schloß noch in den späteren Zeiten, wo seine Verwendung als fürstlicher Witwensitz mehr in den Vordergrund trat, vermöge seiner zweckentsprechenden Räume eine Bedeutung gehabt. Zur Unterbringung der Waffen- und Munitionsvorräte eigneten sich besonders die Kasemattenbauten. Wie sich heute noch ein solcher gegen Süden hinzieht, so dehnte sich ein zweiter gegen Norden aus, beide waren durch einen Wassergraben vom Schloß getrennt. Der nördliche Kasemattenbau mußte seinen Platz zugunsten des Schloßgartens räumen; der noch vorhandene ist für die Herzogin Franziska zu einer prächtigen Terrasse, einer Art hängender Gärten des Semiramis im kleinen, umgeschaffen worden.

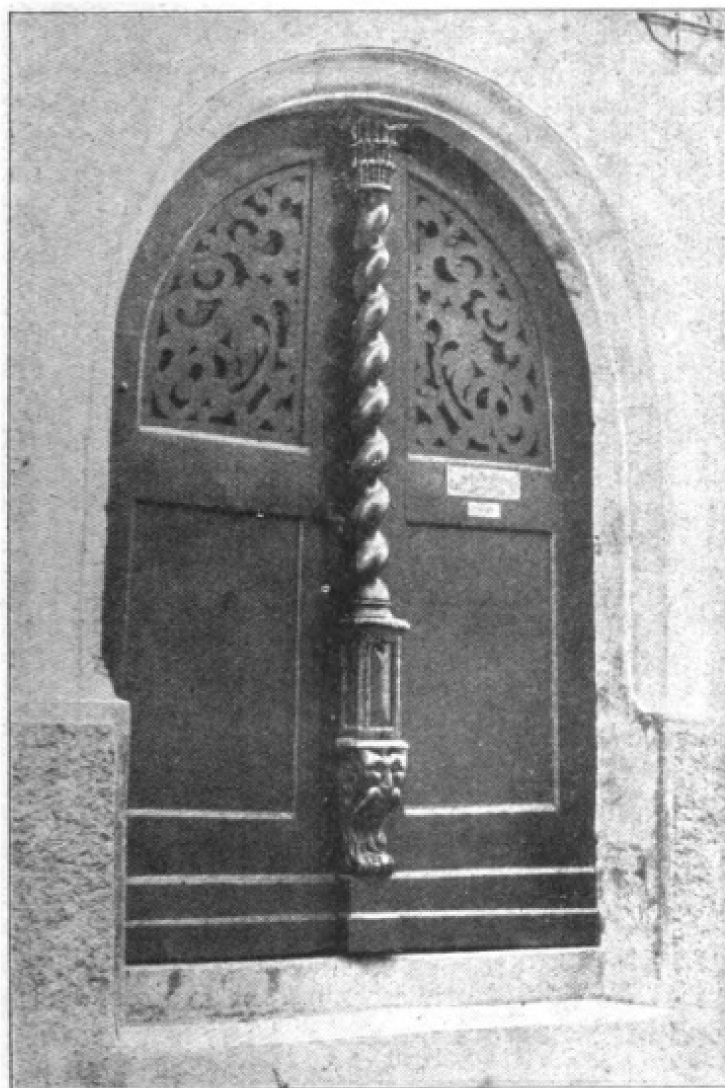


Das Heilige-Geist-Spital in Kirchheim.

In alten Zeiten waren die Menschen der Willkür und den Gewalttaten der Stärkeren und Mächtigen oftmals preisgegeben. Da galt das Faustrecht. „Rauben und Morden ist keine Schande, es tun's die Besten im Lande" sagten die Leute, als das Rittertum zum Raubrittertum ausartete. Vielfach nahmen sich dann die Klöster der Bedrängten und Notleidenden an und boten den Flüchtlingen und Verfolgten ein sicheres Obdach gegen die Verfolger. Auch in der Kirche, als einem geweihten Ort, fanden die Unglücklichen eine Freistätte, über deren Schwelle ein Bedränger

nicht ungestraft hinwegschreiten durfte. Trotzdem war allenthalben die Not im Lande groß. Ueberall gab es arbeits- und brotlose Leute genug, die bettelnd ihre Straße zogen.

Um dem Elend abzuhelfen, schlossen sich im 13. Jahrhundert edle Menschen zusammen und schufen den „Orden zum heiligen Geist", der sich zur Aufgabe stellte, Wohnungen zur Unterbringung und Verpflegung Armer und Notleidender zu bauen. — In Schwaben besaß fast jede Stadt ein solches Haus, das Spital genannt wurde. Es war dies kein Spital im heutigen Sinn dieses Wortes: Man nahm darin Arme und Notleidende auf, um die sich sonst niemand gekümmert hätte.



Türe des Heilige-Geist-Spitals.

Die Gründung des Kirchheimer Spitals fällt in die Glanzzeit der Herzoge von Teck. Sie reicht also viel weiter zurück, als das altertüml. Bauwerk, das seit 1910 als Lehrerbildungsanstalt benützt wird, vermuten läßt. Schon im Jahr 1360 wurde mit diesem Werk der Nächstenliebe begonnen. Die erste Stiftung hiezu machte Herzog Friedrich von Teck. Seinem Beispiel folgten eine Reihe von Rittern und Adeligen, von Geistlichen und ehrsamen Bürgersleuten, die Gelder und Güter stifteten. Mit der Zeit verfügte das Spital über einen Besitz von vielen Morgen Wald, Weinbergen, Wiesen und Aeckern. Diese Güter wurden von dem Spitalverwalter und seinen Knechten und Mägden selbst bewirtschaftet. Darum erstellte man neben den Wohngebäuden große Ställe, Scheunen und Schuppen. Alle diese Gebäude reihten sich

an das Pfründerhaus und an das Wohnhaus des Spitalverwalters an und füllten den Platz aus, den die Stadtmauer am Oetlinger Tor, die Karlsstraße, die Kornstraße und die Nordgrenze des Schloßgartens umschließen. Inmitten dieser Häusergruppe ragte zierlich das Türmchen der Spitalkapelle empor.

Anfangs fanden nur Arme ein Unterkommen im Spital. Später öffneten sich dessen Tore auch wohlhabenden Leuten. Sie durften nur ihr Vermögen oder auch bloß einen Teil desselben dem Spital verschreiben, so waren sie willkommen und wurden mit Nahrung, Kleidung und Wohnung bis zu ihrem Lebensende sehr gut versorgt. Aber auch die armen „Pfründner" (so nannte man die Insassen des Spitals) durften keinen Mangel leiden. Manche Stifter wollten mit ihren Gaben das Leben der Pfründner recht angenehm und abwechslungsreich gestalten und bestimmten, daß an gewissen Tagen Festessen gereicht werden sollen. Dann tischten die Mägde des Spitalpflegers nicht bloß Suppe und Siedfleisch auf, es folgte dem noch ein herrlich duftender und wohlschmeckender Braten, und zum Nachtisch gab es Kuchen und Wein. Das war den Leuten wohl zu gönnen; denn in der Hauptsache handelte es sich um alte, gebrechliche Männlein und Weiblein, die hier ihren Lebensabend in gemächlicher Ruhe verbrachten. Die armen Pfründner wurden zwar zuweilen zur Arbeit herangezogen, aber anstrengende Dienste mutete ihnen niemand zu.

So angenehm sich demnach das Pfründnerleben gestaltete, so glaubten doch manche Grund und Anlaß zu allerlei Klagen zu haben. Am meisten beschwerten sie sich über die Anordnung, daß jeder Pfründner an der linken Schulter ein kleines Schildchen als Erkennungszeichen tragen mußte. Ein ganz ähnliches Abzeichen aus Blech trugen auch die Bettler, und mit diesen wollten die Pfründner nicht auf die gleiche Stufe gestellt werden. Eine zeitlang halfen sie sich durch List. Die Männer befestigten das Abzeichen so, daß sie es mit dem Arm leicht verdecken konnten. Die Frauen trugen's weit oben an der Brust, daß es vom Halstuch verdeckt wurde. Schließlich lehnten sie sich gegen das Tragen des Blechleins vom Heiligen Geist-Spital auf und hatten Erfolg. Als aber der Andrang zum Spital zu stark wurde, ordnete der Stadtrat an, daß das „heilige Blechle" wieder getragen werden müsse. (Der alte, volkstümliche Ausdruck „heilig's Blechle" erhält durch dieses Abzeichen seine Erklärung).

Die Einrichtung und der Betrieb des Heiligen Geist-Spitals wurden im Lauf der Jahrhunderte immer umfangreicher. Zu der Verpflegung der Armen kam später noch die Versorgung der Schulen u. a. Als am Anfang des 19. Jahrhunderts das Armenwesen im ganzen Lande staatlich geregelt und beaufsichtigt wurde, da bestand kein Bedürfnis mehr, Pfründner in das Spital aufzunehmen. Das Spitalvermögen verwaltete von nun an die Stadt,

und die Gebäude wurden in der Hauptsache zu Schulzwecken verwendet.

In dem großen Haus an der Karlsstraße war die Realschule einst untergebracht, bis sie mit der Lateinschule vereinigt in einem neuen, größeren und schöneren Heim einziehen durfte. Seitdem sind darin die Zöglinge der Lehrerbildungsanstalt, die im Jahre 1921 aufhören wird.



Das alte Rathaus ein Kaufhaus.

Die kleine Gretel vom Rauberhof war bei ihrer Tante in Kirchheim auf Besuch. Eines Morgens hatte sie sich früh aus ihrem Bettchen erhoben. Sie sollte ins Rathaus hinübergehen und die Wecken zur Milchsuppe holen. „Da hast du Geld, du weißt doch das Rathaus?" „Das Rathaus?" fragte Gretel lachend; „aber da kann man doch keine Wecken kaufen". „Doch, mein Kind", sagte die Tante. „Du kannst das freilich vom Rauberhof her nicht wissen. Aber versuche es doch einmal! Käthe soll fürs erstemal mitgehen, dann weißt du später den Weg. Gretel nahm das Armkörbchen zur Hand und ging mit Käthe die Treppe hinunter.



Als die beiden auf den Marktplatz kamen, begegneten sie Frauen und Mädchen im Morgenrock, die auch mit dem Körbchen am Arm über die Straße huschten.

Glaubst du jetzt, daß es im Rathaus etwas zum Frühstück gibt? fragte Käthe das Kind. Ehe es Antwort geben konnte, waren sie durch die Haupttüre eingetreten. Der herrliche Geruch frischgebackener Hellerwecken stieg ihnen in die Nase. Sie traten ein und kauften in der Brotlaube des Bäckers knusprige Wecken. Schon wollten sie nach kurzem Gespräch mit dem Bäckergesellen das Haus verlassen, da hörten sie von der andern Seite des Hausgangs eine rauhe Stimme. Heut gibt's frische Bratwürst', Fräulein Käthe,

sagen sie es ihrer Frau, rief hinter seinem Hackblock ein dicker Metzger hervor. So, so, es ist recht, ich will's ihr sagen, erwiderte Käthe und husch! waren die beiden wieder auf dem Marktplatz. Doch am Marktbrunnen gab's noch einen kleinen Ständerling. Dort standen einige Mädchen und warteten, bis die Röhren des Brunnens ihre Gelten mit dem köstlichen Naß gefüllt hatten. Unterdessen tuschelten die Mädchen unter sich über sehr, sehr wichtige Dinge. Das wollte Käthe auch hören; aber die kleine Gretel, die davon nichts verstand, wurde ungeduldig und zog die Käthe am Rock, bis sie mit ihr nach Hause ging.

Weißt du jetzt den Weg? fragte die Tante. Gretel nickte. So, dann darfst du nächsten Montag die Wecken allein holen. Für morgen habe ich einen Hefenkranz hingerichtet. Plötzlich tönte es, die Tante unterbrechend, bim, bim—bim, bim, von der Straße herauf. Käthe öffnete das Fenster und horchte. Was gibt's Neues? fragte die Tante. Ach, der Baura Jakob em langa Gäßle hat seine Kuh schlachta müssa. Sie hat z'viel g'fressa. Dann gibt's gute Suppen für die armen Leute, ergänzte die Tante. Warum nicht auch für die reichen? fragte Gretel verwundert. Die Tante erklärte der Kleinen, daß das Fleisch von kranken Tieren nicht im Metzgerladen des Rathauses verkauft werden dürfe. Wenn es noch genießbar sei, müsse der Metzger eine Fleischbank vor dem Rathaus im Freien aufstellen und hier das Tier aushauen. Darum habe der Büttel eben bekannt gegeben, daß auf der Freibank junges Kuhfleisch zu haben sei. Die reichen Leute kaufen dieses Fleisch nicht. Wenn es der Metzger oder Bauer, der ein krankes Tier geschlachtet hat, absetzen will, muß er einen billigen Preis machen. Nächsten Montag gehe ich mit dir auf den Markt und werde dir dann die Freibank zeigen.

Der Markttag kam. Gretel hatte ihn kaum erwarten können. Wagengerassel, Peitschengeknall, das Gehämmer der Krämer, die ihre Buden aufschlugen, all das Getöse, das ein Markt bringt, hatten sie sehr früh aus ihrem süßen Schlummer geweckt. Die Tante war später aufgestanden und hatte gleich ihr Ausgangskleid angelegt. Da heißt es sich sputen, daß wir auch alles sehen können, meinte Gretel. Sorge dich nicht ab, Kind, du hast Zeit, dich satt zu sehen, warf die Tante beruhigend ein.

Als das Frühstück eingenommen war, gingen die beiden auf den Markt. War das ein wildes Durcheinander auf dem Marktplatz! Ich fürchte mich, weiter zu gehen. Tante, sieh doch! Dort an der Ecke steht ein Ritter im Harnisch. Er hat einen Spieß und bewegt die Arme. Ist denn der lebendig? Was tut der Ritter auf dem Markt? Solch geharnischte Männer wirst du heute noch oft die Straße durchschreiten sehen, entgegnet die Tante. Es sind keine Ritter, sie besitzen keine Burg, nicht einmal der Harnisch gehört ihnen. Sie haben ihn heute früh auf dem Rathaus geholt

und marschieren jetzt in ihrer Ritterkleidung zum Ergötzen der Marktleute durch die Stadt. Morgen geben sie ihr Panzerhemd, ihren Helm und ihr Schwert wieder zurück und erhalten dann noch eine Belohnung für ihr Umherziehen in den Straßen.

Das sind also Leute, die sich ums Geld sehen lassen!

Hast recht, Kind, so ist's. Aber sie beleben das Marktbild und locken viele Marktbesucher an. Und nun wollen wir auch dem Rathaus einen Besuch machen.

Das kenne ich ja schon, Tante!

Nur zum Teil, mein Kind. Der dicke Metzger, der dir gestern den saftigen Braten heruntersäbelte, ist heute zu Hause und bewirtet seine Gäste, und der Bäcker zieht mit seinen Backwaren auf dem Markt umher. Wir wollen darum einen Blick in die oberen Stockwerke des Rathauses werfen.

Aber Tante, da geht es ja heute ein und aus wie in einem Taubenschlag!

Kein Wunder, Kind, das Rathaus ist an Markttagen ein Kaufhaus. Wer einen neuen Anzug braucht, steigt zwei Treppen hoch und betrachtet dort die Auslage des „Gewandschneiders". Nebenan kann er sich aber auch beim „Tucher" Stoff zu einem Kirchenrock kaufen und ihn dann beim Schneider anmessen lassen. In einem andern Raum bieten die Weber feine Linnen an. Wenn die Bauern auf dem Korn- oder auf dem Viehmarkt einen guten Handel abgeschlossen haben, steigen sie in den 3. Stock des Rathauses und kaufen beim Gerber Leder zum Sohlen der Stiefel. Bevor sie aber nach Hause gehen, kehren sie bei irgend einem Wirte ein und lassen sich die guten Bratwürste schmecken. So erzählte die Tante während sie mit dem Kind die Treppe hinauf und durch die Verkaufsräume trippelte. Dann ging es nach Hause. Grete legte sich bald zu Bett, und all die Bilder des Markttages zogen nochmals im Traum an ihr vorüber.

— So war es früher, wie ist's heute?



Wie das Kirchheimer Rathaus gebaut wurde.

Als beim großen Stadtbrand 1690 auch das alte Rathaus abgebrannt war, hatten die Kirchheimer etwa dreißig Jahre lang kein Rathaus mehr. Eine Zeitlang wurden die Amtsgeschäfte im herrschaftlichen Schloß besorgt. Dann bezogen die Rathausbeamten die Räume des großen Spitalgebäudes, das gegenüber dem Kornkasten auf seinem alten Platz erstellt worden war. Für die Bäcker und Metzger, die ihre Waren im Rathaus verkaufen mußten, errichtete man auf dem Marktplatz ärmliche Hütten, in die bald

Schmutz und Nässe eindringen konnten, weil sie nicht wetterfest gebaut worden waren. Das gab Anlaß zu mancherlei Klage und Unzufriedenheit.

Das abgebrannte Rathaus war Eigentum des Staates oder, wie man damals sagte, der Herrschaft gewesen. Der Rathausbau war also Sache der Regierung. Geduldig warteten die Kirchheimer Jahr um Jahr, ob nicht endlich damit begonnen würde; aber Jahr um Jahr verging, ohne daß sich vom Staat aus eine Hand rührte. Nach langem Warten wandten sich endlich die Ratsherren mit einer bescheidenen Anfrage an die Regierung. Aber da kamen sie schön an. Die herzoglichen Beamten wußten gut, daß die Herrschaft verpflichtet war, den Neubau auszuführen; aber sie wußten auch ebenso gut, daß die herzoglich württembergische Landeskasse leer war. Darum erklärten sie: das Kirchheimer Rathaus geht den Staat nichts an; wenn die Kirchheimer ein Rathaus wollen, mögen sie es gefälligst selber bauen. Das war eine recht schmerzliche Enttäuschung für die Bittsteller; aber sie machten gute Miene zum bösen Spiel und fanden sich schließlich, wenn auch mit schwerem Herzen, bereit, den Bau auf Kosten der Stadt auszuführen. Er sollte auf dem alten Platz im Hintergrund des Marktplatzes aufgerichtet werden. Damit glaubten die Stadtväter alle Hindernisse aus dem Weg geräumt zu haben und suchten nun um Bauerlaubnis nach. Als aber die Antwort auf das Baugesuch beim Untervogt in Kirchheim eintraf, gab's wiederum lange Gesichter. Das Schreiben der Regierung enthielt kein Wort des Dankes oder der Anerkennung für den hochherzigen Entschluß,



Das Kirchheimer Rathaus.

durch den sie dem Staat die Baupflicht abgenommen hatten. Statt dessen stellte es an die Gemeinde das Ansinnen, eine nicht unbeträchtliche Geldsumme als Kaufpreis für den Bauplatz an den Staat zu bezahlen. Das brachte das Blut der Kirchheimer in Wallung. Die Schriftstücke und Lagerbücher, aus denen das ihnen zugefügte Unrecht zu ersehen gewesen wäre, hatten zwar die gierig züngelnden Flammen vernichtet. Aber nicht ohne bitteren Hohn erwiderten die enttäuschten Bürger: Wenn das euer Platz ist, dann war's auch euer Rathaus, und wenn ihr aus den Verkaufsräumen der Bäcker, Metzger und anderer Handwerker Mietzins erhoben habt und ferner noch erheben wollt, so müßt ihr auch der Hausbesitzer sein. Allein alles Streiten und Rechten half nichts. Nach langem Hin u. Her fiel endlich die Entscheidung.

An einem kalten Wintermorgen im Januar des Jahres 1721 durchschritt der Büttel unter Trommelwirbel die Straßen der Stadt. An jeder Straßenecke blieb er stehen und zog ein großes Schriftstück aus der Tasche. Mit lauter, vernehmlicher Stimme verlas er dessen Inhalt: „Unsere Herren", so hub er an, „haben einstimmig beschlossen, mit dem Bau eines Rathauses ernst zu machen. Da es ihnen nicht gelungen ist, den alten Rathausplatz zu erwerben, so wird der Neubau auf dem Platz des ehemaligen Bürgerhauses errichtet werden. Es soll das Bürgerhaus und Rathaus zugleich sein. Die herzogliche Regierung ist unsrer Stadt gnädig gesinnt und liefert zum Bauwerk 30 Eichen aus ihren Wäldern. Befreundete und benachbarte Aemter, namentlich Nürtingen und Tübingen, haben unsrer Baukasse schöne Beträge zufließen lassen. Das Spital der Stadt wird einige hundert Gulden beisteuern. Die vorhandenen Mtitel reichen aber noch lange nicht aus, um ein stattliches Bauwerk aufzurichten, das die Zierde und der Stolz Kirchheims sein und bleiben soll. Es ergeht daher an alle Bewohner der Stadt, insbesondere an die wohllöblichen Beamten, die dringende Bitte, durch Gaben an Geld ihrerseits die Ausführung des geplanten Werkes zu ermöglichen".

In den nächsten Wochen und Monaten herrschte draußen im Talwald und droben auf dem Hoh-Reisach reges Leben. Viele fleißige Hände waren tätig, starke Eichbäume zu fällen, auf Wagen zu laden u. in die Stadt zu führen. An der Baustelle wurde emsig gegraben und geschaufelt. Flöße kamen den Neckar herabgeschwommen u. landeten in Wendlingen. Die beiden Baumeister, Michel Schimming und Hans Jörg Kullen, begaben sich an den Landungsplatz und besichtigten die Stämme. Nachdem sie alle gut befunden hatten, stiegen Arbeiter auf die Flöße und trugen zuerst die Bretter ans Land. Dann wurden die Stämme mit Winden, Ketten und Tauen auf Langholzwagen gehoben, kräftige Pferde davor gespannt, und nun ging's die Talstraße aufwärts bis zur Baustätte in Kirchheim.

Hier hatten die Maurer schon ein schönes Stück Arbeit geleistet. Denn ehe der Zimmermann das Haus aufrichten konnte, mußten die Grundmauern gelegt und der Schlußstein eingefügt werden. Dies geschah nie ohne eine besonders feierliche Handlung. Nach alter Sitte mauerte man in den Grundstein allerlei wertvolle Gegenstände in Anwesenheit vieler geladener Gäste ein. In die Höhlung des Steines legte man Münzen, die im Baujahr geprägt worden waren, sodann das Bild des regierenden Fürsten, den Bauplan des Hauses und eine Urkunde über die Vorarbeiten des Baues. Nicht selten wurde auch eine Flasche Wein beigefügt. Hierauf trat der Vogt aus der bunten Menge der Zuschauer hervor und nahm aus den Händen des Werkmeisters einen Hammer entgegen, mit dem er drei Schläge auf den Grundstein ausführte. Seinem Beispiele folgten die Räte der Stadt. Mit einem Festessen auf Rechnung der Stadt beschlossen dann die Baumeister samt den Bauherren die Feier der Grundsteinlegung.

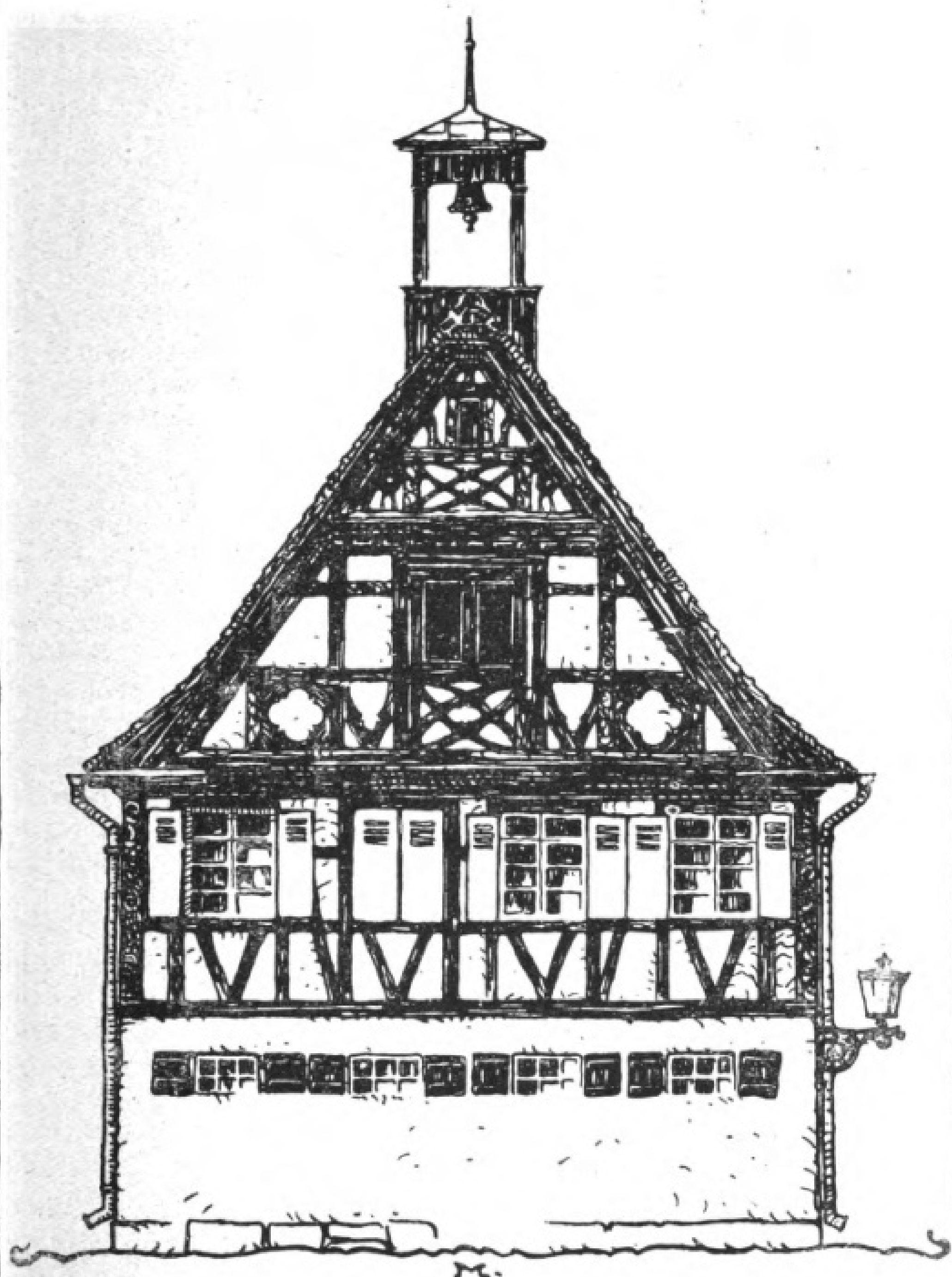
Andern Tages kamen die Zimmerleute und begannen das Haus aufzuschlagen. Die Räume glichen in Größe und Ausstattung dem abgebrannten Rathaus. Auf dem Bau erhob sich ein hübscher Turm, der alle übrigen Häuser überragte. Aber die heimeligen Erker und die bunt bemalten Scheiben, in denen sich im alten Rathaus die Morgensonne einst so wundersam spiegelte, fehlten vollständig. Die neue Bauordnung hatte das Anbringen von Erkerverzierungen verboten. Einen Ersatz für diesen äußeren Schmuck bot eine für die damalige Zeit sehr kostbare Uhr im Wert von 500 Gulden, die von Uhrmacher Schneck im Turm eingerichtet wurde.

In den unteren Räumen konnte bald das alte Leben und Treiben wieder beginnen. Metzger und Bäcker zogen ein, und vor allem entwickelte sich ein großer Salzhandel. Im Jahr 1724 konnte der Bau vollständig bezogen werden. Seit diesem Jahr ist er als Rathaus benützt worden und wird, wenn im Innern zweckmäßige Veränderungen getroffen worden sind, noch lange als solches die Zierde u. das Wahrzeichen der Stadt Kirchheim bleiben.



Das Ötlinger Rathaus.

Das Dorf war in tiefe Nacht getaucht. Alles lag im Schlummer. Die Turmuhr gab den zwölften dumpfen Schlag. Die Geisterstunde war gekommen. In den dunklen Räumen des Rathauses regte es sich. Was sonst stumm und regungslos war, wurde jetzt lebendig. Ein Murmeln drang durch die Hallen. Aus dem Stimmengewirr vernahm man deutlich die hellen, klaren Töne des Glöckleins. Mit seinem metallenen Munde gebot es Ruhe;



Das Ötlinger Rathaus.

denn es hatte den Balken und Mauersteinen, den Türen und Fenstern etwas zu erzählen.

„Wißt ihr noch", hob es an, „wie ärmlich wir in unsrem alten Kleid einst dastanden?"

„Wir waren ja drunter versteckt", brummten die Balken, „und konnten es nicht sehen; aber blöde und zerrissen muß es gewesen sein; denn uns fror oft zum Zähneklappern".

Ja, ich hörte euer Seufzen und Aechzen gar wohl. Ihr wolltet euch vor Ungeduld krumm biegen, weil von Jahr zu Jahr sich das Uebel verschlimmerte. Mir hat zwar die Kälte nicht geschadet; denn ich bin wetterfest; aber nach einem neuen Kleid verlangte ich ebenso sehnsüchtig wie ihr. Warum zum silberglänzenden Glöckchen nicht endlich ein neues Röckchen? sagte ich vergrämt, bekommen doch die Kinder am Maitag auch zum alten Kränzchen ein neues Kleidchen".

„Da seht ihr wieder den eitlen Fratz! Der tut, als ob er der einzige Schmuck des Hauses wäre", wandte jetzt der Eckpfeiler ein.

„Bist wieder einmal neidig", fuhr das Glöcklein geschwätzig fort, „weil die Leute nur einen flüchtigen Blick für deine Schnörkel übrig haben. Den Rangstreit wollen wir ein anderesmal erledigen. Laß mich weiter erzählen!"

„Es war im Jahre des Heils 1906, als eines Tages der Gipser und seine Gesellen mit einem Wagen Stangen u. Brettern vor das Rathaus angefahren kamen. Die Gesellen luden ab, schlugen ein Gerüste auf, und nun begann ein Klopfen und Hämmern derart, daß große Staubwolken die Straße füllten".

„Und daß wir laut aufschrien vor Schmerzen", fügten die Balken hinzu.

„Schtaat muaß ebbes leida", bimmelte das Glöcklein und fuhr in der Erzählung fort. „In wenigen Tagen war die eintönige, unansehnliche und morsche Hülle heruntergerissen, und das Sorgenkind des Dorfes mußte sich im Unterröcklein zeigen. Doch es brauchte darum nicht schamrot zu werden. Mit Wohlgefallen betrachteten es die Leute, als sie entdeckten, daß sich die regelmäßigen Kreuzungen der Balken abhoben wie Spitzen-Einsätze im weißen Kleide. „Do hoißt's desmol net: Oba hui, onta pfui, oder: Oba Rolla, onta Bolla", hörte ich den Büttel sagen, als er mit dem Schultheißen das Haus in Augenschein nahm. Wenn erst die Balken braun gestrichen und die Wände frisch geweißnet sind, entgegnete dieser, dann ist es schön wie eine Braut im Hochzeitsschmuck. So war es auch. Als der Maler sein Werk vollendet hatte und das Stangengerüste abgebrochen war, stand der

Bau unter den übrigen Häusern des Dorfs da, wie eine Königin umringt von dienstfertigen Dienern und Dienerinnen".

Bums! Ein Uhr! Die Geisterstunde ist vorüber. Ruhig und verträumt liegt das Rathaus da, geküßt von den silbernen Strahlen des Mondlichts.



Der Schwäbische Bund in Stadt und Amt.

Durch die Einnahme der Reichsstadt Reutlingen hatte Herzog Ulrich im Jahr 1519 dem Schwäb. Bund Anlaß gegeben, seine Heere gegen Württemberg in Bewegung zu setzen. Der Bund führte nichts Geringeres im Schild, als den Herzog aus seinem Land zu verjagen. Ulrich suchte und fand Unterstützung bei den Kirchheimer Spießbürgern. Am 17. März verlegte er sein Lager hieher, um einige Tage später vom befestigten Plochingen aus die Reichsstadt Eßlingen anzugreifen. Allein das Kriegsglück war ihm nicht hold. Es entschied zugunsten des Schwäb. Bundes, dessen Heere talaufwärts in der Richtung gegen Kirchheim zogen. Sie kamen nach Oetlingen und zerstörten dieses Dorf vollständig. Wie ein Lauffeuer war das Anrücken der Feinde auf das Nachbardorf in der Stadt verbreitet worden. Sofort zogen zwei Trommler und ein Pfeifer durch die Stadt und riefen die wehrhaften Männer auf den Plan. Die Wächter auf den Tortürmen schugen Sturm. Der Bürger legte das friedliche Werkzeug beiseite, warf den Rükkenkrebs, den Panzerkoller und den Armschuh um, nahm den Spieß, die Hellebarde oder das Schlachtschwert zur Hand und eilte auf seinen Posten. Zuerst wurden die Tore besetzt. Sie waren noch geöffnet; denn die Flüchtlinge der Umgebung kamen, ihre Habseligkeiten auf dem Rücken tragend oder auf Handkarren führend, atemlos herangelaufen, um noch vor Torschluß den sichern Port zu erreichen. Im Innern der Stadt herrschte große Aufregung. Ueberall sah man leichenblasse Gesichter. Gespensterhaft schlichen die Frauen durch die Straßen. Mütter und Kinder jammerten. Die Männer, zum Kampf bereit, trösteten und ermunterten die Verzagten. Rings um die Stadt her aber ragten trotzig die Mauern zum Himmel empor, als wollten sie sagen: Hier kommt keiner durch!

Der Feind näherte sich. Es dunkelte schon; aber von dem Feuerschein des brennenden Dorfes Oetlingen beleuchtet, hoben sich die schwarzen Gestalten der Krieger deutlich ab, so daß man ihren Weg genau verfolgen konnte. In der Stadt hörte man das Wagengerassel und Pferdegetrappel. Doch zur großen Beruhigung der Stadtbewohner konnte der Torwart auf dem Oetlinger Tor

melden, daß der Feind am Fuß der Oetlinger und der Wanger Halden talaufwärts ziehe, die Gefahr also zunächst abgewendet sei. Mit größter Spannung verfolgte man in der Stadt den Verlauf der kriegerischen Verwicklungen. Der Heerhaufe schlug zwischen Jesingen und Holzmaden sein Lager auf. Was er wohl im Schilde führt? Gilt es doch noch der Stadt Kirchheim oder haben sie es auf Weilheim abgesehen? Der nächste Tag brachte des Rätsels Lösung. Weilheim fiel dem Bundesheer in die Hände. Am 4. April ereilte die Teck das gleiche Schicksal. Es wäre Sache derer in Owen gewesen, das kostbare Kleinod auf der stolzen Höhe ihrem Herzog zu hüten. Allein Owen hatte schon 1514 Partei gegen Ulrich genommen und war untätig geblieben, als es galt, mit den Stuttgartern, den Tübingern und den Kirchheimern gegen Waiblingen zu ziehen. Der Herzog konnte übrigens über die Mißstimmung gegen ihn nicht im Zweifel sein; Owen hatte sie ihm damals schon deutlich genug gezeigt; denn als der Herzog in jenem Jahr einmal durchs Lenninger Tal ritt, rief ihm ein Bürger von Owen nach: Wo will er denn hin, will er Burgvogt zu Schlattstall werden?

1519 nahm das Städtchen noch dieselbe feindselige Haltung ein, wie sie in den Worten des Bauern zum Ausdruck kam. Hatten die Bürger von Owen bei der Eroberung der Teck nicht die Hände gerührt, so konnte der Führer des Schwäb. Bundesheeres sicher sein, daß sie ihm bei einem Angriff auf Kirchheim nicht in den Rücken fallen würden. In dieser Gewißheit schlug er seinen Weg in der Richtung nach der Oberamtsstadt ein. Mit 220 Bewaffneten konnte diese dem Ansturm der 2000 Feinde nicht wohl standhalten. Sie öffnete trotzdem die Tore nicht, erklärte sich aber bereit, dem Beispiel der Landeshauptstadt zu folgen. Stuttgart ergab sich am 7. April; damit war auch das Schicksal Kirchheims besiegelt: Die Kirchheimer mußten dem Schwäb. Bund huldigen.

Als Herzog Ulrich im August 1519 versuchte, sein Land mit Hilfe der Schweizer zurückzuerobern, rief er auch die wehrfähigen Männer im Kirchheimer Amt, 500 an der Zahl, zum Kampf auf. Sie rückten gegen Owen vor, wo der Schwäb. Bund eine starke Besatzung zurückgelassen hatte. Die Owener wehrten sich tapfer, unterstützt von mutigen Weibern, die mit Heugabeln bewaffnet bei dem zweimaligen Ansturm auf den Mauern erschienen und mithalfen, daß der Feind „ongeschaffen Sachen hat abziehen müssen". Auch anderwärts wurden Ulrichs Streiter zurückgeschlagen. Jetzt nahmen die Feinde an den Getreuen des Herzogs schreckliche Rache. Raubend und plündernd zogen die wilden Soldaten durch das Amt, drangen in die Dörfer ein und steckten sie in Brand. Zell, Aichelberg u. Bliensbach hatten besonders schwer unter ihrer Zerstörungswut zu leiden. In Zell gab es neben vielen Verwundeten drei Tote; 57 Häuser, also mehr als die Hälfte der Wohnstätten,

lagen in Schutt und Asche. In Pliensbach waren 14, in Aichelberg 13 Häuser niedergebrannt.

Während so viele Dörfer des Oberamtes unter den bösen Folgen des Krieges seufzten, erfreute sich das Städtchen Owen des besonderen Wohlwollens der neuen Regierung. Neben andern Vergünstigungen wurde ihm das Recht der Abhaltung eines zweiten Marktes durch eine Urkunde Ferdinands von Oesterreich vom 15. Juli 1524 verliehen. Darin wird ausdrücklich auf die Belagerung der Stadt und die tapfere Verteidigung durch die Bürger hingewiesen und ausgesprochen, daß das Marktrecht „zur Ergötzlichkeit etlichermaßen ihrer erlittenen Schäden und aus anderen redlichen Ursachen" verliehen wurde. Wenn Owen aber durch seine Parteinahme gegen Ulrich eine von Kirchheim unabhängige Stellung als besondere Oberamtsstadt erlangen wollte, so ist ihm dies nicht gelungen.



Das Interim im Kirchheimer Amt.

I. Der Anmarsch der Spanier.

Karl V. kam mit seinen spanischen Reitern von Nördlingen her, um den Weg nach Württemberg zu erzwingen. Dieser führte ihn über Hall nach Heilbronn. Herzog Alba zog vor ihm her und sicherte ihm die Straßen.

Zu nächtlicher Stunde des ersten Sonntags im Jahr 1547 erschien auch vor dem Oetlinger Tor unsrer Stadt ein Trompeter mit einem Brief des Herzogs Alba. Der Festungskommandant, Klaus von Grafeneck, ahnte den Inhalt des Schreibens und lehnte darum den Empfang desselben mit dem Hinweis darauf ab, daß es nicht üblich sei, während der Nacht die Tore zu öffnen, der Trompeter möge sich daher mit seinem Anliegen bis Tagesanbruch gedulden und in der Herberg beim „Weberlin an der Lauter vor dem Stadtgraben" Quartier nehmen. Andern Tags holte Hauptmann Hans Albrecht von Kempten, der die italienische Sprache beherrschte, das Schreiben in der Herberge des Meldereiters ab und brachte es auf das Rathaus. Unter dem Vorsitz des Festungskommandanten wurde nun großer Kriegsrat gehalten. Alba verlangte sofortige Uebergabe der Stadt und Festung. Kommandant und Offiziere waren einig, daß davon ohne Erlaubnis des Herzogs Ulrich keine Rede sein konnte. Auch der Untervogt Peter Eckher und sein Bruder Sylvester, der das Amt eines Kellers begleitete, wiesen dieses Ansinnen energisch zurück. Es war also nur noch die Frage, ob man dem Trompeter eine glatte Absage erteilen oder eine ausweichende Antwort geben wolle. Eine schroffe Zurückweisung hätte das sofortige Anrücken des kaiserlichen Kriegs-

volkes zur Folge gehabt. Auch hätte man, um dem Feind den Sturm auf die Festung zu erschweren, die beiden Vorstädte, sowie das Kloster den Flammen opfern müssen. Gütliche Verhandlungen, die Zeit zur Vorbereitung auf den Kampf gewährten, schienen daher geboten. Der Kriegsrat war darin einig, daß man in dem Antwortschreiben um acht bis zehn Tage Bedenkzeit bitten sollte. In der Zwischenzeit konnte man des Landesfürsten Entscheidung einholen. Herzog Ulrich nahm den Bericht des Festungskommandanten sehr ungnädig auf. Er hatte erwartet, daß der Kommandant das Ansinnen der Spanier rundweg ablehne. Klaus von Grafeneck wurde daher seines Amtes entsetzt. Kaum hatte sein Nachfolger, Georg Wöllwarth, die Stelle des Befehlshabers und Obervogtes in Kirchheim übernommen, so erging an ihn am 9. Januar 1547 der herzogliche Befehl, die Besatzung herauszunehmen und die Festung dem Kaiser und seinen Kriegsvölkern zu übergeben.

2. Die Spanier besetzen die Stadt.

Es war an einem heißen Augusttag des Jahres 1548. Glühender Sonnenbrand lag über der Stadt Kirchheim. Auf den Straßen sah man nur wenige Leute. Auch der Wachposten am oberen Tor wäre lieber in den Kasematten des Schlosses geblieben, als hier im heißen Sonnenbrand Wache zu stehen. Plötzlich sah er in der Richtung gegen Dettingen Staubwolken aufwirbeln. Reiter tauchten in der Ferne auf. Dumpfer Trommelschlag kündigte das Nahen fremder Gäste an. In den verschlafenen Gassen der Stadt wird es jetzt lebendig. Die Bewohner verlassen ihre Häuser und laufen dem obern Tor zu. „Die Spanier! Die Spanier!“ tönt es durch die Straßen. „O Herr, mache es gnädig mit uns“, seufzt eine Mutter, die mit ihrem Säugling im Arm unter der Haustüre steht. „Ja, Gott behüte uns!“ bekräftigte die Nachbarin mit zitternder Stimme. Jetzt reiten die Spanier zum Tore ein. Stolz sitzen sie zu Pferde in ihrer bunten Landsknechtstracht. Die neugierige Menge weicht scheu zurück und stellt sich zu beiden Seiten der Straße auf, bis die Fremdlinge vorübergezogen. Ein Wagen mit sechs in Ketten geschlagenen Zivilgefangenen beschließt den Zug. Vor dem Marktbrunnen wird halt gemacht. Die Reiter steigen von den Rossen und führen ihre Tiere zur Tränke. Dann wird im Schloß Quartier bezogen. Auch die mitgebrachten Gefangenen bringt man ins Schloß und weist ihnen eine dunkle Zelle als Wohnung an. Tage der Angst und Sorge brechen nun für alle die an, die sich nicht Spanier nennen.

3. Das traurige Los der Kriegsgefangenen.

Mit der Besetzung der Festung Kirchheim erfolgte gleichzeitig auch die von Asperg und von Schorndorf. Der Kaiser wollte mit

der Durchführung seines Interimgesetzes Ernst machen, und die spanische Soldateska sollte seinem Willen bei den Evangelischen in Württemberg Geltung verschaffen. Welches Schicksal ihrer wartete, wenn sie sich gegen den kaiserlichen Befehl etwa auflehnen würden, das wurde den Kirchheimern durch die mitgeschleppten Kriegsgefangenen vor Augen geführt. Fünf davon waren evangelische Geistliche aus Ulm, die sich nicht unter das Interim gebeugt hatten. Ob ihrem Bekennermut wurden sie alle in Ketten geschlagen und in das Gefängnis gelegt. Der Ulmer Ratsherr Jörg Frecht, der sie in ihrer Gefangenschaft zu Ulm besucht und namentlich seinem gefangen gehaltenen Bruder Jakob Frecht Mut zugesprochen hatte, mußte wegen dieses Besuches das Los der andern teilen.

Nun saßen sie alle sechs in einer Gefängniszelle des hiesigen Schlosses und waren um ihr und ihrer Angehörigen Schicksal bekümmert. Da kam ihnen ein Retter in der Not. Sylvester Ecker, der Kameralverwalter von Kirchheim, machte oft Besuche bei ihnen, steckte ihnen heimlich Briefe von ihren Verwandten zu und nahm solche zur Beförderung nach Ulm mit. Trotz strenger Bewachung gelang es auch, daß ab und zu vom Wirtshaus etwas hereingeschmuggelt wurde; denn die schwäbischen Mägen wollten sich, wie Jakob Frecht an seine Frau schrieb, nur schwer an die spanische Küche gewöhnen. Die Magenfrage wäre indessen ihr geringster Kummer gewesen. Worüber sie sich am meisten beklagten, war die ungerechte Behandlung, die ihnen zuteil wurde. Am 20. Aug. waren sie gekommen. Am 27. Nov. schreibt Jakob Frecht, daß bei ihnen noch kein Verhör stattgefunden habe, während es doch sonst üblich sei, jedem Mörder Gelegenheit zu geben, sich vor dem Richter zu verantworten. Aber die Gefangenen sollten eben über ihr Schicksal keine Gewißheit bekommen, um dadurch mürbe zu werden, damit sie schließlich den ihnen vorgelegten Eid unterschrieben. Man redete ihnen ein, die Prediger in Augsburg hätten den Eid längst unterschrieben. Sie dürften also nur dem Beispiel ihrer Amtsbrüder folgen, um ihrer Ketten frei zu werden. Die Gefangenen ließen sich jedoch nichts vortäuschen und baten, man möge ihnen Einsicht in die unterschriebenen Schriftstücke geben. Das war nicht möglich; denn die genannten Geistlichen aus Augsburg waren ebenso entschiedene Gegner des Interimgesetzes wie die Kirchheimer Kriegsgefangenen, hatten also weder einen Eid auf das neue Gesetz geleistet, noch durch Unterschrift dessen Beachtung versprochen. Die List der Spanier hatte versagt. Nun versuchten sie es wieder mit Gewaltmitteln und legten die Prediger in Ketten. Frecht berichtet darüber in einem Brief an seine Frau und schreibt: „Wir liegen jetzt schon 18 Tage in Ketten. Man kann sich wohl denken, was wir für gute Tage haben; aber was Gott schickt, ist gut“. Mit stiller Ergebung fügten sie sich in ihr

Schicksal und schöpften immer wieder neue Hoffnung, wenn tröstliche Nachrichten aus dem Verwandten- oder Freundeskreise sie erreichten. Sie stärkten ihren Glaubensmut an dem Trostbrief, den ihnen der Hofprediger von Nürtingen zusandte, und freuten sich zu hören, daß nicht bloß ihre Amtsgenossen, sondern selbst der Herzog um ihr Los bekümmert sei.

Nachdem sie sechs Monate lang standhaft ausgeharrt hatten, öffneten sich endlich die Tore ihres Gefängnisses. Gegen Bezahlung eines Lösegeldes von 240 Gulden und das Versprechen, die Stadt Ulm nicht mehr zu betreten, ließ man sie am 3. März 1549 frei. Die kriegsgefangenen Prediger zogen ab, die spanischen Krieger aber blieben noch lange in Kirchheim und kühlten ihren Mut an den Bewohnern der Stadt.

Nach kaiserlichem Befehl sollte die Unterhaltung der spanischen Besatzung dem Reiche zur Last fallen. Wen aber die Last mehr beschwerte, das Reich oder die Stadt, bedarf keiner Untersuchung. Räubereien und Prügeleien, Bedrohung und Erpressung waren an der Tagesordnung. Wer sich vor Mißhandlung und Vergewaltigung geschützt wissen wollte, mußte an Geld und Gut schwer bluten. Durch Bezahlung von Zechgelagen, durch eine Spende von Kälbern, Fischen und Leckerbissen an die Offiziere und Dolmetscher konnte das Los des Einzelnen und der Allgemeinheit erleichtert werden. Nach dreijährigem Aufenthalt verließen sie endlich die Stadt, und die Bürger atmeten erleichtert auf.



Leibeigene Leute zu Neidlingen.

In der Frühe des 11. November ertönte auf dem Rathaus zu Neidlingen die Glocke. Es war das Martinigeläute, das die Leibeigenen von Neidlingen und Ochsenwang aufs Rathaus rief. Die Bauern zogen ihren langen blauen Kirchenrock an, setzten den Dreispitz auf und stiegen die holprige Rathaustreppe hinauf. Im Ratssaal saß schon der Vogt und hatte vor sich ein Pergamentblatt liegen. Er schien heute nicht gut gelaunt zu sein; denn in strengem Befehlston begann er: Leibeigene Leute des Junkers Leo von Freyberg! Ich tu euch kund und zu wissen, daß wer Bürger werden will, zehn Gulden als Leibsteuer zu bezahlen hat. Ledige Männer, die heiraten wollen, erhalten die Erlaubnis gegen Lieferung einer Scheibe Salz im Wert von 4 Gulden. Am Ostersamstag bringen eure Frauen 3345 Eier der Schloßherrin zum Osterhasen. Am Johannistag ist die Lieferung von 333 jungen Hühnern fällig. Nach altem Herkommen holt der Vogt von Neidlingen für seinen Junker im Hause eines Verstorbenen das Besthaupt.

Stirbt eine Frau, so sucht er sich das beste Gürtelgewand aus. Immer hat er Anspruch auf den zehnten Teil der zurückgelassenen Erbschaft.

Der Junker wird auch streng darüber wachen, daß ihr den Weinzehnten in den Schloßkeller, den kleinen Zehnten in die Pfarrscheuer und den großen Zehnten an die geistliche Verwaltung in Weilheim zur Zufriedenheit der Zehntherren abliefert.

Und nun wollen wir an die Verteilung der Fronarbeiten gehen. Die Bürger in der Veitstraße sollen vortreten. Ihr habt dieses Jahr meine Amtsäcker zu bestellen. Ich hoffe, daß ihr es an nichts fehlen lasset. Es sind ja auf jedem Oesch nur zwei Jauchart Acker. Dazu kommt noch die Bestellung meines Hanflandes und die Zufuhr von Holz aus meinen Wäldern in meine Amtsbehausung. Euch andern Bürgern aber liegt es ob, die Aecker des Junkers zu düngen, zu bauen, die Frucht darauf zu schneiden, zu binden und in die Schloßscheuer zu führen. In den beiden Brühl und in dem großen Schloßgarten muß das Gras gemäht und zu Heu gedörrt werden. Ihr wißt, daß in jedem Oesch 20 Jauchart Acker sind, dazu kommen noch drei weitere zum Anbau von Erbsen, von Hanf u. Flachs. Die beiden letztgenannten sind „bis an die Kunkel" zu bereiten. Da Dung u. Same bereit gestellt werden und an jedem Frontag das Essen aus der Schloßküche gereicht wird, so könnt ihr euch über zu harte Forderungen nicht beklagen. Die Verteilung der Arbeit überlasse ich euch. Macht eure Sache gut! Heute nachmittag werden wir uns wiedersehen, wenn ich mit meinem Knecht die Leibhennen aussuche. So sprach der Vogt in sprödem Amtston und verließ stumm grüßend den Saal.



Forstbeschwerden der Dettinger.

Nicht immer lachten dem Wanderer im Lenninger Tal schmucke Häuser, liebliche Obstgärten und reiche Kornfelder entgegen. Jahrhundertelang wohnte in zerfallenen Hütten bittere Armut, und weite Flächen waren mit Dorn und Gestrüpp bewachsen. — Heute ein kleines Paradies, einst ein Jammertal, wie ist dies zu erklären? Die Klagen der Dettinger um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts geben uns darüber Aufschluß und entrollen uns ein Bild der bösen Zeit, da die Bürger recht-, macht-, hilf- und wehrlos gegen Bedrückungen aller Art waren.

Die Wälder Dettingens, heute der Stolz und der Reichtum der Gemeinde, waren ehedem ihr Sorgenkind. Was halfen die schönsten Stämme im Wald, wenn man sie nicht fällen durfte? Erst mußte die Erlaubnis des Forstknechts eingeholt und eine Gebühr,

„Stammiete" genannt, bezahlt werden, um aus seinem eigenen Wald Bau- oder Brennholz abführen zu dürfen. Was halfen die ölhaltigen Bucheckern und die als Schweinefutter damals hoch geschätzten Eicheln, wenn man den Wald nicht betreten durfte? Um der Fischreiher willen, die im Dettinger Wald ihr Geständе hatten, war seit der Regierung des Herzogs Friedrich I. ein großer Teil dieses Waldes für jeden Verkehr gesperrt worden. Als nach dem Dreißigjährigen Krieg die Waidmannsherrlichkeit wieder neu auflebte und das alte, zerfallene Reiherhaus mit seinem Garten und See neu erstellt und noch drei weitere Seen bei Nabern für die Reiherjagd angelegt wurden, da waren es die Dettinger, denen man diese Arbeiten als Fronarbeit aufbürdete, obgleich sie nur zu



Dettingen.

drei Frontagen im Jahr verpflichtet gewesen wären. Des weiteren hatten sie für die Jagd wie die andern Bezirksorte eine bestimmte Zahl Hunde zu halten. Wurden von den Forstknechten keine Hunde in Pflege übergeben, so verlangten sie dafür ein Kostgeld, und der Forstmeister forderte seinen „Hundshaber".

Das alles wäre schließlich zu ertragen gewesen. Aber wenn die Bauern an den Schaden dachten, den ihnen das Rot- und Schwarzwild zufügte, dann schwand aller Frohsinn. An eine Entschädigung war nicht zu denken; die Bauern wären froh gewesen, wenn sie sich selbst hätten helfen dürfen. Allein es war ihnen verboten, das Wild auf ihren Aeckern durch Hunde zu verjagen. Wer sich vollends unterstand, ein jagdbares Tier zu töten, verfiel einer sehr strengen Strafe. Unter vier Wochen Gefängnis kam ein solcher Jagdfrevler nicht weg. Wurde er zum zweitenmal als Wildschütze ertappt, so erwartete ihn eine hohe Geldstrafe und dazu

noch eine Arreststrafe von acht Wochen. Ein drittes Jagdvergehen mußte er mit dem Leben büßen. Das einzige Abwehrmittel gegen den Wildschaden bestand darin, daß die Gemeinde Dettingen mit gütiger Erlaubnis der Herrschaft einen Wildzaun errichtete, der sich später auch vor den Wäldern von Kirchheim, Lindorf und Oetlingen erhob. Da der Zaun in regelmäßigen Abständen Lücken haben mußte, konnte nicht verhindert werden, daß die Dettinger Wiesen von den Wildschweinen so durchwühlt wurden, daß sie dem Brachfeld ähnlich sahen, und daß von den Dettinger Weinbergen über hundert Morgen wüste lagen, weil sie zu Herbstzeiten vom Rot- und Schwarzwild so sehr heimgesucht wurden, daß von ihnen kein Ertrag zu erhoffen war. Wie unter solchen Umständen die Aecker u. Wiesen aussahen, die zwischen dem Waldrand und dem Wildzaun lagen — für die vier genannten Gemeinden kam eine Fläche von über tausend Morgen in Betracht — bedarf keiner weiteren Schilderung.

Zu all diesen Lasten, über die sich die Dettinger durch den Abgeordneten des Bezirks wiederholt, jedoch immer erfolglos, bei der Regierung beklagten, kam noch die Jagdfron. Solange die Jagden nur einen Tag dauerten, waren die Bauern gerne bereit, daran teilzunehmen, wurde doch dadurch der Wildschaden merklich gemindert, auch gaben die Jagderlebnisse auf lange hinaus Stoff für Kurzweil und Unterhaltung am Feierabend.

Wenn aber die Jagden mehrere Tage und Wochen dauerten und sich über die weit in die Aemter Göppingen, Eßlingen und Nürtingen eingreifenden Grenzen des Kirchheimer Forstes fortsetzten, dann war's den Bauern nicht mehr wohl zu Mute. Dann verging ihnen die Lust zu erzählen von den vielen Hundert erlegten Hirschen und Wildschweinen, von den Wölfen, die teils in die Wolfsfalle bei der Kirchheimer Kleemeisterei gegangen, teils vom tödlichen Blei getroffen worden, von den Fasanen, die sie an den Bürgerseen und bei der Dettinger Kapelle gesehen, und dann bedauerten sie sehr, daß sie es nicht auch so gemacht hatten wie die Gutenberger u. Oberlenninger, die alljährlich Netze, Garne, Stricke und Taue bei sechs Zentner an Gewicht lieferten, um von jeder Fron befreit zu sein. Dann hätten sie ihrer Arbeit ungehindert nachgehen, ihre Weinberge besser bebauen, ihre Aecker rechtzeitig bestellen und so der herrschenden Armut steuern können.

Wenn heute in Stadt und Land die einstige Armut und Dürftigkeit einer gewissen Wohlhabenheit und Behaglichkeit hat weichen müssen, so ist das nicht zuletzt dem Umstand zu verdanken, daß hier seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts freie Bauern auf freier Scholle in harter, zäher Arbeit ihren Beruf erfüllten.



Gerichtsverfahren in alter Zeit.

In früheren Jahrhunderten war das Leben und Treiben der Bürger streng geregelt. Niemand war sicher, daß er nicht wegen einer ganz geringfügigen Sache aufs Rathaus befohlen und bestraft wurde. Ließ sich jemand nach neun Uhr abends noch auf der Straße blicken, so wurde er von dem Nachtwächter als „Gassenläufer" dem Gericht angezeigt und mit Geld oder mit Arrest bestraft. Entdeckten die „Feldsteußler" einen Acker oder einen Weinberg, in dem das Unkraut überhand nahm, so brachten sie den Besitzer des Grundstücks zur Anzeige, und der nachlässige Bauer wurde in den Turm gesperrt. Die gleiche Strafe ereilte den, der nicht oder nur ungenügend für seine Familie sorgte.

Außer der körperlichen Züchtigung, die besonders bei Baumfrevlern in Anwendung kam, gab es noch eine ganze Reihe von



Das Wachthaus.

Strafmitteln. Je nach Art und Schwere des Vergehens wurde der eine vor dem Rathaus oder vor der Kirche an den Pranger gestellt und mußte den Spott der Vorübergehenden über sich ergehen lassen; ein anderer wurde mit glühenden Zangen gezwickt und mit Brandmalen versehen, die ihn zeitlebens als einen Verbrecher kennzeichneten. Schwere Verbrechen wurden früher mit dem Feuer, dem Schwert oder dem Strang gesühnt. Unsre Vorfahren konnten davon ein trauriges Liedlein singen; denn alle die genannten Strafen kamen früher auch in Kirchheim zur Anwendung.

Kirchheim war einst eine kaiserliche Pfalz. Ein Beamter des Kaisers sprach hier Recht und Urteil in Sachen des Reichs. Als Kirchheim eine württembergische Stadt wurde, war allerdings der Landesherr oberster Richter; aber neben ihm waltete auch noch der vom Kaiser bestellte Richter seines Amtes. Im Jahr 1514 übertrug Herzog Ulrich den Mitgliedern des Stadtgerichtes in Kirchheim das Recht des „Blutbannes", d. h. das Recht, über Leben und Tod der Bürger zu entscheiden. Bis zum heutigen

Tag erinnern der Richtplatz an der Jesinger Straße und der Galgenberg, der auf dem „Sünderweg" vom Vorstadtbahnhof aus am schnellsten zu erreichen ist, an die Vollstreckung der Gerichtsurteile. Wie eine solche vor sich ging, möge folgende Schilderung zeigen:

Es war an einem schwülen Sommerabend des Jahres 1613. In der Stadt Kirchheim herrschte große Unruhe. Vor dem Rathaus standen die Leute gruppenweise beieinander und unterhielten sich im Flüsterton. Manchmal streift ein scheuer Blick der Schwatzenden die Fenster der Gerichtsstube, in der die 12 Richter Kirchheims unter dem Vorsitz ihres Vogtes tagen. Die zwanzigjährige Anna Miltin von Aichelberg ist des Giftmordes bezichtigt worden und soll heute das Urteil des Gerichts entgegennehmen.

Die Verhandlung beginnt. Die Angeklagte spricht ängstlich und verworren. So sehr sie auch ihre Unschuld beteuert, die Richter wollen sich davon nicht überzeugen lassen. Die Sünderin hatte ja acht Tage zuvor, als sie auf die Folter gespannt war, ihre Schuld eingestanden. Es gilt also heute nur noch das Urteil zu fällen. Das geschieht. Sie wird zum Tod mit dem Schwert verurteilt. Am andern Morgen um 7 Uhr soll das Urteil vollstreckt werden.

Der Tag bricht an. In den Straßen der Stadt wird es lebhaft. Ein seltsamer Zug bewegt sich vom Rathaus zum Richtplatz. Voran schreitet die Verurteilte mit verzerrtem Gesicht und verstörten Augen. Ihr folgt der Scharfrichter mit blitzendem Schwert. Dann kommen die 12 gestrengen Richter und der Vogt in langen, schwarzen Mänteln. Ein Geistlicher im Talar murmelt unablässig Gebete. Schulkinder in Begleitung ihres Lehrers stimmen Buß- und Sterbelieder an, während droben auf dem Rathausturm das Malefizglöcklein wimmert. Eine Schar müßiger Gaffer beschließt den Zug.

Auf dem Richtplatz kniet die Sünderin nieder. Der Vogt verliest nochmals das Urteil und zerbricht ein Holzstäbchen über ihrem Haupt. Mit den Worten:

Kurze Not,
Sanfter Tod,
Gnad' bei Gott!

geht der Scharfrichter mit seinen Gesellen ans Werk, und bald darauf rollt der Kopf der Verurteilten in den Sand. Die Henkersknechte stecken ihn auf einen Spieß und stellen ihn am Rande der Straße auf. Dann verlauft sich die Menge. Auch die Richter kehren nach Hause zurück in dem sicheren Bewußtsein, das Unrecht gesühnt zu haben.

Von den Hexenprozessen, die der verirrte Menschenverstand zwei Jahrhunderte lang geführt hat, haben wir aus dem Oberamt Kirchheim keine ausführlichen Berichte. Auf dem Reußen-

stein sollen einst eine größere Zahl Hexen eingesperrt und dann verbrannt worden sein. In Neidlingen spricht man heute noch von den Hexenlöchern in der Nähe des Dorfes und bezeichnet damit den Platz, wo die Scheiterhaufen gestanden, auf denen die Hexen geendet haben. Darunter mag auch der Neidlinger Bader gewesen sein, der in einem Prozeß, den Leo von Freyberg gegen seine Frau führte, zugunsten dieser Frau Zeugnis gegeben hatte. Darüber empört beschuldigte ihn der Junker, teuflisch Hexenwerk und Zauberei getrieben, auch eine groze Anzahl Menschen jämmerlich ums Leben gebracht zu haben, und ließ ihn verbrennen (1590). Von dem Kirchheimer Maler König, der die Widerholtsche und die Wellingsche Gedenktafel im Chor der Stadtkirche gemalt hat, wird uns berichtet, daß er mit seiner Frau von den Richtern der Stadt der Hexerei beschuldigt und des Landes verwiesen wurde (1702). Nachweisbar ist auch die Verbrennung von 63 Hexen in Wiesensteig in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ein gedruckter Bericht aus dieser Zeit schildert uns, was man diesen unglücklichen Menschen alles zur Last legte. Die Hexen wurden bezichtigt, daß sie mit dem Teufel im Bund wären, daß sie Menschen „töbig" und lahm gemacht, tote Kinder, namentlich ungetaufte, ausgegraben und zu Mus versotten oder zu Pulver verbrannt hätten. Aus dem Mus und dem Pulver hätten sie durch Beimischung von rotem Menschenhaar, Sauborsten, Wolle, Spinngewebe, Eierschalen, Branntwein, weißem und gelbem Gift und anderem eine Zaubersalbe hergestellt und zu ihrem Teufelswerk verwendet. Das Wasser, in dem sie jene Kinder gesotten, hätten sie in einen Graben eingeschüttet und dann durch den Teufel in die Luft gesandt. Dieses verhexte Wasser sei als Hagel oder Nebel wieder zur Erde gekommen zum Schaden der Menschen. Das klingt heute in unsern Ohren wie ein Märchen aus alten Zeiten. Wer indessen weiß, daß in Stadt und Land immer noch Menschen wohnen, die an das Dasein von Hexen und deren überirdische Macht glauben, dem erscheinen jene Berichte nicht verwunderlich.



Konrad Widerholt.

I. Widerholt ein Kriegsheld.

Mit nicht geringem Stolz nennt jeder Württemberger, ganz besonders aber jeder Kirchheimer Bürger den Namen Widerholt. Warum dieser Name einen so guten Klang hat, weiß jeder, der etwas über den 30jährigen Krieg gehört hat. Wer aber die Bedeutung des Mannes für das Württemberger Land und für das Kirchheimer Amt noch nicht kennen sollte, dem verkündigen es die Inschriften an Widerholts Grabdenkmal, das sich auf der West-

seite der Martinskirche in Kirchheim befindet. Für einen Fremden mögen die wenigen, in Stein gemeißelten Sätze genügen, ein Kirchheimer aber will über den Mann noch mehr erfahren.

Widerholt war das siebente Kind einfacher, aber achtbarer Bürgersleute in dem befestigten Städtchen Ziegenhain in Hessen. Im fünften Monat seines Lebens, September 1598, verlor er seinen Vater. Wer nun etwa glauben wollte, aus dem Nesthäkchen sei ein echtes und gerechtes Muttersöhnchen geworden, der täuscht sich. Wider alles Erwarten und zum Entsetzen seiner ängstlichen Mutter erwachte in dem Knaben schon früh die Lust am Soldatenleben. Wenn sich auf den Festungswällen von Ziegenhain die kleinen Knirpse versammelten und, die Uebungen der Soldaten nachahmend, stolz in Reih und Glied einherschritten, fehlte der kleine Konrad der Witwe Widerholt nie. Die kriegerischen Ereignisse seiner Zeit kamen seinem Drang nach Heldentaten entgegen. Mit 17 Jahren nahm er Abschied von Mutter und Geschwistern und trat als Reiter in die hanseatische Armee ein. Hier verdiente er sich seine Sporen. Vor den Toren Braunschweigs pfiffen ihm zum erstenmal die blauen Bohnen ums Ohr. In die Zeit seiner ersten Kriegsdienste fällt seine Verheiratung mit der Tochter des Kommandanten auf der Insel Helgoland. Aber er liebte nicht eine friedliche Beschäftigung im trauten Heim, es trieb ihn hinaus in die weite Welt. Seine Frau bei dem Hofstaat der Herzogin von Holstein zurücklassend, durchzog er Länder und Meere. Im Jahr 1620 begegnen wir ihm in Venedig, wo er sich mit einem berühmten Waffenmeister befreundete, um von diesem noch mehr in die Geheimnisse der Kriegskunst eingeweiht zu werden. Von größerer Bedeutung für ihn war jedoch sein Zusammentreffen mit dem württembergischen Prinzen Magnus in jener Stadt. Dessen Scharfblick erkannte sofort Widerholts Kriegstüchtigkeit, und er schlug ihm vor, bei seinem Bruder, dem Herzog Johann von Württemberg, Sold zu nehmen. Widerholt nahm das Anerbieten an und kam als Drillmeister nach Stuttgart. Nun konnte er einen eigenen Hausstand führen und auch seiner Mutter eine Heimstätte bieten. In kurzer Zeit arbeitete sich Widerholt zum Major empor.

Während dieser Zeit tobte der 30jährige Krieg. Aber der Kriegsschauplatz war noch abseits vom Württemberger Land. Da kam 1629 der Wiederherstellungserlaß des Kaisers. Alle Klöster und Stifter, Abteien, Bistümer und Erzbistümer, die nach 1552 evangelisch geworden waren, sollten der katholischen Kirche zurückgegeben werden. In Württemberg wollten die Kaiserlichen mit St. Georgen im Schwarzwald den Anfang machen. An einem heißen Sommertag kam ein Trupp kaiserlicher Reiter dort an; aber er fand die Tore des Klosters verschlossen. Sie waren zu spät aufgestanden. Vor ihrer Ankunft hatte man die Mauern dem

tapferen Widerholt geöffnet, der jeden fremden Eindringling abzuweisen wußte.

Nachdem Widerholt bei der Belagerung der Burg Schramberg eine Probe seiner Kriegskunst gegeben hatte — um die Schramberger zur Uebergabe der Burg zu zwingen, hatte er ihnen das Trinkwasser abgraben lassen — kam unser Kriegsmann auf die Feste Hornberg, wurde aber dann bald der Befehlshaber auf dem Hohentwiel.

Diese Burg bedurfte vor allen andern eines tapferen Kommandanten, denn sie stach, weil mitten im Feindesland, den Gegnern gewaltig in die Augen. Zwar befand sie sich in einem besseren Zustand als der Hornberg, aber es gab auch hier noch Arbeit genug zu tun. Da mußten die Lücken in den Mauern ausgebessert, Wälle aufgeführt, Türme errichtet, für Kriegsgeräte gesorgt werden. Die Speicher waren leer; sie wurden mit Lebensmitteln gefüllt.

General Ossa, der als erster Gegner auf den Plan trat, sah bald ein, daß das Felsennest uneinnehmbar war und versuchte, Widerholt durch gütliche Verhandlungen zu gewinnen. Doch dieser brach seinem Fürsten die Treue nicht; er blieb kalt und hart. Die glotten Worte des feindlichen Generals prallten an dem eisenharten Charakter unsres Festungskommandanten ab, wie die Pfeile am ehernen Schild. Ossa konnte sich nur damit rächen, daß er die Mühle bei Singen niederbrannte. Daraufhin erbaute Widerholt eine Roßmühle inmitten seiner Burg. Mochten die Feinde auch mit Heißgier seinen Horst umkreisen, Widerholt schenkte ihnen kaum Beachtung. Viel gefährlicher war für ihn ein ungebetner Gast, der mit schwarzen Schwingen über die Mauern geflogen und sich in der Burg eingenistet hatte, die Pest. Sie lichtete die Reihen seiner Kämpfer ganz bedenklich. Auch der Pfarrer, der in der neuerbauten Burgkapelle treu seines Amtes gewaltet hatte, wurde von ihr dahingerafft. Solange kein Ersatz zu finden war, versah der Kommandant selbst die Pfarrei. Er besuchte die Kranken, tröstete sie und betete mit ihnen. Ein wahrhaftiges Wunder war es, daß Wiederholt verschont blieb, trug er doch schon damals den Keim einer schweren Krankheit — er war lungenleidend — in seiner Brust, und wirklich verbreitete sich im ganzen Lande die Nachricht, er sei gestorben. Durch seine kühnen Reiterstücklein, die er in Balingen, Sulz u. a. Orten ausführte, zeigte er jedoch, daß er noch lebte.

Auch in der Folgezeit wußte er allen Gefahren zu begegnen, die seiner von Feinden umringten Burg drohten, so daß er, als die Stürme des wilden Krieges sich gelegt hatten, sein kostbares Gut unversehrt in die Hände des Herzogs übergeben konnte. Seine Tapferkeit und Treue wurden von diesem fürstlich belohnt. Wi-

derholt erhielt das Rittergut Neidlingen, Ochsenwang und Randeck und wurde zum Obervogt in Kirchheim sowie zum Inspektor über Stadt und Amt Nürtingen ernannt.

2. Widerholt ein Friedensheld.

Auch in der Friedensarbeit war Widerholt ein Meister. Mußten doch jetzt wieder die verödeten Felder angebaut, die verwüsteten Häuser erneuert, Ordnung, Sitte und Frömmigkeit unter die verkommenen u. verwilderten Leute gebracht werden. Seine frühere heftigere Gemütsart wich einem ruhigen Ernst und stillen Wirken. Die Verwaltung des ihm übertragenen Amtes Kirchheim und die Oberaufsicht über das Amt Nürtingen erforderte große Umsicht, viel Geduld und beharrliche Tatkraft. Ihm zur Seite wirkte seine Gemahlin in gleichem Sinn und Geist und mit noch größerer Strenge als der alte Kriegsmann.

Zunächst sicherte sich das Ehepaar ein gemütliches Heim. Sie erwarben das Schloß des früheren Obervogts Welling. Es war ein weitläufiges Gebäu, am Wall gelegen, zum Teil auf die Stadtmauer gebaut, mit einem großen Garten und Hof, wo Frau Anna bequem wirtschaften konnte; es hatte einen Zugang auf die hohe Bastei an der Ecke der Stadtmauer und den Blick auf Wall und Graben. Da konnte sich der Herr Oberst seiner Festungszeit erinnern.

Hier in dem alten Schloß lebte nun das Ehepaar im Winter, während es in der Sommerzeit, Frau Obristin besonders, der Landwirtschaft drüben auf den Gütern in Neidlingen und Ochsenwang oblag. Daß ihr das Heimweh nicht ankäme, hatte die Frau Obristin vom Hohentwiel eine Kuh und ein Oechslein aus ihrer stattlichen Herde hertreiben lassen, und der Herr Oberst ließ von droben brave „Kerle“ zu Bediensteten kommen.

Es fehlte im Amt an Geld, an Häusern, aber auch an Menschen. Und die da waren, denen fehlte es an Arbeitslust. Der Krieg hatte die Leute vielfach arbeitsscheu gemacht. Das Gesindel, das überall zahlreich umherzog, war eine Last und Landplage. Durch die gewohnten Plünderungen in der Kriegszeit, wo kein Eigentum, keine Ernte, keine Wohnung sicher war, hatten sich die Leute ans Herumlungern und Nehmen gewöhnt; das vielfache Flüchten hatte die Menschen zu Vagabunden und Stromern gemacht. Hausen- und familienweise zogen die Bettler umher, und wie die Soldaten im Kriege, so verübten die Bürger und Bauern noch im Frieden zahllose Diebstähle und Räubereien.

Da half nun Widerholt mit Anleihen, auch mit Schenkungen, und es war bald bekannt im Amt, daß der Herr Oberst reich und gutherzig sei. Dann führte er eine strenge Polizei ein; Bettler wurden angehalten und ihnen herrenlose wüste Aecker angewiesen. Dem Gesindel wurde scharf aufgepaßt; wer allerlei lose

Künste trieb, wie Gaukelei, Zauberei, Segensprechen, Wahrsagen, Quacksalberei, wurde zu Strafarbeiten gezwungen oder ausgewiesen.

Wirklich Arbeitsunfähige: Greise, Kranke, Krüppel, ließ der Obervogt aus seiner Küche speisen, wenn auch manchmal die sparsame Hausfrau sauer dazu sah. Den Witwen war der Obervogt ein treuer Berater und Helfer. Brotlose Studenten nahm er als Gäste an seinen Tisch, unterstützte sie im Studium und versorgte sie mit Aemtern.

Besonders der Kinder nahm sich Widerholt an. Er hatte keine eigenen, und der kinderlose Mann war doch ein so großer Kinderfreund. Wie viel Patenkinder hatten sie nicht in Stadt und Land, der Herr Obervogt und seine Eheliebste! Und den armen Waisen war er nicht nur von Amts wegen ein Vormund, sondern von Herzens wegen ein Vater; er brachte sie bei ehrbaren und guten Leuten unter und nahm gar manche auf in sein Haus oder auf seine Güter, wo sie als Knechte und Mägde heranwuchsen oder als Förster und Jäger in seinem Dienste standen. Wenn sie sich dann verheirateten, begabte sie Widerholt mit ansehnlicher Aussteuer. Er besuchte die Schulen, lobte und belohnte die bravsten und fleißigsten Schüler.

Allen seinen Untergebenen ging er mit Rat und Tat an die Hand, ja, er baute auf eigene Faust und Kosten oder von Amtswegen in der Stadt und auf dem Land für allerlei Zwecke Wohnungen, Behausungen für Mensch und Vieh, Bürger- u. Bauernhäusern, Mühlen und Gasthäuser, in Kirchheim Losamente für Soldaten, einen Fruchtkasten und ein Zeughaus. So rühmte in einem gereimten Nachruf die Geistlichkeit von Stadt und Amt Kirchheim:

> Er baute Wohnungen für Bürger, Krieger, Bauern,
> stark, nützlich und bequem, die in die Länge dauern,
> Kirch', Schuler, Scheuren, Ställ', auch Brunnen, Gärten viel,
> Gast-, Zeug- und Vorratshaus, auch Wind- und Wassermühl'.

Widerholt war auch ein Freund der Musik. Wie alles, was das Leben verschönt und veredelt, war die Uebung dieser Kunst in dem schrecklichen Krieg abgekommen. Nun richtete er wieder die Stadtmusik ein; die mußte in der Sonntagsfrühe einen Choral von dem Kirchturm blasen, an den hohen Feiertagen den Lobgesang in der Kirche begleiten und an Festen im Zuge voranschreiten.

In seinem Bestreben, Zucht und Ordnung in das verwahrloste Geschlecht hineinzubringen, wurde der Obervogt durch seine Eheliebste aufs eifrigste unterstützt. Von ihrem Fenster aus, das auf den Wallweg hinaus und auf die Straße ging, beobachtete die Obervögtin das Treiben der Kirchheimer Jugend mit scharfem Auge und geißelte es mit scharfer Zunge. Trieben's die Buben auf dem Wall und im Graben zu bunt und grob, so scheuchte sie die Mutwilligen durch Wort und Gebärde davon. Und wenn im

Sommer die Mägde erst nach 5 Uhr ins Feld gingen, so scheute sich die gnädige Frau nicht, ihnen über den Wall hin Scheltworte zuzurufen und ihnen ihre Faulheit vorzuwerfen.

Die Dienstboten hatten es nicht leicht bei der gestrengen Frau, und sie hatten manche scharfe und leider auch lange Strafpredigt auszuhalten für Nachlässigkeit und Unarten. Sie mußten tüchtig arbeiten und ihre Sachen pünktlich besorgen. Darin ging die Hausfrau freilich mit gutem Beispiel voran. Und wenn sie auf Zucht und Ordnung hielt, wenn sie die jungen Leute anwies und zum Sparen nötigte, so dankten sie's ihr doch in späteren Jahren, wenn sie zur Vernunft kamen. Aber allerdings war die hohe Frau in Kirchheim mehr gefürchtet als geliebt, die Kinder gingen ihr gerne aus dem Weg, und die Mädchen machten einen Umweg um das gefürchtete Fenster.

Bei all ihrer Arbeit fand die tätige Frau noch Zeit, sich kleiner Mädchen anzunehmen und sie in die Geheimnisse des Strickens und Wirkens und in die Kunst der Nähnadel einzuführen. Das war in der bösen Kriegszeit in vielen Familien verlernt und vergessen worden. Zwei ihrer Bäslein vom Hohentwiel nahm sie ganz zu sich u. erzog sie in allen häuslichen Arbeiten u. Tugenden.

Doch alles irdische Tagwerk mitsamt den geselligen Freuden und Feiern nimmt ein Ende. Zuerst kam der Abschied an die Obervögtin. Elf Monate kämpfte sie gegen eine hartnäckige Erkältung und mußte — sie, die schaffensfreudige Hausfrau — nicht nur das Zimmer, sondern auch meist das Bett hüten. Das war eine harte Probe ihrer Geduld. Oft und lange saß ihr Eheherr an ihrem Bette, plauderte und betete mit ihr, tröstete sie und las ihr vor. Als es zu Ende ging, setzte er ihr auch ihr Testament auf. Sie vermachte der Stadt Kirchheim 1000 Gulden und dem Dorf Neidlingen 200 Gulden. Aus den Zinsen sollten hausarme Leute mit Brot und Geld, arme Schulkinder mit Garn, und was man zur Erlernung der Handarbeiten braucht, unterstützt werden.

Nun rüstete sich auch Widerholt selbst zum Abschied von der Welt. Häuser, Kirchen und Schulen waren aufgebaut und ausgestattet; Kirchen waren mit Predigern und Schulen mit Lehrern besetzt und mit Zuhörern und Schülern gefüllt; Zucht und Ordnung herrschte wieder in Stadt und Land, und sein eigenes Beispiel hatte gute Sitte und wahre Frömmigkeit bewirkt.

Nach Ostern des Jahres 1667 fühlte der 69jährige Greis rasch seine Kräfte schwinden. Längst hatte er seinen letzten Willen aufgeschrieben. Die Zinsen einer Stiftung von 15 000 Gulden, jetzt auf mehr als 70 000 Mk. angewachsen, sollten zur Unterstützung von Studenten abgegeben werden. Des weiteren stiftete er kleinere Beträge in die lateinische und deutsche Schule in Kirchheim zu Schulbüchern und Schulgeld für arme Kinder, auch für die Mäd-

chenschule und für die Schule in Neidlingen, für Fortsetzung der „lieben Stadtmusik" und für die Büchersammlung für Geistliche im Dekanatshaus.

So sorgte er, daß sein Geist in der Nachwelt fortlebte. Für seinen Leib ließ er das „Ruhekämmerlein" richten und machte selbst die Inschrift und Zeichnung des Grabdenkmals für sich und seine treugeliebte Ehegehilfin. Schmerzlos und ohne Leiden und Krankheit schlummerte der Held am 13. Juni aus dem zeitlichen ins ewige Leben hinüber. Drunten im Garten dufteten die Rosen, und die Amseln sangen im Gebüsch. Es war ein schöner Tod, wie sein Leben ein schönes, harmonisches gewesen war. Man trauerte um einen Mann, der ein Frühlingskind, ein Sonntagskind gewesen war.



Ein wackerer Schwabe im dreißigjährigen Krieg.

I.

Es war am 2. Dezember 1594. Aus den Gemächern des Kirchheimer Schlosses drang der spärliche Schein des Kerzenlichtes. Der Wache am Tor und an den Türmen war die Unruhe im Schloß ein Rätsel. Festungskommandant Werner von Themar hatte eben mit dem Waffenmeister die Runde gemacht und war hinter der eisernen Kasemattentüre verschwunden. „Was die beiden heute so früh auf die Beine brachte?" murmelte der Posten, der auf der breiten Mauer der Kasematten traumverloren hin- und hertrampelte. „Hat sich vielleicht Frau Pest in das Schloß eingeschlichen? Dann wären die hohen Herrschaften besser in Stuttgart geblieben, statt die Seuche hieher zu verschleppen". Jetzt stand er still und lauschte. „Die da unten sind heute auch nicht zu ihrem ganzen Schlaf gekommen, wie die drüben im Schloß", fuhr er fort. „Möcht nur wissen, was . . ." Bums, bums, bums! und nochmals bums, bums, bums! Die Erde erzittert unter seinen Füßen. Pulverdampf steigt aus den Schießscharten der Kasematten hinauf zu unsrem Posten. Er drang auch hinein in die Gemächer des Schlosses und ward zum Weihrauch für den Prinzen Magnus, der eben das Licht der Welt erblickt hatte.

II.

Ein lauwarmer Frühlingsabend senkte sich über die Dogenstadt Venedig. Auf den Wasserstraßen wiegten sich leise eine große Anzahl Gondeln, in denen sich Herren und Damen niedergelassen hatten. Lautes, lustiges Lachen tönte von allen Seiten. Nur in einer Gondel konnte man sich der allgemeinen Fröhlichkeit nicht anschließen. Zwei Männer hatten darin Platz genommen, um sich von des Tages Last und Mühe zu erholen. Langes, blondes Haar

umrahmte die kühne Stirne des jüngeren. Aus seinen blauen Augen leuchtete das Feuer der Jugend. Er konnte es nicht verleugnen, daß er ein Deutscher war. Auch das Gesicht des andern hatte wenig Aehnlichkeit mit dem eines Südländers. Der erstere war der württembergische Prinz Magnus, der andere Konrad Widerholt. Beide hatten sich im venetianischen Heer kennen gelernt und miteinander Freundschaft geschlossen. Nun steuerten sie mit ihrer Gondel ins Meer hinaus. „In einigen Wochen gehe ich wieder nach Deutschland zurück und werde im Heere des Markgrafen Friedrich von Baden-Durlach Dienst nehmen. Was gedenket Ihr zu tun?" fragte Magnus seinen Begleiter. „Auch ich, dachte soeben an mein liebes Heimatland und an meine junge Frau, die ich dort zurückgelassen habe", gab der andere zur Antwort. „Wißt Ihr was", fuhr Magnus fort, „tretet in die Dienste meines Bruders, des Herzogs von Württemberg! Er wird Euch sicher nicht abweisen". Die Augen Widerholts leuchteten vor Freude. „Wenn sich das machen ließe!" sagte er freudig bewegt. Dann fuhren sie weiter in das stille Meer hinaus, bis die Nacht sie zur Heimkehr mahnte.

III.

Das Kirchheimer Schloß lag in tiefem Schlummer, vom milden Mondlicht übergossen. Die beiden Wächter am Hauptportal hatten sich's auf einer Bank bequem gemacht. Der eine trällerte ein Liedchen vor sich hin, der andere nickte ein. Mit Anbruch der Dämmerung wurde es drinnen im Schloß lebendig. Geschäftig eilten die Diener hin und her. Jetzt wurde das große Tor geöffnet, die Wache präsentierte, und heraus schritt ein jungfrischer Mann von 28 Jahren, die Brust und die Glieder in Harnisch gehüllt. Elastisch schwang er sich auf sein bereitstehendes Schlachtroß, schickte noch einen letzten Abschiedsgruß zur weinenden Mutter im Erkerturm hinauf und sprengte dann, begleitet von gewappneten Knechten, zur Stadt hinaus talabwärts.

IV.

Bei Wimpfen am Neckar tobt die Schlacht. (26. April 1622). Im Heer des Markgrafen Friedrich von Baden sind die Pulverwagen in die Luft geflogen. Das ruft große Verwirrung unter den Söldnerscharen hervor. Schon wollen sie dem Ansturm Tillys weichen. Da sprengt der württembergische Prinz Magnus auf seinem Streitroß heran, gefolgt von einem Regiment todesmutiger Reiter. Mit wuchtigem Anprall durchbrechen sie die erste feindliche Linie, hauen sich mit Löwenmut durch die zweite Reihe; aber beim dritten Ansturm fällt der Führer und mit ihm die meisten seiner tapferen Reiter. Die Schlacht ist verloren. Die getreuen Diener des Prinzen suchen am Abend das Schlachtfeld ab und

finden die bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte Leiche ihres Herrn. Ein Muttermal war das einzige Erkennungszeichen des gefallenen Helden.

V.

Ein Trauerzug, wie ihn Stuttgart noch selten zu sehen bekam, bewegt sich vom Residenzschloß zur Stiftskirche. Hohe Offiziere und gemeine Landsknechte, Staatsbeamte und ehrsame Bürger folgen dem reichgeschmückten Sarg. Unser Kriegsheld Magnus, der Sohn des Herzogs Friedrich I., wird in die Fürstengruft versenkt. Eine sorgende Mutter hatte ihren geliebten Sohn, der regierende Herzog seinen getreuen Bruder, das Württemberger Volk einen tapferen Helden verloren.



Die Folgen des 30jährigen Krieges.

Nach der Schlacht bei Nördlingen ergossen sich die kriegerischen Scharen auch über das Württemberger Land. An ihre Sohlen heftete sich ein unheilvolles Gespenst, das Schrecken und Furcht um sich her verbreitete, die Pest. Sie forderte zahllose Opfer in Städten und Dörfern. In Kirchheim, wohin sich viele Bezirksangehörige geflüchtet hatten, raffte die Seuche während der Sommermonate des Jahres 1635 nahezu tausend Menschen hinweg. In den Dörfern sah es nicht besser aus. Die Leute in Unterlenningen erzählen sich heute noch aus jener Zeit, daß die Bewohner während der Pestzeit unter einer Linde abends zusammengekommen seien, um Abschied voneinander zu nehmen. Viele seien dann schon in der Nacht darauf gestorben. Die Totenliste des Kirchenbuches aus dieser Gemeinde verzeichnet im Januar 1635 nur 7 Todesfälle, im Februar 6, im März 6, im April 1, im Juni 14, im Juli 22, im August 80, im September 27, im Oktober 7, im November und Dezember je 4. In den übrigen Bezirksorten war es ähnlich. Krebsstein und Holzmaden waren ausgestorben. Von 70 Bürgern in Schopfloch gab es nach dem Krieg noch 15, in Roßwälden von 180 Bürgern noch 30.

Wen die Pest verschont hatte, der wurde von den mordlustigen Kriegern bedroht. Pfarrer Wölflein von Owen wollte, um den in das Städtchen eingedrungenen Feinden zu entgehen, in den Mauern Kirchheims Schutz suchen. Als er aber hörte, daß hier niemand mehr ein- noch ausgelassen wurde, flüchtete er sich nach Nürtingen in die Kirche. Hier traf ihn ein feindlicher Soldat, wie er eben in der Bibel las. Die geweihte Stätte konnte den Mordgesellen nicht abhalten, den Flüchtling mit seinem Schwert zu durchbohren.

Der Lehrer Leonhard Oelmayer in Unterlenningen wurde, so meldet das Kirchenbuch dieses Dorfes, von den Soldaten mit Pistolen „übel traktiert" und dann erschossen. Ein anderer Bürger von Unterlenningen, Andreas Schott, wurde „elendiglich und erbärmlich zerhauen und gemartert", wieder ein anderer, Jakob Bäcker, auf den Schlagerwiesen erschossen.

Die Wenigen, die noch übrig blieben, waren nicht zu beneiden. Der Feind hatte ihnen Hab und Gut genommen. Wie schrecklich er gewütet hatte, erfahren wir aus der Chronik von Owen. Sie meldet uns, daß nach dem Krieg 90 Häuser vom Erdboden verschwunden waren. In Jesingen hatte die wilde Soldateska ein Drittel der Häuser zerstört; Holzmaden war dem Erdboden gleich gemacht. Das schlechte Beispiel der Soldaten wirkte auch verrohend auf die übrigen Menschen. Die Beamten hatten sich geflüchtet und ihre Schutzbefohlenen feige im Stich gelassen. Heimat- und Obdachlose irrten in Scharen als Bettler im Lande umher. Gaukler zogen von Ort zu Ort und zeigten ihre fremden Künste. Viele schlossen sich den herumlungernden Kriegern an und verloren so jede Lust zur Arbeit.

Felder, Wiesen und Weinberge boten einen trostlosen Anblick. Es gab keine saftig grünende Wiesen mehr, keine wogende Aehrenfelder. Alles verwüstet! Das Wild hatte in Feldern und Wiesen übel gehaust, noch mehr aber die Soldaten, die in Schwärmen über die Aecker geritten und deren Pferde die Getreidefelder zerstampft hatten. Kein Wunder, wenn niemand mehr Lust hatte, das Land zu bebauen, wenn die Menschen in den Wäldern und die Wölfe in den Häusern wohnten.

Die Freude über den Frieden war groß. Aber bei dem Gedanken an das Heim verstummte der Jubel. Noch lange sah man überall traurige und verzweifelte Gesichter.



Franzoseneinfälle im Kirchheimer Amt.

1.

In der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs hatten die Franzosen im Verein mit den Schweden die deutschen Gaue schwer heimgesucht. Nach dem Westfälischen Frieden kam es nicht viel besser. Davon konnte nicht nur der Große Kurfürst ein Liedlein singen, auch in den Städten Straßburg, Heidelberg, Speier ist mit blutiger Schrift verzeichnet, wie wenig nachbarlich die Franzosen gehandelt haben. Von Baden führte sie ihr Weg nach Württemberg, wo sie gleichfalls die Kriegsfackel schwangen.

In Eßlingen hatte sich Melac (1688) mit seinen Truppen eingenistet und streckte seine Räuberhände gar gierig nach den benach-

barten Dörfer und Städte aus. An Kirchheim ging das Kriegsgewitter gnädig vorüber; denn die Herzogin Magdalene Sibylle hielt schützend ihre Hand über Stadt und Bezirk. Sie hatte von dem Oberbefehlshaber der Franzosen, Montclar, einen Freibrief ausgewirkt, wonach das Oberamt Kirchheim vor Durchzug und Plünderung verschont bleiben sollte. Melac kümmerte sich jedoch wenig um die Befehle des obersten Heerführers. Anfang Dezember 1688 erschienen seine Reiter in Dettingen und in Weilheim und übergaben den Vorstehern dieser Gemeinden einen Brief, den der General eigenhändig unterschrieben hatte. Alles übrige war in deutlichen Lettern gedruckt. Aber weder in Dettingen noch in Weilheim konnte jemand den Brief lesen, da er in französischer Sprache abgefaßt war. Dennoch war der Inhalt nicht schwer zu erraten. Was Melac wollte, konnten sie sich denken: Heu oder Haber oder Geld, oder alle drei Dinge zugleich.

Die beiden Gemeinden suchten nun Hilfe bei Gericht und Rat der Stadt Kirchheim. Was sie sich hier erbaten, war nicht etwa die Uebersetzung der Briefe, sondern die Bestätigung, daß die beiden Ortschaften dem Oberamtsbezirk Kirchheim zugeteilt, also mit Fourageforderungen unbehelligt bleiben sollten. Dieser Bitte wurde bereitwilligst entsprochen. Aber die amtlich beglaubigte Urkunde hielt Melac nicht ab, auf seinen Forderungen zu beharren und seinem Willen durch Säbelrasseln Geltung zu verschaffen. Aus Weilheim fuhren bald darnach sieben, aus Neidlingen neun, aus Notzingen fünf, aus Roßwälden drei mit Heu, aus den Lenninger Talorten fünfzehn mit Haber beladene Wagen in das französische Magazin nach Eßlingen.

Als die Kirchheimer der Herzogin ihre Not klagten, wandte sich diese an Montclar, und letzterer erbot sich aufs neue, die Bewohner des Bezirks mit Kriegslasten zu verschonen. Schon Ende Dezember verließen die französischen Heere unsre Gegend. Sie zogen neckaraufwärts nach Tübingen.

II.

Im Jahr 1693 erschienenen sie wieder auf der Bildfläche. Diesmal hatten sie es besonders auf die Orte Notzingen, Oetlingen und Kirchheim abgesehen. Unsre Stadt, die erst drei Jahre zuvor vollständig abgebrannt und noch nicht zur Hälfte wieder aufgebaut war, sollte auf Befehl des Generals Mazel, der wie Melac sein Hauptquartier auch in Eßlingen hatte, Geld und Getreide liefern. Die Franzosen waren schon bis Oetlingen vorgedrungen, hatten hier den Leuten, die ihre Häuser nicht gutwillig öffneten, Türen und Fenster eingeschlagen, Kühe und Kälber aus dem Stall geführt und in den Kellern den Wein ausgetrunken oder die Fässer auslaufen lassen. Als der Kriegslärm nach Kirchheim drang, eilte man den Oetlingern zu Hilfe. Beim Anrücken der Kirchheimer

zogen die Franzosen ab, nachdem sie einen Mann getötet und vier verwundet hatten. Tags darauf bereuten die Feinde ihren Abzug. Ihr General Mazel forderte von Eßlingen aus 1000 Scheffel Dinkel und 1200 Gulden. Der Kirchheimer Magistrat erklärte ihm, daß man wegen großer Armut keinen Heller bezahlen könne und wenn auch die Stadt mit Feuer und Schwert verwüstet werden sollte. Um wenigstens den guten Willen zu zeigen, legten die Ratsherren aus eigenem Beutel 15 Dukaten zusammen und übersandten sie dem General. Wenige Tage darauf zog dieser mit seiner Mannschaft trotzdem gegen Kirchheim. Wiederum versuchte die Stadt, den General von seinem Vorhaben abzuhalten. Sie sandten ihm, der schon bis Plochingen vorgedrungen war, 492 Gulden. Diese Summe verfehlte denn auch die erhoffte Wirkung nicht. Der General sah jetzt von einem Angriff auf die Stadt ab.



Der Kirchheimer Stadtbrand.

Es war der erste Sonntag im August des Jahres 1690. Die Stadtuhr schlug eben die sechste Abendstunde, als die Wächter auf den Türmen ins Horn stießen. Alles stürzte auf die Straße, um zu sehen, was vorgefallen sei. Was gibt's? Naht ein Feind? Brennt es irgendwo? so fragten sich die erschreckten Bewohner. Als Antwort kam vom Markt her ein starker Brandgeruch. Im Hause des Metzgers Johann Jakob Eiselen war Feuer ausgebrochen. In nächster Nähe des Rathauses sah man eine gewaltige Feuersäule zum Himmel emporlodern. Sofort war die Gasse, in der das brennende Haus stand, mit Menschen gefüllt, die retten und helfen wollten. Aber bald sprang das Feuer auch auf die nächstliegenden Häuser über und verbreitete sich weiter, immer weiter. Nach kurzer Zeit brannte die ganze Straße, dann das ganze Marktviertel. Während ein Teil der Bewohner das Beste ihrer Habe zu retten suchte, flüchteten sich die andern in die noch unversehrten Stadtteile; aber das Feuer folgte ihnen auf dem Fuße nach. Nach wenigen Stunden stand die ganze vom Graben begrenzte Stadt in Flammen. Ungeheure Feuergarben züngelten zum Himmel empor. Schnell eilte die Feuerwehr herbei. Wenn sie nichts retten konnte, so war daran gewiß nicht ihre Ausrüstung schuld. Feuereimer, Feuerhaken und Leitern waren genug vorhanden und standen in guter Bereitschaft. An Wasser gebrach es auch nicht, da man die Lauter durch die Stadt leiten und ihren Lauf so richten konnte, daß in jeder Straße reichlich Wasser vorhanden war. Trotz alledem ließ sich das Feuer nicht bezähmen, da es vom Winde immer neu entfacht wurde. Verzweifelt standen die Bürger vor ihren brennenden Wohnungen

und mußten zusehen, wie das rasende Element die Stätte ihres Glückes erbarmungslos zerstörte. Erst nach sieben Tagen war die Glut erloschen. Wo einst die blühende Stadt mit ihren schmucken Türmen und hübschen Erkernhäusern stand, war nun eine große qualmige Brandstätte zu sehen. 257 Wohnhäuser und 114 Scheunen hatte die Wut des Feuers vernichtet.

Angesichts der großen Not wandten sich die Stadtväter zuerst an die Regierung. Diese versprach, der bedrängten Stadt so gut als möglich zu Hilfe zu kommen und ließ sofort durch die Geistlichen des Landes eine Geldsammlung veranstalten. Dann befahl sie den Bewohnern der umliegenden Ortschaften, mit ihren Karren und Zugtieren zu erscheinen und die Abräumungsarbeiten in der Fron, d. h. ohne Bezahlung, zu verrichten. Die Herzogin, die im Schloß ihren Lebensabend zuzubringen beabsichtigt hatte, verließ die Stadt und bezog das Schloß in Nürtingen, um die seitherige Wohnung den Beamten des Rathauses einzuräumen. Dem Vorbilde der edlen Fürstin folgend, öffneten auch die Bewohner der beiden Vorstädte ihre Hütten und gewährten den Obdachlosen Unterkunft. Ebenso fand sich in den Nachbarorten die und jene Familie bereit, einige der so schwer Heimgesuchten in ihr Haus aufzunehmen. Trotzdem traf noch manchen das harte Los, eine Zuflucht in der Fremde suchen zu müssen. So waren die Kirchheimer ganz auf die Hilfe und gute Gesinnung anderer angewiesen. Dieses Gefühl der Abhängigkeit und der Gedanke daran, daß es noch lange dauern werde, bis sie wieder in ein eigenes Heim einziehen könnten, verursachte unter den Bewohnern eine sehr gedrückte Stimmung. Um ihre Gemüter zu stärken und ihre Hoffnung zu beleben, wurden wieder regelmäßige Gottesdienste abgehalten. Zwar war die Kirche durch den Brand so hart mitgenommen worden, daß sie nicht benützt werden konnte; aber man wußte sich zu helfen. Die Not macht erfinderisch und — bescheiden. Die Gemeinde versammelte sich an den Sonn- und Festtagen im Hof des Schlosses. Der Geistliche begab sich in den ersten Stock und predigte statt von der Kanzel von einem Fenster aus, das in den Hof ging.

Um Handel und Wandel in der Stadt zu beleben und die Leute von ihren düsteren Gedanken abzulenken, wurden auf dem Marktplatz Hütten erstellt und Märkte abgehalten.

Während des Brandes hatte niemand Zeit gehabt, über die Ursache des Brandes nachzudenken. Jetzt tauchte aber die Frage auf: Wie und durch wen ist dieses heillose Unglück über unsre Stadt gekommen? Zuerst wurde ein Mensch verdächtigt, welcher sich tags zuvor in der Stadt herumgetrieben hatte. Man konnte ihm aber nichts nachweisen, und nun beschuldigten böse Zungen bald die, bald jene der Brandstiftung, bis schließlich der Verdacht am Metzger Eiselen, in dessen Haus der Brand entstanden war,

hängen blieb. Obwohl dieser seine Unschuld beteuerte, ihm auch keine Fahrlässigkeit noch sonst eine Schuld nachgewiesen werden konnte, so war doch der Haß gegen Eiselen so groß, daß ihm die Behörde riet, die Stadt zu verlassen. Weil er sich aber unschuldig wußte, glaubte er, in der Stadt bleiben zu müssen. Es scheint jedoch, daß Eiselen von der Bevölkerung fortwährend so schlecht behandelt wurde, daß er schließlich doch seine Vaterstadt verließ und in Wangen eine neue Heimat suchte.

Nachdem die Kirche wieder hergestellt war und das reiche Spital sein Hauptgebäude (die heutige Lehrerbildungsanstalt) errichtet hatte, gingen die Kirchheimer Bürger langsam und zögernd an den Bau ihrer Wohnhäuser. Die Regierung überwachte die Bauarbeiten und erließ eine Bauordnung, die streng eingehalten werden mußte. Sie bestimmte, daß die Straßen breiter angelegt, die Häuser nicht mehr dicht aneinander gebaut, daß alle Giebel der Straße zugekehrt sein müssen und kein Haus mit einem Erker verziert werden dürfe. Diese letzte Vorschrift hat gewiß schon mancher bedauert. Wenn die Häuser der Markt- und der Karlsstraße mit einem Ecktürmchen versehen wären, würden sie ohne Zweifel einen noch größeren Reiz auf den Beschauer ausüben als in ihrer schlichten Einfachheit von heute. Trotzdem sind und bleiben beide Straßen das Anziehendste im Stadtbild Kirchheims.



Franzoseneinfall in Zell.

Es war an einem schönen Juliabend des Jahres 1796. Die untergehende Sonne spiegelte sich, bevor sie hinter der Filderhöhe verschwand, in den blank geputzten Scheiben des Pfarrhauses zu Zell. Der Pfarrherr saß auf der alten Steinbank vor dem Hause und schmauchte behaglich seine Pfeife. Seine Frau saß neben ihm und zählte die Maschen am Strumpfe ihres elfjährigen Sohnes, der im Zerreißen von Hosen und Strümpfen die Bauernbuben des Dorfes weit übertraf. „Ach Gott", seufzte sie, „was wird das noch werden! Unser Student braucht in Tübingen mehr Geld als wir aufbringen können, und unser Jüngster zerreißt jeden Tag ein anderes Kleidungsstück. Wo sollen wir das Geld hernehmen, um . . . . Sie konnte ihren Satz nicht vollenden; denn die alte Talbäurin kam atemlos herangelaufen und schrie: Um Gotteswillen, Herr Pfarr, d'Franzosa, d'Franzosa! Weiter kam sie nicht; denn schon stiegen französische Reiter vor dem Pfarrgarten ab und drangen zum Tore ein. Dem Pfarrherrn war vor Schrecken die Pfeife aus dem Mund gefallen, und seine Frau starrte ihn an wie vom Schlag gerührt. Der Mann sprang ins Haus; die Frau

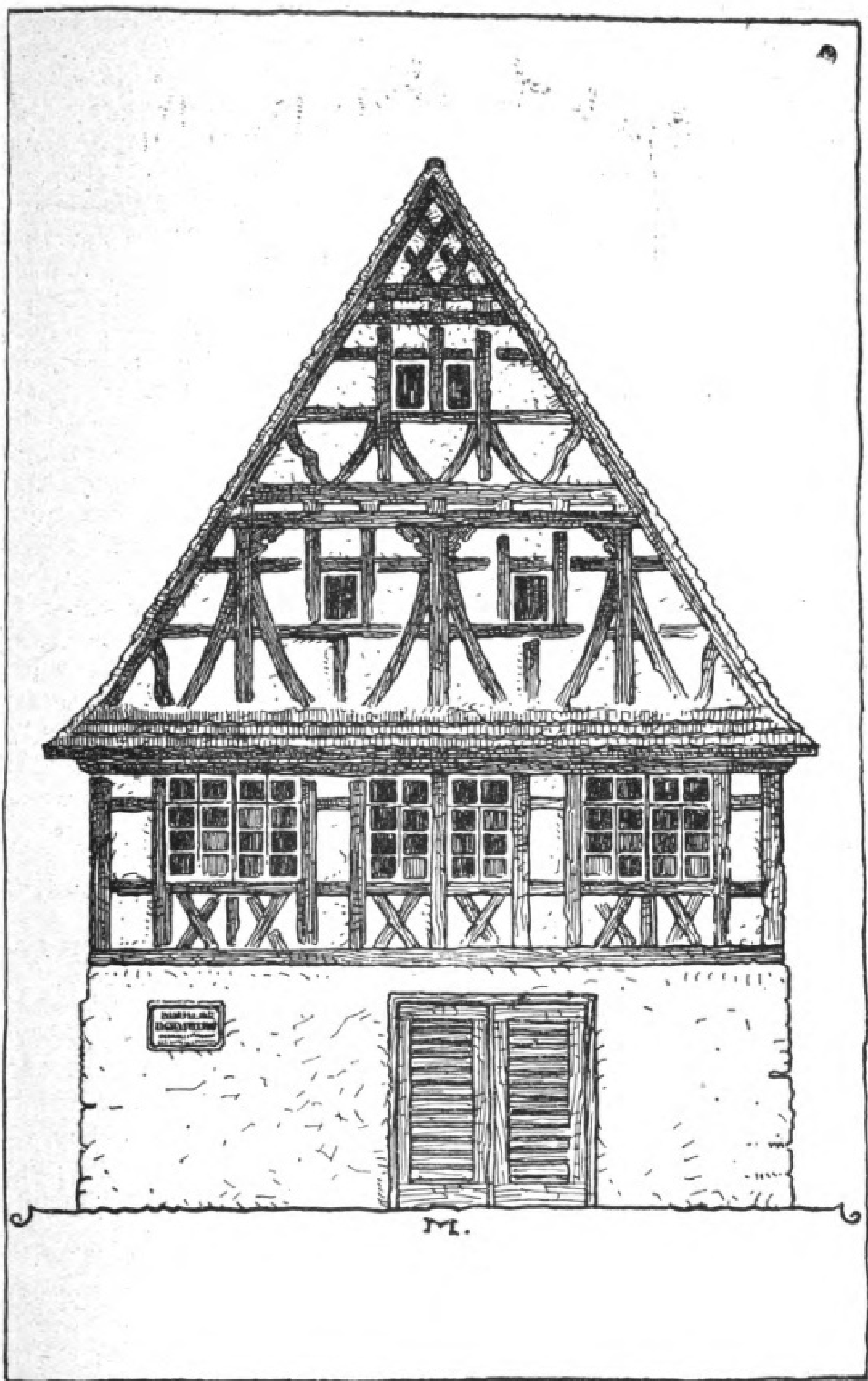
folgte ihm, schlug die Tür hinter sich zu und schob den Riegel vor. Doch die Soldaten warteten nicht lange. Kaum war die Tür knarrend zugeschlagen, so standen die Franzosen davor und wollten hinein. „Aufgemacht!" riefen sie, „oder wir einschlagen die Tor". Um größeres Unglück zu verhüten, öffnete der Geistliche die Türe, und die Franzmänner stürmten jetzt die Treppe hinauf. Droben wurden Kisten u. Kästen aufgerissen u. alles wirr durcheinandergeworfen, daß die Pfarrfrau verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammenschlug. Den Herrn Franzosen waren die farbigen Hemden, die sie vorfanden, nicht gut genug. Sie wollten feinere, weiße. Mit wildem Geschrei stürzten sie sich jetzt in des Pfarrers Studierstube, in der dessen ältester Sohn über medizinischen Büchern saß. Dieser fuhr erschreckt auf. Er sollte seine Taschenuhr herausgeben. Da er keine besaß, forderten sie ihm sein Taschengeld ab. Die Pfarrfrau war unterdessen in die Bühnenkammer hinaufgestiegen, um nach weißen Hemden zu sehen. Als sie mit einem Arm voll feiner Wäsche herabkam, waren die wilden Gäste schon verschwunden. Dem Pfarrherrn hatten sie unterdessen seine Geldschublade aufgerissen und sich die vorgefundene Barschaft von 160 Gulden angeeignet.

Noch am selben Abend (26. Juli 1796) schrieb der Geistliche einen Bericht an das Oberamt in Kirchheim, in dem er den Vorgang genau schilderte und bemerkte, daß er nicht im Stande sei, noch mehr solcher Besuche zu empfangen.



Franzosen in Gutenberg und Schopfloch 1796.

Weich in den Wiesengrund gebettet, liegt das Dörflein Gutenberg zwischen steilen, felsigen Talwänden. Drückende Julihitze lagert über Berg und Tal. Im blauen Aether singt die Lerche ihre alten Weisen u. preist den seligen Frieden dieses gesegneten Erdenwinkels. Doch plötzlich brüllt eine Stimme durchs Dorf: D'Franzosa, d'Franzosa! Se send schau z'Oberlenninga. Läutet d'Glocka! Bald darauf vernahm man vom Kirchturm herab die Sturmglocken. Sie klagten die Not der erschreckten Bewohner den Winden; aber ihr Hilferuf drang nicht hinaus aus der Talschlucht; die gefühllosen Bergriesen warfen die Töne wieder zurück. Von keiner Seite war Hilfe zu erwarten. Die Oberlenninger, die Owener, die Kirchheimer hatten alle selbst französische Einquartierung und konnten sich darum der armen Gutenberger nicht annehmen. Wer auf dem Felde war, rannte Hals über Kopf ins Dorf zurück, um zu retten, was noch zu retten war. Da hörte man schon die Straße herauf lautes Pferdegetrappel. Nicht lange darnach erschienen



Das Gutenberger Rathaus.

auch die ersten Franzosen. Es folgten immer mehr, u. man meinte, der Zug wolle gar kein Ende nehmen. Mehr als 2000 Soldaten und Offiziere passierten die Hauptstraße. Die Hälfte davon zog den Berg hinauf nach Schopfloch, die andere Hälfte aber blieb unten in Gutenberg. Den Ameisen gleich füllten die fremden Gäste die Häuser, Scheunen u. Ställe der Albbauern. In Schopfloch reichten die Gebäude nicht hin, um dem ganzen Schwarm ein Obdach zu verschaffen. Dieser ließ sich daher in den der Ernte entgegenreifenden Kornfeldern nieder, fällte Holz in den angrenzenden Wäldern und baute sich Blockhütten, für die er die ungedroschenen Halmfrüchte als Dachbedeckung nahm. Was die feindlichen Soldaten an Lebensmitteln brauchten, mußten die Schopflocher liefern. Kühe und Schweine wurden aus den Ställen gezogen und abgeschlachtet.

Genau so handelten auch die in Gutenberg, wo der Regimentskommandeur mit den Offizieren einquartiert war. Der Löwenwirt mußte ihnen seinen besten Wein vorsetzen und dem Kirschengeist, den die Gutenberger Bauern so vorzüglich zu bereiten verstanden, wurde von den Mannschaften und Offizieren tüchtig zugesprochen. Wenn sie dann ein wenig über Durst getrunken hatten, wurden sie übermütig und unverschämt und stellten die unbilligsten Forderungen. Der Schultheiß, der sich seiner Bürger annahm und sich schützend ins Mittel legte, kam dabei bös an. Die Franzmänner nahmen ihn und steckten ihn so lange in den Ortsarrest, bis alle ihre Ansprüche befriedigt waren. Nichts und niemand war vor ihren gierigen Räuberhänden sicher. Wo es etwas zu essen gab, stellte sich der Franzos ein und forderte den Löwenanteil. Frech wie die Spatzen setzte er sich auf die mit reifen Früchten beladenen Kirschbäume und leerte sie vollständig. Wenn er sich daran satt gegessen hatte, trieb er allerlei Mutwillen. Er machte auf den Bäumen turnerische Uebungen und schaukelte auf den Aesten, bis er einen Ast um den andern abgebrochen hatte. Kamen dann die Bürger, denen gar oft ihr einziger Reichtum vernichtet worden war, zum Offizier und klagten ihre Not, so tat er, als würde er ihre Sprache nicht verstehen. Kamen aber die Franzmänner mit ihren maßlosen Ansprüchen zum Bauern und konnte dieser ihre welschen Laute nicht verstehen, dann gerieten die heißblütigen Franken in Zorn und nahmen mit brutaler Gewalt, was ihnen paßte. Es rührte sie keineswegs, wenn sie sehen mußten, daß viele der Beraubten am Hungertuche nagten. Wenn daher der Amtmann von Oberlenningen in einem Bericht vom 6. August 1796 an das Oberamt schrieb, die Gutenberger seien „wahre Schatten und redende Bilder des sichtbarsten Kummers“, so hatte er damit nicht zu schwarz gemalt. Es atmete darum auch alles erleichtert auf, als die fremden Gäste in der Richtung nach Blaubeuren abzogen, nachdem sie die beiden Dörfer vollständig ausgesaugt hatten.

Der schlaue Bauer von Roßwälden.

Als die Franzosen vor mehr als hundert Jahren in unser Amt einfielen, raubten sie alle Dörfer und Städte aus. Neben Gold und Silber hatten sie es insbesondere auf Lebensmittel, auch auf Kleider, Schuhe und Stiefel abgesehen. Auf der Straße mußte mancher Bewohner sein Schuhwerk ausziehen und in Strümpfen oder barfuß weitergehen.

Eines Tages kamen die Franzosen auch nach Roßwälden und plünderten Haus für Haus. Nur ein schlauer Bauer kam ganz ohne Schaden weg. Wie war dies möglich? Er hatte in seinem mit schönem Vieh besetzten Stall einen Ochsen, der sich von einem Fremden nicht führen ließ. Auf ihn setzte der pfiffige Mann seine Hoffnung. Der Bauer brachte den französischen Offizier soweit, daß dieser einen schriftlichen Befehl gab, es dürfe in dem Haus dieses Mannes nicht geplündert werden. Als Ersatz dafür sollte er den Franzosen einen fetten Ochsen übergeben. Er führte das halbwilde Tier aus dem Stall heraus und übergab es den Soldaten. Und siehe, der Ochse ließ sich willig eine Strecke weit von einem Manne führen, während die andern sich eilends dem Plündern hingaben. Plötzlich schüttelte er sich, warf den Soldaten zu Boden und sprang in gewaltigen Sätzen dem nahen Walde zu. Bis der Soldat wieder auf seinen Füßen stand, nach dem Gewehr griff und auf das Tier schoß, war es im Dickicht des Waldes verschwunden. Dorthin verfolgte es niemand. Trotz dieses Mißgeschicks blieb das Haus des Bauern vor jeder Plünderung verschont. Der Bauer aber holte am gleichen Abend noch, als die Soldaten samt und sonders abmarschiert waren, seinen Ochsen im Walde und führte ihn frohlockend in den Stall zurück.

(Nach J. Sch. in d. Württ. Volksbüchern V).



Kirchheim im Hungerjahre 1816–17.

Der Frühling des Jahres 1816 brachte eine Witterung, die für das Wachstum der Feldfrüchte äußerst ungünstig war. Graue Wolken verdunkelten das lachende Gesicht der Sonne. Regengüsse folgten auf Regengüsse. Die Sommertage brachten ebenfalls schwere Unwetter. Das Korn konnte bei dem spärlichen Sonnenschein nicht zur Reife kommen. Als endlich auf den Höhen der Alb die Ernte herannahte, wurde das Getreide unter dem Schnee begraben. Kamen die Holzbauern von Ochsenwang und Schopfloch auf den Kirchheimer Markt, so las man auf ihren verdrießlichen Mienen Kummer und Sorge. Aber auch die Talbauern konnten kein Loblied singen;

denn ihre Aecker lieferten nur einen sehr geringen Ertrag, und in den Weinbergen auf der Plochinger Steige hingen im Oktober Trauben mit steinharten Beeren. Als der Winter kam, klopfte die Not allüberall an die Türen der Armen. Es mangelte ihnen an Brot. Wohl wurde der Taglohn um einige Kreuzer erhöht; aber niemand wollte die Hungernden beschäftigen. Der tägliche Verdienst eines Handwerkers reichte nicht hin, um nur einen Laib Brot zu kaufen. Da war es kein Wunder, wenn sonst ehrliche Leute durch den Hunger zum Diebstahl getrieben wurden. Damit die Diebstähle nicht noch mehr überhandnähmen, stellte man in Kirchheim sechs Nachtfeldhüter auf. Für ihren Nachtdienst zahlte die Stadt 24 Kreuzer, und wenn die Wächter einen Dieb erwischten, wurden sie noch besonders mit einem Gulden belohnt.

Im Oktober beklagten sich die Kirchheimer über die Bäcker, die schlechtes Brot buken und das vorgeschriebene Gewicht nicht einhielten. Viele Bäcker wurden ob dieser Verfehlungen bestraft. Der Käufer hatte das Recht, sich das Brot, das im Dezember schon doppelt so viel als in gewöhnlichen Zeiten kostete, vorwägen zu lassen.

Im Januar kaufte die Stadt im Unterland 2000 Simri Kartoffeln für die Armen. Bis sie nach Kirchheim kamen, kostete das Simri einen Gulden 20 Kreuzer. Im März zahlte man für einen achtpfündigen Laib Brot, der früher 20 Kreuzer gekostet hatte, einen Gulden; ein Kreuzerwecken, der sonst acht bis neun Lot wog, hatte jetzt ein Gewicht von nur zwei Lot. Bald klagten die Armen: Erbarm dich, Gott, der großen Not, das Kreuzerbrot wiegt nur ein Lot! Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Ende Mai erhöhte der Stadtrat aufs neue den Taglohn der Handwerker, aber gleichzeitig kamen auch die Bäcker und baten um höhere Brotpreise. Nun kostete der achtpfündige Laib Brot einen Gulden 36 Kreuzer, und wer einen solchen verdienen wollte, mußte 2 Tage lang darum arbeiten. Kreuzerwecken gab's keine mehr. Sie wären gar zu klein ausgefallen; dagegen stellten die Bäcker auf ihrer Lade Zweikreuzerwecken aus, und auch diese wogen nur 3½ Lot. Damit hatte die Teurung ihren Höhepunkt erreicht. Die Regierung verbot den Fruchthandel ins Ausland, ließ Korn von der Rheingegend auf dem Neckar ins Land schaffen und verteilte die letzten Vorräte in den Fruchtkästen.

Der Sommer 1817 brachte eine reiche Ernte. Als im August der erste Erntewagen durch das Obere Tor fuhr, schmückte ihn die Kirchheimer Jugend mit Blumen und Guirlanden und begleitete ihn bis zum Marktplatz. Hier wurde ein Dankgottesdienst abgehalten, an dem die ganze Gemeinde teilnahm. Zum Andenken an diese Zeit wurden die sogenannten Hungertaler geprägt, die uns ein getreues Bild jener bösen Zeit entrollen.

Selbstverleugnung in teurer Zeit.

Im Jahre 1822 war der alte Schultheiß Johann Georg Behringer zu Ohmden im Amt Kirchheim von seinem Posten zurückgetreten. Dreißig Jahre lang hatte er die Geschäfte der Gemeinde treu und gewissenhaft geführt, so daß ihm jetzt ein ruhiger Lebensabend wohl zu gönnen war. „So einen sollten wir eben wieder bekommen", meinten die Ohmdener Bürger, wenn sie auf die bevorstehende Schultheißenwahl zu sprechen kamen, „das ist ein rechter Mann gewesen". „Und vom Unterdorf muß er sein", fügte der Hofbauer jedesmal mit Nachdruck hinzu. Aber es kam anders. Der Schneidermeister Christoph Friedrich Bauer vom Oberdorf hatte bei der Wahl die meisten Stimmen bekommen und war Schultheiß geworden. Die Bauern vom Unterdorf spotteten und sagten: „Das Schneiderlein hat kein Gewicht auf dem Rathaus, da müßte es schon sein Bügeleisen in die Tasche stecken". Aber unser biederer Schneidermeister kümmerte sich nicht um die Reden seiner Neider. Er tat, als ob er es nicht hörte, und schneiderte weiter. War aber auf dem Rathaus irgend ein Geschäft zu erledigen, da hättet ihr den neuen Schultheißen sehen sollen! Da flog die Feder über das Papier, als ob er zeitlebens nur sie und nicht die Nadel geführt hätte. Die Bauern des Dorfes schätzten das freilich nicht gar hoch; dagegen freute sich der Oberamtmann jedesmal über die trefflichen Berichte, mit denen der Ohmdener Schultheiß immer als erster aufwartete.

Christoph Friedrich Bauer war noch nicht ganz zwei Jahre im Amt gewesen, da bot sich ihm Gelegenheit, vor dem ganzen Lande zu zeigen, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Es war ein heißer Augusttag des Jahres 1824. Auf den Feldern stand das Korn in schönster Reife. Der Schultheiß hatte sein Aeckerlein auf dem Bunsenberg schon geschnitten und war eben daran, das Korn in Garben zu binden u. in die Scheuer zu führen. „Das wird ein schweres Wetter geben, Hofbauer. Die weißen Streifen in der schwarzen Wolkenwand lassen nichts Gutes hoffen", meinte der Schultheiß, sich an den Besitzer des benachbarten Grundstücks wendend, der eben die letzten Garben auf den Wagen lud. „'s wird nicht so schlimm ausfallen", erwiderte der Angeredete und trieb seine Pferde zur Eile an. In voller Fahrt ging's dem Dorfe zu. Wagen folgte auf Wagen. Schon gingen die ersten großen Regentropfen nieder. Krachend fiel der erste Donnerschlag, und die entfesselten Elemente gebärdeten sich wie rasend. Unter schrecklichem Getöse prasselten Hagelkörner hernieder. In wenigen Minuten waren Straßen und Dächer, Gärten, Wiesen und Felder weiß wie im Winter. Das Getreide lag wie hingemäht am Boden. Die Früchte der Bäume waren vernichtet. Als

sich das Gewitter verzogen hatte, weinten die Bauern über die zerstörte Ernte.

Am andern Morgen saß unser Schultheiß in der Amtsstube des Rathauses und schrieb und schrieb. „Die Kirchheimer", murmelte er vor sich hin, „werden sich wie immer der Bedrängten annehmen. Dafür sorgt unsre gute Herzogin Henriette; aber nach Stuttgart muß ich ausführlich berichten und unsre Not eindringlich schildern". Die Briefe gingen ab, ohne daß seine Bauern etwas von dem Inhalt erfuhren. Diese wußte er auf eine andre Weise zu trösten. Kam einer aufs Rathaus und klagte ihm seine Not, so fragte er ihn, was er am vergangenen Freitag gegessen habe. „En Hafaknopf ond Kraut'", war jedesmal die Antwort; denn das ist die Lieblingsspeise der Ohmdener. „Ond do willst du no klaga?" versetzte alsdann der Schultheiß in vorwurfsvollem Ton. „So lang a Ohmdener dees hot, goht er net z'Grond". Dann schlich sich der Bauer wie das böse Gewissen davon und wagte nicht mehr über Not und Teurung zu klagen.

Es war drei Monate später. Auf dem Rathaus in Ohmden fand heute eine große Versammlung statt. Der Schultheiß hatte seine Bauern auf sechs Uhr zusammengerufen und bekannt gegeben, daß auf das schreckliche Hagelwetter hin im ganzen Lande für die Ohmdener gesammelt worden sei und die Summe nun verteilt werden solle. Die Bauern waren schon vor der festgesetzten Zeit im Ratsaal erschienen und unterhielten sich sehr lebhaft. Die Stimme des Hofbauern übertönte alle anderen: „Wer den größten Schaden erlitten hat, der soll auch am meisten . . ." Er konnte seinen Satz nicht vollenden, da trat der Schultheiß ein. Dieser hatte die Worte des Hofbauern noch gehört und wußte nun, wie sich die Bauern im Unterdorf die Verteilung dachten. Der Hofbauer hatte sie überredet und wollte noch in letzter Stunde auch die vom Oberdorf auf seine Seite bringen. Aber der Schultheiß nahm jetzt das Wort. „Ihr seht, Bürger", sagte er, „daß es immer noch Leute im Schwabenland gibt, die für die Not ihrer Nebenmenschen ein Herz haben. Es ist eine schöne Summe, die wir verteilen dürfen, und ich frage nun: Wer hat kein Korn mehr, um es in die Mühle zu führen?" Niemand rührte sich. Da meinte der Schultheiß: „Ich glaube, dem Pippendörfer mit seinen acht Kindern wird das Korn zuerst ausgehen. Er hatte am wenigsten eingeerntet, als das Hagelwetter niederging, und in teuren Zeiten lassen einen die Kinder etwas wissen. Ist das so?" „Ja, es ist so", antwortete der Gefragte. „Aber wenn ich ein Wort sagen dürfte, Herr Schultheiß. Ich habe gehört, daß im Unterland zu dem Hagelwetter noch eine Ueberschwemmung kam und die Leute dort noch elender daran sind als wir. Da möchte ich auf meinen Teil verzichten und bitten, ihn denen zu geben, die noch unglücklicher sind als wir". Erstaunt blickten die Bauern auf den sonst

so stillen Mann. Solche Reden war man nicht gewohnt an ihm. Verstohlen blickten einige zum Hofbauern hinüber, ob er nicht reden werde. Doch dieser schwieg. Die Worte Pippendörfers hatten ihm tief ins Herz geschnitten. Nach langem Schweigen rief einer der Bauern: „Der Pippendörfer hat recht. Ich verzichte auch auf meinen Teil". „Ich auch, ich auch", tönte es jetzt von allen Seiten. Nirgends erhob sich ein Widerspruch. „Das ist eine hochherzige Tat", sagte darauf der Schultheiß, „sie wird die Empfänger doppelt freuen. Und nun geht heim und sagt euren Frauen, warum ihr mit leeren Händen kommt!" Die Männer gingen auseinander, und der Schultheiß war glücklich, daß er mit seinen Bauern im Oberdorf wieder einmal den Sieg davon getragen hatte. Noch lange aber sprach man im Lande von der hochherzigen Tat der Ohmdener, die, eigene Not vergessend, sich fremder Not erbarmten.



Erinnerung an das Regierungsjubiläum Wilhelms I 1841.

Der Sommer des Jahres 1841 war vorüber. Dicke Nebel füllten das Tal, und naßkalte Witterung kündigte den Einzug des Herbstes an. Das Cannstatter Volksfest, das der König der Landwirte geschaffen hatte, stand vor der Tür. Aber dieses Jahr sollte es anders als sonst begangen werden. Am 30. Oktober vollendete König Wilhelm I. das 25. Jahr seiner Regierung. Dies seltene Ereignis konnten die Württemberger nicht ungefeiert vorüberziehen lassen; darum rüsteten sie sich zum Feste.

Man schrieb den 28. September. Die Sonne durchbrach die Nebelwolken und sandte als erste ihre Strahlen zum Glückwunsch ins Königsschloß. Von den Türmen der Residenz ertönten die Glocken, u. von den Hügeln rings umher donnerten die Kanonen zum Gruß. Ein endloser, farbenreicher Zug mit Rossen und Wagen bewegte sich durch die Straßen Stuttgarts. Wagen folgten auf Wagen. Dazwischen tauchte das Bürgermilitär der Städte Ludwigsburg, Reutlingen, Heilbronn, Nürtingen und Markgröningen auf. In brüderlicher Eintracht reihten sich die evangelischen und katholischen Geistlichen nebeneinander dem Zuge an. 500 Festjungfrauen in weißen Kleidern und Rosen im Haar brachten mit den übrigen ihre Huldigung dar. Unter den Hofbeamten und Staatsdienern lenkten drei Staatsräte, die abwechslungsweise die Urschrift der württembergischen Verfassung zur Schau trugen, die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich.

Auf dem Schloßplatz versammelte sich eine vieltausendköpfige Menge. Es sollen 200 000 gewesen sein. Auch der Festzug machte

hier halt; denn vor dem Schloß war der König zu Pferde erschienen, um die Huldigung der biederen Schwaben entgegenzunehmen. Auf dem Hauptbalkon des Schlosses hatte die Königin Pauline mit ihren Hofdamen Platz genommen und erwiderte die Grüße ihrer Landeskinder. Das Württembergerlied: „Von dir, o Vaterland, zu singen, muß wahrer Liebe wohlgelingen", klang aus viel tausend Kehlen. Dann erdröhnte wieder der Hufschlag der Pferde und die Festwagen fingen an zu rasseln.

Reizende Bilder brachten namentlich die reichverzierten, blumengeschmückten Wagen. An ihrer Mannigfaltigkeit konnte man sich nicht satt sehen. Der Wagen der Stadt Friedrichshafen zeigte die Gestalt eines Schiffes. Die Ulmer hatten von der Donau eine „Schachtel" geschickt. Hier ließ uns ein Wagen einen Blick in die Bauernstube werfen, wo fleiß'ge Hände Butter rührten, Milch säuerten und Käse bereiteten. Dort zeigte ein anderes, wie Flachs zu Linnen verarbeitet, wie der Hanf gebrochen, geschwungen, gehechelt, gesponnen, gezwirnt und gehaspelt wird. Bergknappen führten ihr Metall, Salinenarbeiter ihr Salz heran. Der Kirchheimer Wagen stellte den Wollmarkt dar, den der König wenige Monate zuvor besucht hatte. Ein feingekleideter Kaufmann im Gehrock und Zylinder handelt mit einem Schäfer um seine Wolle. Der übrige Teil des blumengeschmückten Wagens ist mit jungen Schäfern und Schäferinnen samt ihren Schutzbefohlenen besetzt. Doch kümmern sie sich heute wenig um ihre Herde, denn der Dudelsackpfeifer spielt zum Tanz auf. Lustig drehen sich die Schäfermädchen in ihren roten Miedern und blendend weißen Aermeln mit den jungen Schäfern im Kreise. Wer auf dem Wagen keinen Platz findet, geht mit der Schäferschippe auf der Schulter voran oder folgt nach. Während die alten Schäfer den bekannten Dreispitz auf dem Haupt tragen, werden die jungen Gesichter von breitrandigen Strohhüten beschattet, ein Erzeugnis der von der Herzogin Henriette ins Leben gerufenen Kirchheimer Strohhutindustrie. Wenn jemand trotz dieser Andeutung noch im Zweifel über die Herkunft des Wagens und seiner Fahrgäste war, so gaben ihm die mit der Teck und mit dem Kirchheimer Stadtwappen bemalten Schilder sichere Auskunft. Einem Bauern vom Gäu aber sagte das Viergespann am Wagen mehr als die genannten Auskunftstafeln. Hier sah er wieder die edle Form der Kirchheimer Weidepferde, die heute den Kopf so hoch trugen, als wüßten sie, daß sie vor einen Festwagen gespannt waren. Es war dieselbe Rasse, wie seine zwei Braunen zu Hause, die er auf dem Kirchheimer Roßmarkt gekauft hatte.

In Dorf und Stadt wurde das Fest noch besonders gefeiert. In Kirchheim sammelten sich die Bürger in Zünften vor dem Rathaus. Von hier aus nahm der Festzug seinen Weg zur Kirche. Vom Turm herab erklangen die Glocken. Nach dem Gottesdienst

wurde das Bild des Königs auf öffentlichem Platz gezeigt. Die Anwesenheit der Herzogin Henriette, der Mutter der Königin, gab dem Fest in Kirchheim ein besonderes Gepräge. Sie hatte für ihre Fürsorgeanstalt, die Paulinenpflege, ein neues Heim meist aus Mitteln der königlichen Familie erworben. Am Ehrentag ihres Schwiegersohnes, des Königs Wilhelm I., wurde das Haus festlich eingeweiht. Auch in Bissingen ging man über den Rahmen der üblichen Festveranstaltungen hinaus. In dankbarer Erinnerung daran, daß sie dem königlichen Hause ihre Marmorschleiferei verdankten und zur Ausschmückung des Stuttgarter Schlosses große Lieferungen hatten machen dürfen, setzten sie ihrem König ein Denkmal auf dem Hörnle. Auf einem hübschen Denkstein aus Marmor lesen wir dort die Inschrift: „Dem geliebten König Wilhelm I. Die dankbaren Bissinger. Den 30. Okt. 1841.



Die Kirchheimer Jugend- und Bürgerwehr 1848.

Bald nach dem Ausbruch der Februarrevolution in Frankreich (1848) verspürte man deren Wellenschlag in den Städten und Dörfern des Württemberger Landes. Auch in Kirchheim machten sich die Wirren dieser Zeit bemerklich. Unreife und unruhige Köpfe verstanden unter der erhofften Freiheit zum großen Mißfallen der politischen Führer etwas anderes als diese. Freiheit war für jene gleichbedeutend mit Gesetzeslosigkeit und Zügellosigkeit. Darum erboten sich die Männer der demokratischen Bewegung, die sich im Bürgerverein zusammengeschlossen hatten, der Polizei zur Aufrechterhaltung der Ordnung ihren Arm zu leihen. Mit Musketen bewaffnet patrouillierten Mitglieder dieses Vereins durch die nächtlichen Straßen und Gassen, um die lästigen Lärmmacher in die Schranken zu weisen. Da kam der 25. März. Eine sinnlose Erregung bemächtigte sich der Gemüter, als die Schauermär vom Anrücken der Franzosen verbreitet wurde. In der erhitzten Phantasie hörte man die Sturmglocken der Nachbarstadt Nürtingen läuten. Ein berittener Bote brachte die Meldung, in Metzingen sei die Nachricht eingetroffen, die in Offenburg eingerückten Franzosen, 80000 an der Zahl, seien schon bis Reutlingen vorgedrungen. Die Angst schuf aus der wehrfähigen Mannschaft des Bürgervereins eine Bürgerwehr, der sich in der Not auch solche Bürger anschlossen, die nur über eine Sense als Waffe verfügten. Im Hof der alten Kaserne wurde exerziert, bis der nach Stuttgart abgesandte Amtsrichter mit der Nachricht zurückkam, die ganze Sache sei nur blinder Lärm gewesen, die Regierung wisse nichts von einer drohenden Gefahr im Westen. Um die Blöße, die man sich gegeben hatte, zu bemänteln, sagte man andern Tages, in

einem Dorf auf der Alb sei ein Raubgesindel eingefallen, an dem Gerücht sei also doch etwas Wahres gewesen. Der Schreckenstag hatte indessen auch seine gute Seite: Zur Abwehr innerer und äußerer Feinde hielt man an der Einrichtung der Bürgerwehr fest. Als dann, von Ludwig Uhland längst gefordert,

„Das Recht, das jedem freien Mann
Die Waffen gibt zur Hand,
Damit er stets verfechten kann
Den Fürsten und das Land"

zum Gesetz erhoben wurde, hatte man sich in Kirchheim schon darauf eingerichtet. Auf dem Rathaus fand die Forderung der einheitlichen Bewaffnung das größte Entgegenkommen, um so mehr als das Ministerium des Innern billige Gewehre, das Stück zu 15 Gulden, zum Verkauf an die Bürgerwehren des Landes anbot. Bald rückte die vier Kompagnien starke Mannschaft gleichmäßig bewaffnet zu ihren Schießübungen aus. Es fehlte nur noch eine einheitliche Kleidung. Dafür sollte der Mann selbst Sorge tragen. Vorgeschrieben wurde ein Bürgerwehrrock, ein Ordonnanzhut mit schwarz-rot-goldener Kokarde und eine Patronentasche. Manchem schien die hiefür nötige Summe Geldes zu rund; aber der Stadtrat drohte den jungen Männern mit Versagung des Bürgerrechts und der Heiratserlaubnis, wenn sie sich zur Anschaffung der Uniform nicht verstehen wollten. Wäre noch die nötige Disziplin in den Reihen der Bürgerwehr durchgeführt worden, man hätte sie den ordentlichen Truppen an die Seite stellen können. In den Augen der Bürger erschien die Truppe, wenn sie unter ihrem berittenen Führer, Major von Werthes, vom Rathaus abzog und durch die Marktstraße zum Schießhaus marschierte, zweifellos als etwas Vollkommenes. Der innere Ausbau war für sie vollendet, man dachte nun an einen Anbau. Das war die Jugendwehr, oder wie man damals sagte, das Jugendbanner. Hiefür zeigte sowohl die Jugend als auch der Rat der Stadt volles Verständnis. Die Jungmannen erschienen in einer Stärke von 60 Mann, was für eine Stadt mit damals 5000 Einwohnern etwas heißen will. Anfangs übten sie ohne Waffen; aber bald wurde der Wunsch laut, der Bürgerwehr es gleichzutun und Waffen zu tragen. Die Stadtväter, von der Begeisterung der kampflustigen Jugend hingerissen, bewilligten tausend Gulden zum Ankauf weiterer Gewehre. Doch ließen sie sich diesmal für ordnungsgemäße Benützung und Instandhaltung der Waffen Bürgschaft geben. Diese hatten die Führer der Jugendwehr, Hauptmann Hirzel, Leutnant Roth, Wehrmann Tritschler und noch einige andere Mitglieder des Stadtrats, zu leisten. So kriegerisch nun auch die ganze Einrichtung aussah, zu einer Waffentat kam es weder bei der Bürger- noch bei der Jugendwehr, wenn

auch letztere nahe daran war, einen blutigen Waffengang auszuführen.

Wieder waren es falsche Nachrichten, die die Volksseele ins Kochen brachten. Als am 18. Juni 1849 das Rumpfparlament in Stuttgart gesprengt wurde, liefen am Abend desselben Tages die wildesten Gerüchte über die Nationalversammlung durch die Stadt. Man hörte, daß Uhland und Schott zusammengeritten, Simon und Vogt schwer verwundet seien. Solche Schreckensnachrichten mußten das Herz eines braven Württembergers empören. Schimpflicher Verrat! schrie man. Diese Schande wird kein biederer Schwabe ertragen! Die Erregung steigerte sich zur allgemeinen Kopflosigkeit. Nachts 12 Uhr wurde das Jugendbanner herausgeblasen, um Posten in der Richtung nach Plochingen aufzustellen, weil man glaubte, von dort aus sei Militär auf dem Anmarsch nach Kirchheim. Um drei Uhr rief man die Bürgerwehr durch Trommelschlag zusammen. Zwei Stunden später hielt der Stadtrat eine Rathaussitzung und warnte die Bürgerwehr vor einem ungesetzlichen Eingreifen. Die kriegslustige Jugend ließ sich dadurch aber nicht einschüchtern. Ihre Kampfeslust drängte nach Taten. Der Hauptmann des Jugendbanners, Stadtpfleger Hirzel, versorgte die Mannschaft mit Munition. Mit 900 Patronen versehen, die in 5 Kisten verpackt auf einen Zweispännerwagen geladen wurden, zog das Jugendbanner in der Morgenfrühe ab, aber nicht, wie man meinen sollte, nach Stuttgart, um dort dem Rest der Nationalversammlung zu Hilfe zu eilen, sondern in entgegengesetzter Richtung nach Wiesensteig. Auf dem Marsch durch die Talorte, wo sie Anhänger für ihre Sache gewinnen wollten, begegneten sie nur erschrockenen Gesichtern. Niemand war bereit, sich der jungen Schar anzuschließen, um mit ihr die Ehre der Nationalversammlung zu retten. Sie marschierten über Jesingen, Weilheim und Neidlingen und kamen bis nach Wiesensteig. Hier bezogen sie gute Quartiere. Am andern Morgen waren alle voll des Lobs und der Anerkennung über die ausgezeichnete Bewirtung und die guten Nachtlager; aber an einen Weitermarsch dachte niemand mehr. Sie hatten unterwegs zu wenig Verständnis für ihre Sache gefunden, auch nirgends eine Bestätigung der Schreckensnachrichten aus Stuttgart erhalten. So traten sie also unverrichteter Sache den Heimweg an. Vor der Stadt wurden die geladenen Gewehre abgeschossen, und dann gings unter Sang und Klang dem Rathaus zu. In der Stadt war man in Sorge, ob sich dem Jugendbanner nicht weitere Mannschaften aus den Ortschaften des Neidlinger Tals angeschlossen hatten. Die Bürgerwehr, von der nur wenige mit dem Jugendbanner ausmarschiert waren, machte sich auf einen kriegerischen Einzug der Ausgerückten gefaßt. Doch friedlich und still und von den Einwohnern mit Hochrufen empfangen, marschierte die Jugendwehr auf den Markt-

platz, lieferte Waffen und Munition ab und brachte, ehe sie auseinanderging, „dem noch zu erreichenden großen Vaterlande" ein stürmisches Hoch aus.

Die Führer des Jugendbanners hatten die Folgen dieses verfehlten Waffengangs schwer zu büßen. Am ersten Wollmarktstag, dem 21. Juni, wurde dem Gemeinderat vom Amtsgericht eröffnet, daß deren Verhaftung bevorstehe. Die Stadtvertreter befürworteten einen Aufschub der Verhaftung in Anbetracht des großen Fremdenverkehrs an den Markttagen. Hirzel, der wegen eigenmächtiger Auslieferung der Munition die schwerste Strafe zu erwarten hatte, war unterdessen geflohen. Roth und Tritschler wurden verhaftet und suchten, als sie bis zu ihrer Verurteilung wieder aus der Haft entlassen worden waren, ein Asyl in Amerika.

Die Jugendwehr von 1848 hat damit ein Ende genommen.

Nicht geschätzt und nicht beachtet fristet bis heute das alte Banner der Jugendwehr sein Dasein in einer Rumpelkammer des Rathauses. Etwa 50 zu Speeren aufgerichtete Sensen, eine achtundvierziger Trommel und Patronentaschen in großer Zahl leisten ihr Gesellschaft. Die verrosteten Musketen aber hat die im Weltkrieg erstandene Jugendwehr vom Rathaus herabgeholt, um damit Uebungen zur Vorbereitung auf den Militärdienst zu machen. Wie einst die alte Jugendwehr durch die Reaktion, so wurde die neue durch die Revolution begraben.



Sedansfest in Weilheim unter der Teck.

Als die Nachricht einlief, Sedan sei gefallen, Napoleon gefangen mit 83 000 Mann, wozu noch 21 000 in der Schlacht gefangene Leute sich gesellten und als gar einige wußten, der Franzosenkaiser habe dem Preußenkönig seinen Degen mit einem Briefe übergeben, da kannte der Jubel des Städtleins Weilheim u. Teck keine Grenzen. Alles strömte zusammen, gab sich die Hände und manches Auge wurde tränenfeucht. Da durften wir Schulbuben auch nicht fernbleiben, hatten wir doch schon so oft den Donner der Geschütze vernommen, wirklich oder bloß in der Einbildung, möge unentschieden bleiben. Von Straßburg her aber war es sicherlich möglich. Und gar manchmal legten wir uns platt auf den Erdboden und lauschten mit dem Ohr, wurden auch nie enttäuscht. Wer natürlich an der Telegraphenstange horchte, war seiner Sache ganz gewiß.

Glockengeläute setzte ein und verkündete der ganzen Stadt diesen mehr als gewaltigen Sieg. Bald flatterten vereinzelt Fahnen. Abends aber wurden die Häuser erleuchtet. Vor jedes Fenster wurde eine Latte gebracht, in die Löcher gebohrt wurden zur Aufnahme von Lichtern aller Art, meist Christbaumlichtern. Auch der Kirchturm wurde erleuchtet. Wie das auf uns Kinder wirkte! Sonst

mußten wir, sobald die Abendbetglocke erschallte, schleunigst heimkehren. Heute wurde eine Ausnahme gemacht. Wir durften aufbleiben und den herrlichen Sternenhimmel betrachten und zusehen, wie die Lichter am Turm brannten, ausgelöscht wurden vom Winde, um wieder angezündet zu werden von schwindelfreien Leuten. Das eiserne Geländer des Turmumgangs war natürlich auch erleuchtet, und die städtische Kapelle blies ab. Unten wogte die Menge, jubelte und schwatzte und lauschte und horchte und berichtete, was sie wußte. Dann ertönte ein gemeinsam gesungener Choral, begleitet von der Musik, die inzwischen den Turm verlassen hatte. Auch eine Rede wurde geschwungen. Wer redete und was gesagt wurde, ist längst vergessen. Vielleicht ging es auch über unsern Horizont. So viel ist aber sicher, als das Hoch auf die deutschen Truppen und ihre Führer ausgebracht wurde, da blieben wir nicht zurück. Wir riefen aus „voller Kehle und frischer Brust" und klatschten in die Hände, daß sie schmerzten. Als dann noch „Die Wacht am Rhein" angestimmt wurde, fielen wir ebenfalls ein und sangen aus Leibeskräften. Nicht gar zu lange war es her, daß wir Singhefte bekommen hatten mit wenig ansehnlichem Umschlage. Er glich der trockenen Erdscholle. Darin stand natürlich auch das Lied von Max Schneckenburger, dem Talheimer, und mit der Weise von Wilhelm. Uns war nur nicht recht verständlich, wie man zum Zunamen Wilhelm heißen konnte. Aber sicher war, daß das Vaterland ruhig sein konnte, das eine solche begeisterte Jugend trug. Noch einmal mochte ein Redner das Wort ergreifen. Dann wurde ein Vers aus dem alten Dankliede des Martin Rieckert (gestorben 1649) angestimmt und die Menge zerstreute sich nach und nach, voll Freude im Herzen und voll Dank gegen den alten Gott, der diesen Sieg beschert. Wir Buben aber wichen erst, als das letzte Lichtlein auf St. Peter erlosch. Und noch im Bette konnten wir nicht alsbald Ruhe finden. Sonst schliefen wir wohl schon halb während des Auskleidens. Das war an diesem Tage unmöglich: Die Wogen der Begeisterung waren gar zu hoch gegangen. Endlich aber umfing uns doch der gesunde Schlaf der Jugend. Aber im Traume noch waren wir auf dem Marktplatze und feierten. Ja am andern Morgen erzählte der Vater, ein Mann voll glühender Vaterlandsgesinnung, erfreut, daß sein Zweitjüngster mitten im Schlaf gesungen habe: „Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!" Und dabei leuchtete die Vaterfreude aus seinen treuen Augen. Otto Grieb.

Als der Weltkrieg begann.

a) Der erste August 1914.

Der erste August 1914 war ein Tag banger Erwartung. Stündlich konnte die Nachricht von der Mobilmachung des deutschen

Heeres eintreffen, und jedermann wußte, daß dies soviel wie Krieg bedeutete. Alt und jung sprach vom Krieg und nur vom Krieg. In den Schulen sangen die Kinder die Wacht am Rhein und begeisterten sich für den Krieg. Auf der Straße aber sah man ernste, bedrückte Gesichter. Auf jedem Mund schwebte die bange Frage: Wird mobil gemacht werden? Wenn nicht ein Wunder geschah, mußte ein schrecklicher Krieg sich entfesseln. Gar manche hofften noch auf eine friedliche Lösung und glaubten, Rußland werde sich durch die entschiedene Haltung Deutschlands und durch die Friedensvermittlung des Kaisers beim Zaren zurückhalten lassen. Sie sahen sich in ihrer Hofffnung getäuscht.

Der Samstag Abend brachte den Befehl des Kaisers zur Mobilmachung — ein weltgeschichtlicher Augenblick, der das Stadtbild samt den Menschen gänzlich verwandelte. Niemand hatte mehr Lust zur Arbeit. Das große Ereignis war allen in die Glieder gefahren. Die ganze Stadt war jetzt auf den Beinen. Die Menge eilte zum Rathaus, wo die amtlichen Bekanntmachungen angeschlagen waren. Da und dort sah man auf der Straße kleine Gruppen eifrig ins Gespräch vertieft. Die Runde wurde gemustert und festgestellt, wer am ersten, zweiten oder dritten Mobilmachungstag einzurücken hatte. Man sprach auch über den Fortgang der Geschäfte und erfuhr, daß einige Fabriken schon ihre Tore bis auf weiteres geschlossen hatten.

Noch in später Nachtstunde eilten angsterfüllte Frauen zu den Anschlagzetteln am Rathaus, um nachzusehen, ob es wirklich wahr sei, daß ihnen der Mann, daß ihren Kindern der Vater entrissen würde. Mit Tränen in den Augen und niedergeschlagenem Gemüt verließen sie schluchzend den Platz, und als ob sie geträumt hätten, kamen sie zu Hause an. Sie bereiteten ganz gewohnheitsmäßig das Nachtessen. Man setzte sich um den Tisch; aber niemand konnte essen. Es war nicht die Hitze des Sommertags, es war die Hitzwelle des bevorstehenden Kriegs, die den Hunger vertrieb. Die Nacht deckte den Jammer. Wer den furchtbaren Schlag begriff, der über Europa hereinzubrechen drohte, konnte nicht schlafen.

b) Der erste Kriegssonntag.

Sonntagsfrieden breitet sich über die Natur. Strahlend wie eine Siegesgöttin steigt die Sonne am Morgenhimmel empor und küßt die Stirne der mutigen Krieger. Wie sie aber den Jammer im Osten gewahr wird, verhüllt sie betrübt ihr Gesicht. Aus grauen Wolken zieht sie einen Trauerschleier darüber. Ein leichter Wind trägt die feierlichen Klänge der Kirchenglocken über die Zinnen der Stadt und über die sonnendurchwärmte Erde. Inniger als sonst laden sie zum Gotteshaus, größer als sonst ist die Zahl der Beter und derer, die sich am Tisch des Herrn stärken.

Dieser Sonntag war ein Tag der inneren Einkehr, ein Tag der Versöhnung. Alle kleinlichen Händeleien und Eifersüchteleien, alle persönliche Abneigung vergessen. Herzlicher als je war der gegenseitige Gruß der Bekannten, ja man verschmähte ein „Grüß Gott!" auch dem Unbekannten gegenüber nicht. Die Kluft zwischen Hoch und Nieder war mit einem Schlag überbrückt, das stolze Hinwegrücken des Dünkelhaften vom einfachen Mann wie weggeblasen: man fühlte sich als ein Volk von Brüdern.

Das Sonntagsbild auf dem Bahnhof ist wie umgewandelt. Vergebens suchen unsre Blicke die bunte Schar fröhlicher Albwanderer. Es fehlt zwar nicht an Fahrgästen, an Personen, die sich von ihnen verabschieden oder die Besuche abholen; aber überall macht sich eine gedrückte Stimmung bemerklich, und in den traurigen Mienen spiegelt sich der Ernst der Zeit. Abschiednehmen ist schwer; doch Abschiednehmen, um in den Krieg zu ziehen, ist herzzerbrechend. Wer hätte da noch lachen und scherzen können?

Der Zug füllte sich. Auf dem Bahnsteig sah man kein Auge tränenleer. Nur die mutigen Streiter unterdrückten den herben Schmerz des Abschieds von Weib und Kind, von Vater, Mutter und Geschwistern. Ein schriller Pfiff, und der Zug dampfte ab. Tücher flatterten, Hüte wurden geschwenkt, Hurra- und Hochrufe brausten durch die Lüfte, den Sonntagsfrieden wuchtig unterbrechend. Ganz verstohlen wischte sich jetzt drinnen im Wagen manch einer eine Träne aus dem Auge. Dann versank, was hinter ihnen war.



Wie in Kirchheim die deutschen Siege gefeiert wurden.

In den ersten Wochen des Kriegs herrschte unter der Einwohnerschaft Kirchheims eine sehr gedrückte Stimmung. Man wußte, daß unsre Truppen die belgische Grenze überschritten hatten. Mit Ungeduld erwartete man das Eintreffen der Zeitungen. Infolge des mangelhaften Bahnverkehrs — statt zwanzig Zügen fuhren täglich nur noch drei talabwärts — trafen die Zeitungen einen Tag zu spät ein. Das verbitterte ein wenig und machte die Leser unzufrieden. Trotzdem stürzte man sich mit einer wahren Gier auf die alten Zeitungen und suchte nach günstigen Nachrichten. War das ein Jubel, als man auf der ersten Seite in großen Lettern die Worte lesen konnte: Lüttich gefallen! Im ersten Augenblick konnte man die Bedeutung der zwei Worte kaum fassen; aber bald flatterten in der ganzen Stadt die Siegesfahnen.

Am Sonntag den 23. August schwirrten allerlei günstige Nachrichten durch die Luft; aber niemand wollte sie glauben, weil man durch die Leichtgläubigkeit schon öfters irregeführt worden war. Als aber am Montag die Siege in Lothringen sich bestätigten und bekannt gegeben wurde, daß 10 000 Franzosen in Gefangenschaft geraten seien, war der Jubel allgemein. Die Glocken des Turms verkündigten den Sieg. Die Käufer und Verkäufer auf dem Wochenmarkt stimmten Vaterlandslieder an. Dann nahmen die Marktweiber ihre Körbe auf den Kopf und eilten damit der Kirche zu. Ein tausendstimmiger Choral brauste bald darauf ohne Orgelbegleitung durch die heil'gen Hallen des Gotteshauses. Der Geistliche trat vor den Altar und hielt eine Ansprache. Als er geendigt, machten die Andächtigen keine Miene zum Fortgehen, bis ihnen aus dem Munde des Pfarrers ein freundliches „Ade!" zugerufen wurde. Sie erwiderten den Abschiedsgruß mit dem gleichen Worte und verließen dann befriedigt die Kirche.

Es war am Donnerstag, den 17. Dezember, nachmittags halb fünf Uhr. Sieg! Sieg! tönt es aus ehernem Munde vom Turm. Sieg! rufen die Knirpse auf den Straßen und die Schüler, die hoffen, einem schulfreien Tag entgegenzugehen. Die Leute eilen zum Rathaus, von hier zur Kirche. In zehn Minuten ist sie gefüllt; wer später kommt, findet keinen Platz mehr. Der Geistliche spricht ein Dankgebet; die Gemeinde bekräftigt es durch ein Danklied. Draußen auf der Straße ziehen Trommler, von Fackelträgern begleitet, dahin.

Andern Tags wurde in den Schulen der Sieg Hindenburgs in Polen gemeinsam gefeiert. Voll stolzer Begeisterung, als ob sie selbst die Hindenburgschen Sieger wären, zogen die Schüler durch die beflaggten Straßen und ließen ihren Jubel in Liedern ausklingen. Auf dem Marktplatz fand die Siegesfeier mit Rede und Gesang ihren Abschluß.

Am 13. Februar 1915 stieg die Sonne wie eine strahlende Kriegsgöttin im Feuergewand auf. Sie war eine Siegesbotin von Osten. Den Russen war der Boden unter den Füßen trotz des kalten Schnees heiß geworden. Hindenburg hatte ihnen wieder einmal tüchtig warm gemacht. Seine glänzende Waffentat mußte gefeiert werden. Eine Schülerin beschreibt den Verlauf der Siegesfeier wie folgt:

Am 13. Februar kam ich schon vor 8 Uhr ins Schulhaus. Vor der Tür standen viele von unsrer Klasse und warteten auf den Lehrer. Da es kalt war und wir ungeduldig wurden, trippelten wir unruhig hin und her. Plötzlich hörten wir die Glocken läuten. Wir wurden jetzt noch ungeduldiger . . . Der Lehrer erschien immer noch nicht. „Vielleicht ist er schon in der Kirche", meinten manche; „heute geht man doch nicht in die Schule".

Da uns das ewige Herumstehen zu dumm wurde, beschlossen wir, wie es auch kommen möge, in die Kirche zu gehen. Ohne ein Gesangbuch mitzunehmen, rannten wir das Wachthausgäßchen hinunter der Kirche zu. Diesmal ging's in dem sonst so stillen Gotteshaus nicht ruhig her. Man merkte wohl, daß geschwätzige Schulkinder da waren. Plötzlich entstand auch in den Reihen der siebten Klasse ein Geflüster und Gewisper. Wir erhoben uns alle und waren wie vom Banne erlöst, als wir unsern Lehrer kommen sahen. Wir brauchten doch jetzt nicht mehr zu befürchten, es würde nachher etwas absetzen, weil wir ohne Erlaubnis fortgelaufen waren.

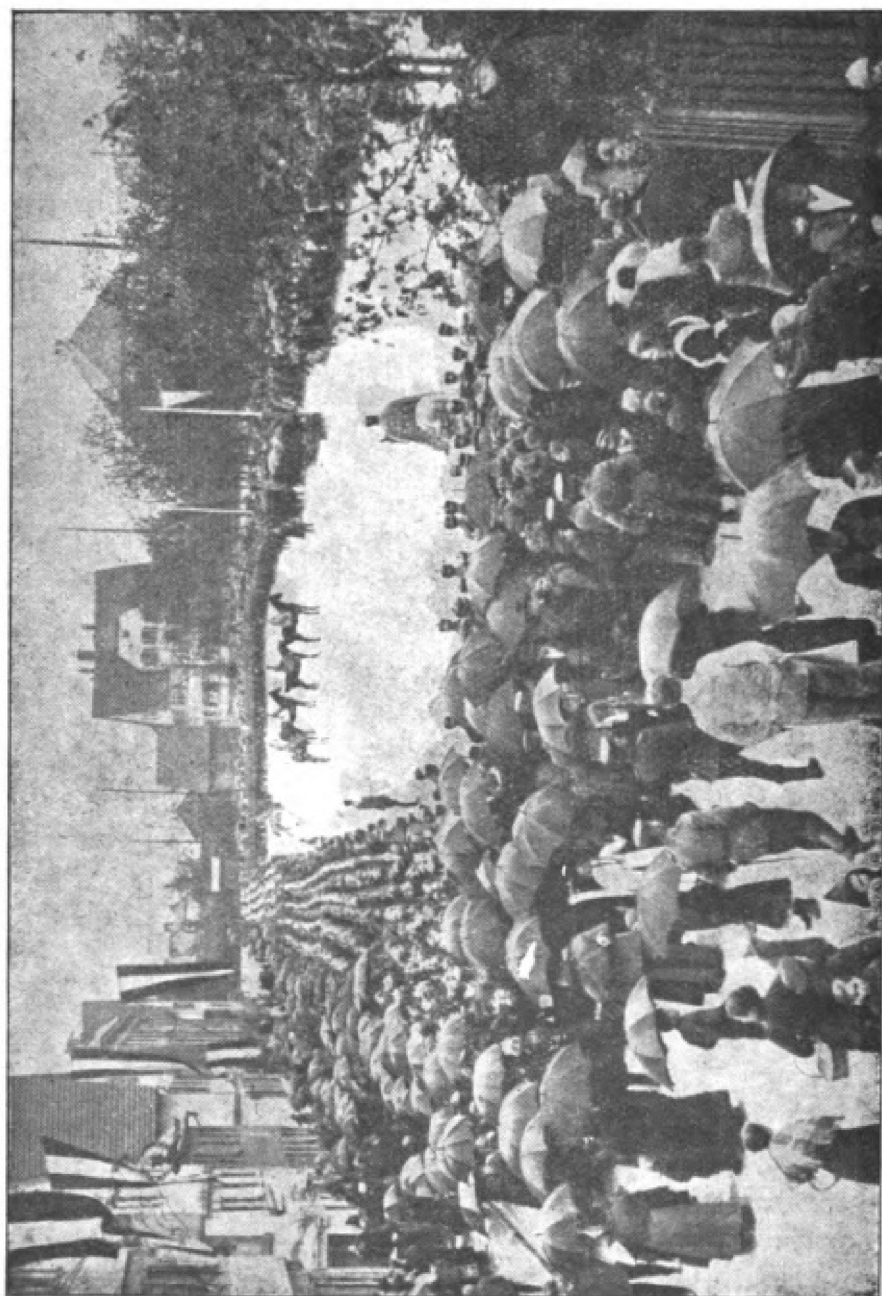
Die Predigt begann. Langweilig wurde mir's diesmal gar nicht, wie manchmal an Sonntagen. Ich dachte: Vielleicht sagt der Herr Pfarrer auch wieder „Ade!" wie das letztemal. Doch er endete diesmal anders. „Jetzt wollen wir wieder", so schloß er seine Rede, „an unsre Tages- und Schularbeit gehen". Ich war darüber ganz verblüfft. Auf dem Kirchplatz umringten wir unsern Lehrer. Wir brauchten nicht zu fragen. Er las von unsern Gesichtern ab, was wir von ihm hören wollten. „Freilich habt ihr frei", antwortete er lächelnd, „doch wollen wir vorher einen Umzug durch die Stadt machen". Mit der Siegesfreude im Herzen und einem Jubellied auf den Lippen zogen wir durch die Straßen, und die Leute gafften uns wie immer an. Die Feier wurde auf dem Marktplatz mit einer Ansprache und einem Danklied beendigt. Wir aber zogen noch zum Lazarett, um den Kämpfern unsern Dank durch Lieder und Gedichte zum Ausdruck zu bringen. „So wollen wir es bei jeder künftigen Siegesfeier halten", sagte der Lehrer, als wir heimwärts zogen, „was meint ihr dazu?" Dieser Vorschlag gefiel uns. Wir stimmten zu und führten ihn auch aus, so oft es galt, dankbar der Streiter zu gedenken.



Der Einzug der 248er in Kirchheim u. Teck
am 15. April 1916.

„Wann ziehen Sie wieder einmal die Fahnen auf?" fragte ich den Bahnhofverwalter, der immer der erste war, wenn es galt, die Siegesfreude durch Beflaggen zum Ausdruck zu bringen. „Diesen Monat noch, das weiß ich gewiß", antwortete er. „Warum, liegt wieder einmal etwas in der Luft?" fuhr ich zu fragen fort; denn in Kirchheim gab es immer Leute genug, die ein kommendes Kriegsereignis zu verspüren glaubten. „Nein, in der Luft liegt's diesmal ausnahmsweise nicht", lachte er, „aber in den Akten des Kirchheimer Rathauses. Am 15. April sollen wir Militär be-

kommen. Das Ersatzbataillon des Reserveregiments Nr. 248 wird von Kornwestheim hieher verlegt werden, und bei einem solch wichtigen Ereignis muß man doch beflaggen".



Der Einzug der 248er in Kirchheim u. Teck am 15. April 1916.

Der 15. April rückte immer näher heran. Bei den Kirchheimern Bauhandwerkern herrschte reges Leben und Treiben. Die *alte Kaserne* wurde ordentlich herausgeputzt, als ob man darin

Hochzeit feiern wollte, und auch in der Güntherschen Klavierfabrik war großes Räumen und Reinemachen. In diesen beiden Gebäuden sollten nämlich die Krieger untergebracht werden.

Der wichtige Tag brach an. Die Sonne war nicht so gut gelaunt, wie es die Kirchheimer gewünscht hatten. Grau und neblig stieg der Tag herauf. Aber dennoch flatterten von den Giebeln der Häuser herab die bunten Fahnen lustig im Morgenwind und gaben der Stadt ein festliches Aussehen. Am Nachmittag stand auf den Straßen eine dichtgedrängte Menge. Und wenn der schlecht gelaunte April zuweilen einen Guß von oben schickte, so sah es aus, wie wenn die Straße von wandelnden Regenschirmen belebt wäre.

Die Ankunft der Truppen war auf 4 Uhr angemeldet. Mit militärischer Pünktlichkeit fuhr der Zug in dem Bahnhof ein. Bald waren die Soldaten in Reih und Glied aufgestellt. Die Offiziere schwangen sich auf ihre stolzen Rosse, und nun ging's trotz Regenschauer und Schneegestöber mit klingendem Spiel im Gleichschritt durch die geschmückten Straßen dem Roßmarkt zu. Die Soldaten ließen sich durch das schlechte Wetter nicht verdrießen. Manches Auge strahlte, wenn von den Fenstern der Häuser statt des gewohnten Regens zur Abwechselung auch ein Blumenregen auf die glänzenden Helmspitzen niederging.

Als das Bataillon auf dem Roßmarkt Aufstellung genommen hatte, begrüßte es der Ratschreiber im Namen der Stadt. Den Degen senkend dankte Oberstleutnant Göz für den freundlichen Willkomm. Die Musik fiel ein und spielte die Königshymne. Wieder schulterten die Soldaten ihre Gewehre und marschierten dann die Marktstraße hinab der Kaserne zu. Manch einer, der vorher im Privatquartier gewesen, mag den Mund verächtlich und geringschätzig verzogen haben, wenn er die einfachen eisernen Bettstellen und die mit Stroh und Holzwolle gefüllten Matratzen sah. Und wenn er sich dann abends darin zur Ruhe legte und mit stiller Wehmut an die weichen Daunenbetten in den Bürgerhäusern Kornwestheims dachte, mag ihm der Gedanke daran, daß ihn die Kirchheimer zum Empfang mit Sonnenbier und Briefpapier beschenkt hatten, ein tröstlicher Ausblick auf bessere Tage gewesen sein



Die Glockenabnahme in Kirchheim u. Teck.

Der 7. Juli des Jahres 1917 war ein prächtiger Sommertag. Strahlend zog die Sonne ihre Bahn. Als sie um 11 Uhr über der Stadt Kirchheim stand, blickte sie gar verwundert durch das

grüne Gezweig des Widerholtplatzes, in dessen Schatten sich eine schaulustige Menge drängte. Groß und klein hatte die Augen zum Kirchturm erhoben und verfolgte mit wehmütigen Blicken eine wandelnde Glocke, die, wie von unsichtbarer Hand geführt, aus der Höhe sich langsam zur Erde senkte.

Der Krieg hatte auch den Weg in die Glockenstube gefunden und die Jüngste aus der Glockenfamilie zum Heeresdienst einberufen. Heute mußte sie einrücken. 150 Jahre hatte sie den Dienst an der Martinskirche versehen, jeden Tag zum Mittagsmahl, zum Vesper und zur Abendruhe gerufen und manchen müden Wanderer zur ewigen Ruhe begleitet. Nun begleiteten die ernsten Trauerschläge der zurückgebliebenen Glocken ihre Schwester auf dem letzten Wege.

Auf der Erde angekommen wurde sie wie die Soldaten, wenn sie ins Feld ziehen, mit Blumen geschmückt. Manche unter den Zuschauern, denen der Abschied der Glocke recht nahe ging, meinten, man hätte ihr statt der Gewinde einen Trauerflor umhängen sollen. Ein Geistlicher rief der Scheidenden Worte des Dankes und des Abschieds nach. Ihr eherner Mund, sagte er, wird mit unsern Feinden, wenn er sich einst als Kanonendonner hören läßt, eine deutsche und deutliche Sprache reden, damit die daheimgebliebenen Geschwister bald einen ehrlichen Frieden einläuten dürfen.



Wieland der Schmied.

Nach Richard Wagner.

„Das Volk ist der Inbegriff aller derjenigen, welche eine gemeinschaftliche Not empfinden". Aus solch innerer Notwendigkeit hat einst das Volk der alten Germanen eine herrliche Sage geschaffen, eine ewig neue, ewig wahre Volksdichtung.

Wieland der Schmied schuf aus Lust und Freude an seinem Tun die kunstreichsten Geschmeide, herrliche Waffen scharf und schön. Zum Weib gewann er eine wundervolle Schwanenjungfrau, die ihm den Zauberring mit dem Siegerstein brachte. Von einer Fahrt kam er einst heim. Weh! da war sein Haus zertrümmert, sein Weib aus ihm in weite Ferne entflogen! König Neiding kam in sein Haus, überfiel ihn, band ihn und schleppte ihn mit sich fort. An Neidings Hof sollte Wieland, um dem Könige sein Reich zu mehren, Zeug und Waffen schmieden. Um ihn an der Flucht zu hindern, verfiel er darauf, ihm die Fußsehnen zu durchschneiden, da der Schmied nicht die Füße, sondern nur die Hände zu seiner Arbeit gebrauchte.

So saß er nun da in seinem Jammer hinter der Esse, der kunstreiche Wieland, der frohe Wunderschmied, gelähmt, hinkend, verkrüppelt und häßlich, wenn er sich erhob. Wer mochte das Maß seines Elendes ermessen, wenn er zurückdachte an seine Freiheit, an seine Kunst, an sein schönes Weib! Wer mißt die Größe seines Grimmes gegen diesen König, der ihm so ungeheure Schmach angetan!

Durch die Esse blickte er sehnend auf zu dem blauen Himmel, durch den die Schwanenmaid einst geflogen kam; diese Luft war ihr seliges Reich, durch das sie wonnig frei dahinschwebte, während er den Qualm und Dunst des Schmiedeherdes zum Nutzen Neidings einatmen mußte! Der schwächliche, an sich selbst gekettete Mann, nie sollte er sein Weib wieder finden können!

Furchtbaren Racheplänen sann er nach, Tag um Tag mehrte sich sein Elend, Tag um Tag wuchs das unabweisbare Verlangen nach Rache. Wie wollte aber er, der hinkende Krüppel sich zum Kampfe aufmachen, der seinen Peiniger verderben sollte?

„O du geliebtes, fernes Weib! hätte ich deine Flügel, hätte ich deine Flügel, um mich dem Elend entschwingen zu können!"

Da schwang die Not selbst ihre mächtigen Flügel in des gemarterten Wielands Brust und wehte Begeisterung in sein sinnendes Hirn. Aus Not, aus furchtbar allgewaltiger Not, lernte der geknechtete Künstler erfinden, was noch keines Menschen Geist begriffen hatte. Wieland fand es, wie er sich Flügel schmiedete! Flügel, um sich kühn zu erheben zur Rache an seinem Peiniger, — Flügel, um weithin sich zu schwingen zu dem seligen Eilande seines Weibes!

Er tat es, er vollbrachte es, was die höchste Not ihm eingegeben. Getragen von dem Werke seiner Kunst flog er auf zu der Höhe, von der herab er Neidings Herz mit tödlichem Geschosse traf, — schwang er in wonnig kühnem Fluge durch die Lüfte sich dahin, wo er die Geliebte seiner Jugend wieder fand.

O einziges, herrliches Volk! Das hast du gedichtet und du selbst bist dieser Wieland! Schmiede deine Flügel und schwinge dich auf!

E. Kirn.



Alte Feste.

Bis in die neueste Zeit herein haben sich die alten Volksfeste unsrer Heimat erhalten, wenn auch in verzerrten Formen und mancherlei Auswüchsen. Ihr Ursprung geht in die heidnische Zeit zurück, in die Zeit, wo der Wechsel in der Natur und der

Segen, mit dem sie den Menschen überschüttet, besonderen Anlaß gaben, der Götter zu gedenken. Diesen hafteten aber in der Vorstellung der Alten allerlei menschliche Züge an, insbesondere Neid, Zorn und Mißgunst, welche immer dann geweckt wurden, wenn den Menschen unbegrenztes Glück zuteil wurde. Kein Wunder, wenn darum allgemein geglaubt wurde, man müsse sich mit den Göttern durch Opfergaben versöhnen. Eine Bestätigung hiefür liefern uns die alten Feste unsres Volkes, von denen im folgenden die Rede sein soll.

1. Das Richtfest.

Wenn die Zimmerleute ein Haus aufgeschlagen haben, so schmücken sie dessen First mit einem Maien. In Jesingen, Weilheim und anderen Orten versammeln sich die Handwerksleute und junge Mädchen unter der aufgesteckten Birke und stimmen miteinander ein Lied an. Dann tritt der Zimmermeister aus ihrer Mitte.

„So manches Haus mit Säulenhallen
Ist schon in Trümmer hingefallen.
Geb' Gott, daß dieses Haus besteh',
Drin klein und groß zum Himmel geh'!"

so hebt er seinen Spruch an. Dann bringt der Bauherr einen Krug mit Wein. Alle trinken auf sein und seiner Frau Glück im neuen Heim. Der Zimmermeister leert das Glas bis auf den Grund und wirft es in die Tiefe. Dem Glas folgt ein Korb voll Brezeln, die von den unten stehenden Gästen, meist Kindern, mit Jubel empfangen und mit Lust verzehrt werden.

2. Das Maifest in Kirchheim.

So oft in Kirchheim das Maifest gefeiert wurde, so oft genehmigten auch die Stadtväter neben vielen anderen Gaben die Maibrezeln zur Verteilung an die Schulkinder, und beim Umzug der Jugend um die Stadt füllten sich die Kinderhände mit Maikreuzern, die ihnen Verwandte und Bekannte schenkten. Im Lauf der Jahrhunderte ist den Kirchheimern der tiefere Sinn dieses Festes verloren gegangen. Deshalb war es möglich, dem feierlichen Umzug, der einst ein Opfergang war, den Namen eines Bettelzuges anzuhängen und ihn schließlich abzuschaffen. Wäre es wirklich nur ein Bettelzug gewesen, oder hätte man dabei nur die Kleiderpracht entfalten wollen, so hätte dieses Fest nicht jahrhundertelang auf die Nachbarorte einen so großen Reiz ausüben können, daß sie Jahr für Jahr hiezu Gäste schickten und zwar in so großer Zahl, daß die Schulen in Kirchheims nächster Umgebung ob dieses Festes geschlossen werden mußten. Die weiter entfernten Ortschaften hatten ihr eigenes Fest. In Hepsisau und in Ochsenwang fand es am Pfingstmontag statt. Während es

in ersterwähnter Gemeinde von Mädchen veranstaltet und in der einfachsten Weise durchgeführt wurde, machten es in Ochsenwang die Knaben zum wichtigsten Ereignis des Jahres.

3. Der Pfingstlümmel in Ochsenwang.

Am Samstag abend vor dem Pfingstfest versammelten sich hinter dem Schulhaus die Knaben und Mädchen der oberen Klassen und besprachen miteinander die letzten Vorbereitungen, die zum Fest nötig waren. Als Pfingstlümmel hatten sie den strammsten Burschen ausgesucht, einen, der keck genug war, auf ein Pferd zu steigen und es sicher zu lenken. Ein anderer übernahm die Rolle des Pferdeführers, der dem jungen Reiter hilfsbereit zur Seite stand. Ein dritter wurde zum Maienschwenker ausersehen. Wer von den wenigen Knaben noch übrig blieb, gehörte zum Gefolge. Das alles war natürlich lange vor Pfingstsamstag abgemacht; aber es gab noch so viel zu besprechen und zu beraten, damit der Zug gelinge und die Ochsenwanger ihre Freude dran haben können. Dabei wollte man auch den Rat der Mädchen, die zum Fest den Glanz und den Schimmer gaben, nicht missen. War die Beratung zu Ende, so packten diese ihre mitgebrachten Körblein aus und beschenkten den Pfingstlümmel, den Pferdeführer und den Maienschwenker mit bunten Bändern und Tüchern.

Am Pfingstfest konnte man gegen Abend ein Trüpplein Knaben lustig pfeifend durch die Dorfstraße ziehen sehen. Sie lenkten ihre Schritte zur Ziegelhütte beim Randecker Hof. Dort hatten sie bei dem alten Ziegler um ein Nachtlager gebeten und zugesagt bekommen. Wie hätte er auch nein sagen können? War er doch selber in seiner Jugend einmal der Pfingstlümmel gewesen und hatte mit seinen Kameraden in dem Eckstüblein geschlafen, von dem man so bequem den Talkessel des Maares überschaut, in dessen Mitte die „Doschet"*) Buche emporragt, die „Pfingstlümmelbuche", unter der für sie nach kurzem Schlaf der große Tag begann. „Der erste Sonnenstrahl", so hob der Alte an, „muß euch dort unten bei der Arbeit sehen. Die Dotterblumen stehen schön und reich an Zahl. Wenn ihr sie alle pflückt, könnet ihr den Pfingstlümmel „einschlaufa", daß er glänzt wie die Sonne. Die Maien freilich sind auch dieses Jahr noch nicht grün; aber ein Erlenstrauch tut's auch. Schmückt ihn schön mit euren Bändern, und wenn ihr fertig seid, so schwenkt ihr ihn, dann wird euch der Trabant meinen Schimmel bringen. Nun schlaft wohl! Wenn's Zeit ist, werde ich euch wecken".

Am andern Morgen vor Tagesanbruch stampften die Buben jauchzend und singend durch das taufrische Gras zu dem Platz hinab, wo die Dotterblumen blühten. Die Hände mit großen Sträußen gefüllt, wandten sie sich dann der alten Buche zu,

*) buschig, dicht.

unter der sie den Pfingstlümmel vom Kopf bis zu den Füßen mit ihren gelben Blumen schmückten. Unterdessen suchte sich der Maienschwenker einen passenden Erlenzweig aus, an dem bald die bunten Tücher der Mädchen flatterten. Jetzt gab er dem Trabanten, der auf der Ziegelhütte zurückgeblieben war, das Zeichen zum Aufbruch. Dieser brachte den Schimmel herbei, der Pfingstlümmel bestieg ihn, und nun ging's Ochsenwang zu.

Im Dorf drinnen erwartete man sie mit Ungeduld. Die Kinder standen auf den Straßen und gafften. Die Hausfrauen hatten Mehl, Eier, Butter oder Schmalz bereit gestellt und warteten am Fenster, ob sich der Maienschwenker nicht bald zeige. Dieser schritt mit dem Erlenzweig in der Hand dem Zug voran und bat um Gaben, indem er einen Reim vor sich hinleierte und seinen Maien vor den Fenstern schwenkte. Auch der Trabant an der Seite des Pfingstlümmels führte sich mit einer Strophe ein:

I be des Pfingstlümmels Trabant,
Hab' eine Goißel in der Hand.
Wer mer kommt und regt me a,
Dem hau i recht an d'Wada na.

Diesen dreien schlossen sich die übrigen Altersgenossen als Gefolge an. Die einen trugen einen Eierkorb, andere ein Mehlsäcklein, wieder andere einen Schmalzhafen. Während der Zug sich durch das Dorf bewegte, sammelten sie die dargebotenen Gaben und füllten damit Säcke und Körbe. Für die Zuschauer war dann das Fest zu Ende. Die beteiligten Knaben und Mädchen aber versammelten sich nach dem Festzug in des Pfingstlümmels Haus und taten sich gütlich bei Kuchen und Kaffee.



Der Freitag im Volksglauben des Kirchheimer Amts.

In alten Zeiten steckten die Leute oft recht tief im Aberglauben. Da gab's Unglücksboten, Unglücksraben und Unglückstage in Menge. Am meisten gefürchtet war der Freitag, der heute noch bei abergläubischen Menschen als Hexentag gilt. Jede Hexe kann an diesem Tag Menschen und Tieren leicht beikommen und sich beim Eintritt der Dunkelheit bis zum Klang der Morgenglocke in eine schwarze Katze verwandeln. Man sieht daher am Freitag von jedem wichtigen Unternehmen ab. Da wird kein Ein- oder Auszug vorgenommen, sonst zieht das Unglück mit. Hausfrauen, die noch an Hexen glauben, backen nicht am Freitag, da wollen die Hexen backen; sie kaufen nichts ein, da kaufen nur die Hexen.

Ueber einer Reise am Freitag schwebt ein Unstern. Darum tritt kein Mädchen den Dienst in einem fremden Haus am Freitag an, so wenig es sich an diesem Tag verdingt. Niemals fällt eine Hochzeit auf den Freitag, nicht einmal der Lichtkarz kann an diesem Wochentag abgehalten werden. Eine Frau, die von ihrer Nachbarin am Freitag irgend etwas entlehnt, kommt in den Verdacht, eine Hexe zu sein.

Am ersten Freitag im Mai soll man die Bohnen stecken. Wer diesen Tag versäumt, steckt sie an einem Freitag der folgenden Wochen, doch gedeihen die am ersten Freitag gesteckten am besten. An diesem Tag hackt und jätet man aus demselben Grund die Zwiebeln. (Holzmaden). Wer sich an den vier Freitagen im Mai mit dem Tau auf dem Gras wäscht, verliert die Sommersprossen. (Weilheim). Fällt der erste Mai auf einen Freitag und regnet es an diesem Tag, so regnet es jeden Dienstag, Donnerstag und Freitag dieses Monats. (Kirchheim). Am Freitag muß sich das Wetter aufhellen, sagen die Ohmdener, daß das Bettelmädel am Samstag sein Hemd trocknen kann. Darum werden die Hafenknöpfe, die man in Ohmden jeden Freitag zum Kraut auf den Tisch stellt, restlos aufgezehrt, dann gibt's gut Wetter.

Am Karfreitag waschen sich nachts die Mädchen beim Zwölf-Uhr-Glockenschlag im Bach, dann werden sie schön. Wer mit einer Krankheit behaftet ist, wirft ein Geldstück auf den Weg. Eignet sich jemand das Geld an, so überträgt sich die Krankheit auf den neuen Besitzer. Besorgte Mütter ermahnen daher ihre Kinder, am Karfreitag ja nichts vom Wege aufzuheben. (Weilheim). In Bissingen wirft der Kranke eine Geldmünze in den See und wird dann von seiner Krankheit geheilt. In Ohmden wird das Geldstück auf einem Kreuzweg verbrannt, damit keine Hexen ins Haus kommen und der Blitz nicht einschlägt. Um den Blitzschlag zu verhüten, legt man in Bissingen am Karfreitag Heu vor das Haus. Die Nacht über werden die Kleider ins Freie gehängt, daß sie das Jahr hindurch vor Motten verschont bleiben. (Bissingen und Weilheim). Wer am Karfreitag Most trinkt, hat das ganze Jahr hindurch Durst. (Hepsisau). Wer aber an diesem Tag zuerst die Tiere zum Brunnen führt, hat immer das schönste Vieh im Stall. (Holzmaden). Milch gibt der Bauer am Karfreitag nicht aus dem Stall, da er sonst Unglück zu befürchten hat. Karfreitagseier und Karfreitagswasser lassen sich sehr lange aufbewahren. (Hepsisau). Kinder, die Karfreitagseier essen, d. h. solche die am Karfreitag zwischen 8 und 12 Uhr gelegt worden sind, werden gescheite Menschen. (Weilheim). Legt man einer Henne Karfreitagseier unter, so wechseln die ausgebrüteten Hennen nach neun Monaten ihre Farbe. Die Blumenfreundin sät am Karfreitag nachts zwölf Uhr ihre Nelken und Astern, um schön ge-

füllte Blumen in den mannigfaltigsten Farben zu bekommen. (Hepsisau, Schopfloch und Weilheim).

Fast alle diese Sitten und Gebräuche, deren es noch eine große Zahl für alle Wochentage und Jahreszeiten, wie auch für alle Ereignisse im Leben gibt, gehen in ihren Anfängen auf das Heidentum zurück und werfen ein Licht auf die Art und Weise der Götterverehrung unsrer Vorfahren. Darum sagt Schiller:

„Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen;
Man muß sie ehren".



Hexenglaube.

Die Frau, die am Freitag einer Wöchnerin eine Suppe bringt, ist eine Hexe. (Holzmaden).

Beim ersten Bad des Neugeborenen muß die Mutter ins Badwasser spucken, dann können die Hexen nicht beikommen. (Aichelberg).

Ein Hufeisen über dem Bett des Kindes bringt Glück. (Kirchheim).

Vor der Taufe darf man die Windeln des Kindes nicht ins Freie hängen. (Kirchheim).

Wer vor dem 5. Tag nach der Geburt eines Kindes im Hause des Neugeborenen etwas entlehnt, ist eine Hexe. (Aichelberg).

Solang ein Kind nicht getauft ist, soll man die Nacht hindurch ein Licht brennen lassen, dann können die Hexen nicht beikommen. (Holzmaden, Aichelberg).

Hexengefahr droht, wenn die Mutter das Haus vor der Taufe des Kindes verläßt, wenn das Kind vorher spazieren geführt wird, wenn man ihm vor einem Jahr die Fingernägel schneidet.

Wenn eine Mutter nach der Geburt eines Kindes zum erstenmal die Kirche besucht, muß sie ein Stück Schwarzbrot in die Tasche stecken, damit ihr die Hexen nicht beikommen können.

Zum Schutz gegen die Hexen werden am Dreikönigstag die Anfangsbuchstaben der Namen der drei Weisen K. (Kaspar), M. (Melchior) und B. (Balthesar) vom Aeltesten in der Familie über die Haustüre geschrieben. (Eckwälden).

Hexen essen kein Schaffleisch. (Weilheim).

Beim Einmachen von Sauerkraut muß Wasser zugeschüttet werden, sonst holen's die Hexen. (Holzmaden).

In dem Haus, aus dessen Kamin am Abend Funken sprühen, wohnt eine Hexe. (Kirchheim).

Pilze sind Hexenstühle, auf denen die Hexen bei Nacht ausruhen. (Oetlingen).

Die Hexen, die beim Tanz auf dem Blocksberg verschmäht worden sind, sitzen in den Pilzen. Wenn man darauf tritt, speien sie vor Neid und Zorn darüber aus. (Oetlingen).

In der Nacht vom Gründonnerstag auf Karfreitag wandern die Hexen. Da werden alle Geräte, die im Stall gebraucht werden, aufgeräumt, damit die Hexen nicht beikommen können. (Unterlenningen).



Sprüche und Redensarten.

Aus dem Neidlinger Tal:

Wer durch Wiesasteig kommt ong'lita*)
Ond durch Neidlenga ong'stritta
Ond durch Weila ong'schlaga,
Der kann von große Wonder saga.

Namm da Rocha
Schlag da Blossa
Daß er nemme frossa ka.

(Zur Kennzeichnung der Weilheimer Mundart).

Kurz Hoor isch bald bürstet.
Do kommt d'Brüh höher als der Brota.
A Maul ond a Tasch isch bald offa.
Wer lang hat, läßt lang hanga;
wer länger hat, der schleift's.

Wer sich auf's Erbe verläßt, muß längst barfuß laufa.
Zweimol g'sät isch dreimol g'fehlt.

Aus Hochdorf:

Nex g'wonna ischt au verspielt.
Dees isch so lang wie Hattahofa.

Wer d'Hau aus der Hand falla läßt, hat 's Taglau verlaura.
Wenn du viel schaffst, no därscht heut obed em Pfarrhaus essa.

Aus Hepsisau:

Der sucht den Esel und reitet auf ihm.
Dem schickt man keine g'sattelte Katz nach.
Der will alles zweimal halb.

*) Anm.: ohne läuten zu hören.

Stille Wasser gründen tief, die lauten nehmen Grund und Boden.
Nur die arme Leut omeloihna, net glei umschmeißa.
I kann no mit der Katz über de Bach fahre.
Der ist dümmer als 'sBüttels Bock, der ist am Habersack verreckt.
Dem geht's wie em Tellerausschlecker, der hat d'Nas abbrocha.

Hinter dem Ofen ist au en der Stub.
Der lacht schwedisch. (Oetlingen).
Viele Händ, gebe bal a End.



Nachtwächterrufe im Kirchheimer Amt.

In einigen Dörfern unsres Oberamts herrscht noch der schöne Brauch, daß der Nachtwächter nach jeder Stunde seinen Ruf erschallen läßt und in tiefem Baß eine passende Strophe absingt. Die Einleitung ist immer dieselbe.

„Hört, ihr Leute, laßt euch sagen,
Unsre Glock' hat . . . . geschlagen",

tönt es von der engen Dorfstraße herauf. Dann fährt der Wächter fort:

Eins ist not! Herr Jesu Christ,
Laß dich finden, wo du bist!
oder: Ein Gott und nur ein Mittler ist,
Den liebt und sucht ein wahrer Christ.
oder: Nur eines, nur eines, nur eines ist not:
Ein williges Ende, ein seliger Tod.

Zwei Weg hat der Mensch vor sich,
Herr den schmalen führe mich!
oder: Zwei Orte, Himmel oder Höll,
Erwarten dich einst, liebe Seel.
oder: Zweimal krähete der Hahn,
Als der Herr sah Petrus an.

Drei Personen sollen wir
Ehren in der Gottheit hier.
oder: Dreimal Heilig, Heilig, Heilig heißt
Gott der Vater, Sohn und Geist.
oder: Dreimal heilig, Lob und Ehr
Rufet alles Himmels Heer.
oder: Drei Zeugen in dem Himmel sind,
Drei auf der Erd, glaub's Menschenkind!

Vierfach ist das Ackerfeld;
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Der fünf Wunden heil'ge Zahl
Sind uns zum Heile allzumal.
oder: Die fünf Wunden unsres Herrn
Leuchten wie der Morgenstern.

In sechs Tag hat Gott die Welt
Wunderbarlich dargestellt.

Sieb mal sieb und siebzigmal
Sollen wir vergeben all.

Acht mal 100 000 Mann
Standen einst vor Kanaan.
Nur acht Seelen waren dort,
Die da glaubten Gottes Wort.

Neun undankbar blieben sind;
Fleuch den Undank, Menschenkind!
oder: Neun Stücke Sirach hoch erhebt;
Gott gönn' sie euch, so lang ihr lebt!

Zehn Gerechte waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht.
oder: Aegyptens Plagen waren zehn;
Gott laß euch derer keine seh'n!

Um elf Uhr sprach der Herr das Wort:
Geht auch in meinen Weinberg fort!
oder: Elf Jünger waren Jesu treu;
Ein jedes von uns auch so sei!

Zwölf Tor hat die güldne Stadt;
Selig, wer den Eingang hat.
oder: Zwölf Apostel an der Zahl
Saßen einst beim Abendmahl.
oder: Zwölf Stunden hat der Tag;
Wer weiß, wenn man sterben mag.
oder: Zwölf Monat hat ein jedes Jahr.
Denk', welches bringt wohl dir die Bahr?

Für besondere Zeiten hat unser Wächter auch seine besonderen Wünsche. Den Sonntagmorgen kündigt er mit folgenden Strophen an:

Feiert euern Sonntag wieder
Mit Gebet und schönen Liedern;
Feiert Sonntag in dem Herrn
Mit dem hellen Morgenstern!
Droben wird's erst Sonntag werden,
Wenn wir scheiden von der Erden,
Droben in der güldnen Stadt,
Wo Gott seine Wohnung hat.

Am Weihnachtsfest begrüßt er seine Schutzbefohlenen mit den Worten:

Auf Seele schwinge dich empor,
Sei froh und guter Dinge!
Und mit der Engel hellem Chor
Ermuntre dich und singe:
Ehre sei Gott in der Höh
Und Fried auch auf Erden,
Ein Wohlgefallen noch viel mehr
Soll's nun den Menschen werden!

Beim Anbruch eines neuen Jahres endlich wird der Gesang des Nachtwächters, um ihn recht eindrucksvoll zu gestalten, durch die Stimmen seiner Angehörigen verstärkt. Die ganze Familie zieht zwischen 12 und 1 Uhr von Haus zu Haus und stimmt ein geistliches Lied an. Dann will es die Sitte, daß die Sänger mit Brot und Mehl oder sonstigen Gaben beschenkt werden.



A Schäferhauzech z' Weila.

A Schäferhauzech ischt en Weila älleweil a grauß Fescht gwea. Dr Bräutigam ond d'Braut laufet an deam Sonntech, wo se von dr Kanzel g'schmissa wora send, omananander ond ladet d'Leut zur Hauzech. Bei älle Verwandte, beim Vetter ond bei dr Basa, saget se 's gleich Sprüchle: „Ehr sand älle freindlichst zo onsrer Hauzech g'lada. Se ischt am Ochsa. Am zwölfa goht mr en d'Kirch. 's dät as reacht freua, wenn ehr kämet".

Am Donstech morga goht dr Bräutigam en dr Braut ihr Haus ond holt se a. No ganget se ufs Rothaus. D'Brautjongfere, d'Trauzeuga ond dia zwoi Hauzechväter laufet henta drei. Bis 'sBrautpaar vom Rothaus kommt, hockt d' ganz Verwandtschaft am Ochsa ond läßt se's schmecka beim Glühwei ond Hefakranz. No goht 'sGlückwenscha a. „J wensch dr Glück zo dei'm Ehratag!" ischt 's airscht Woort, dees d'Gäscht zo de Brautleut saget. Bis dia dia Glückwensch älle aghairt hant, läutet's en d'Kirch. Dr Pfarr hält a Predecht über an Text, dean d'Braut solber g'wählt hot. Goht's Brautpaar vor da Altar, no hockt a Brautjongfer glei uf dr Braut Platz. 's ischt wega de baise Goischter.

Uf am Kirchhof waartet a Haufa Leut mit de Hauzechsträuß, die glei vrtoilt werdet. D' Kender krieget an Hauzechwedel. Dees ischt a Tannazweig, an deam süße Sacha hanget. Drweil goht dr Zug am Wiertshaus zu.

Am Hauzechtisch hocket 'sBrautpaar, d'Brautführer mit ihre Brautjongfere ond d'Vätter von de Brautleut ond osset Brootes ond andera guata Sacha. D'Müetere send et drbei. Dia send em Brotstüble ond deant am a weißa Schuutz Hauzechloib vrschneida. Dees vrtoilet se an dia Kender, wo onta standet ond schau druf waartet. Ens Pfarrhaus schickt mr a Flasch Wei. Au an d'Arme ond d'Kranke am Ort denket se ond schicket a Supp ond Floisch. Ai d'Mannsname ond d'Frauname hoimganget, gebet an dia Müetere s'Hauzechbrot uf da Weag.

So om olfa rom goht's Vrgnüaga airst reacht laus. Mr loßt an Bocher mit drei Würfel rom gau. 'swird a Hammel rausg'loset, dean dr Hauzechvater g'stiftet hot. 'sischt dr schäeſt Hammel von seiner Herd. Uf oimol schreit älles: „Neizeha! dr Vetter Michel hot a". No führt mr da Hammel mit seine scheane seidene Bändala am Hals rei ond älle danzet om en rom wia vorzeita d'Juda om 's golde Kalb.

Ai se hoiganget, sengt mr dr Braut 'sKränzle ra. Aelle standet om se rom ond stemmet a Liad a us am G'sangbuch. Wenn mr ehr 'sKränzle ra dau hot, no bend ehr a Brautjongfer glei a Tüachle ra. 'sischt wega de baise Goischter.

No goht älles hoi, ond d'Schäferhauzech ischt aus.



Warum die Owener Maikäfer heißen.

Seit alten Zeiten wehrten sich die Bauern gegen die Schädlinge der Bäume und des Kornfeldes. Namentlich den Maikäfern rückte man scharf auf den Leib. In manchen Städten wurde das Sammeln dieser Schädlinge mit Geld belohnt. Als einmal vor langer Zeit ein besonders starkes Maikäferjahr ins Land zog, setzte man auch in Nürtingen eine Belohnung für das Sammeln von Maikäfern fest. Davon hörten die Leute in Owen. Sofort entschlossen sie sich, auf ihren Fluren Maikäfer zu sammeln und sie nach Nürtingen zu führen. Am frühen Morgen machte sich jung und alt auf die Beine und ging in die taufrischen Wälder. Die schlaftrunkenen Käfer wurden von den Bäumen geschüttelt, in Säcke gefüllt und auf den Marktplatz geführt. Hier standen große Leiterwagen bereit, auf die man die krabbelnde und zappelnde Ware lud. Dann zogen die Owener mit ihrer lebendigen Beute nach Nürtingen.

Rasselnd fuhren die Wagen am Nürtinger Rathaus vor. Allein der Stadtschreiber, bei dem sich die Wagenlenker meldeten, machte große Augen, als er von dem Zweck ihrer Reise erfuhr. Sie hätten genug an den Maikäfern auf ihren eigenen Feldern, meinte er,

und könnten nicht auch noch das Vertilgen der Schädlinge auf fremder Markung belohnen. Unterdessen hatte sich um die Maikäferwagen eine neugierige Schar versammelt, die ihren Hohn und Spott über die Owener ergoß. Die Nürtinger sollten jedoch bald erfahren, daß die Owener nicht zu den Dummen gehörten. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, dachten diese und ließen sich durch das Gespött der Nürtinger nicht verdrießen. Unter Hohngelächter mußten sie zwar mit ihren vollen Säcken und mit leeren Händen abziehen; aber ihr Herz verlangte nach Rache. Sie ballten die Fäuste und murmelten: Euch werden wir's heimzahlen!



Von Owen. W. Schmid.

Vor dem Stadttor machten sie halt und beratschlagten, was jetzt zu tun sei, um die Ehre der Stadt Owen zu retten. Daß sie die Maikäfer nicht mehr nach Haus führen konnten, war ihnen allen klar. Was lag da näher als der Gedanke, den Gefangenen im Angesicht der Stadt Nürtingen ihre Freiheit zu geben? Sie zerrten also die Säcke von den Wagen, rissen sie auf und ließen die geflügelte Schar frei. Diese freute sich der wiedererlangten Freiheit und fraß die Bäume und Weinstöcke der Nürtinger kahl. Nun hatten die Owener die Lacher auf ihrer Seite.

Mit nicht geringem Grimm gewahrten die Nürtinger den ihnen zugefügten Schaden, und in ihrem Zorn darüber nannten sie die Owener „Maikäfer". Seit diesem Tag führen die Einwohner von Owen im Volksmund den Spottnamen „Maikäfer"; sie können sich indessen, wie wir gesehen haben, diese Bezeichnung gerne gefallen lassen, da sie ihnen keineswegs zur Unehre gereicht.



Die Kirchheimer Straßennamen.

Willst du einem Fremden von der Geschichte Kirchheims erzählen, so ist es am besten, du machst mit ihm einen Gang durch

die Stadt. Denkmäler, alte Häuser und ganz besonders die Straßennamen versetzen dich in alte Zeiten zurück und erinnern dich an große Männer, welche die Stadt hat kommen und gehen sehen. Wandre mit ihm vom Bahnhof durch die Karlsstraße, die unter der Regierung des Königs Karl von Württemberg zur Kirchheimer Königstraße wurde, und verweile ein wenig an der Kirche. Unter den Toten, die man auf dem freien Platz um das Gotteshaus her vor alters ins Grab bettete, ist der Kommandant und Obervogt Widerholt der größte gewesen. Lies die Inschriften seines Grabdenkmals, und du wirst verstehen, warum man sein Andenken durch ein Grabmal und durch den Widerholtsplatz für alle Zeiten ehrt! Dann folge mir unter dem kühlen Schatten der Kastanien und Linden bis zum alten Graben, so will ich dir des Kommandanten Wohnung zeigen. Heute ist das geräumige Haus, an das sich ein alter Laufgang anschließt, ein Heim für ältere Frauen. Es heißt Frauenstift und die Straße, die daran vorüberzieht, Stiftsstraße. Einst war der Graben davor mit Wasser gefüllt, heute durchströmt ihn süßer Lindenduft, und Ruhebänke laden uns zum Verweilen ein. Wir müssen jedoch für diesmal danken. Unser Weg geht auf dem hohen Wall weiter bis zur Bastei am Ende der alten Stadtmauer. Schau dir diesen Turmrumpf an, und du bekommst eine Ahnung davon, wie die Stadt ausgesehen haben mag, als sie noch ringsum befestigt war! Nicht nur in der Turmstraße oberhalb des Oberamts, an jedem Ende der zwei Hauptstraßen und ebenso beim Schloß erhoben sich trotzige Türme, von denen eherne Schlünde drohend herunterschauten. An kriegerische Zeiten erinnert dich auch die Armbruststraße, auf der einst die Armbrustschützen zu ihrem Schützenhaus (in der Nähe des heutigen Vorstadtbahnhofs) zogen. Wenn sie reden könnte, würde sie dir von tapferen Streitern und kühnen Heldenstücklein erzählen. Die Armbruststraße durchquert die Stiegelstraße. Beide gehören zur Dettinger Vorstadt. Wie die Stadt mit einer Mauer, so war die Vorstadt mit einem Etter (Zaun) umgeben. Wo sich der Etter über die Straße hinzog, war neben dem Tor eine Lücke so tief in den Zaun geschnitten, daß die Fußgänger leicht darüber hinwegsteigen konnten. Diese Stelle nannte man Stieg oder Stiegel. Die Stiegelstraße zeigt dir also heute noch den Platz der alten Umzäunung. Wir kehren nun wieder um und folgen dem Alleenkranz, der rings um die Stadt gewunden ist. Beim Wachthaus am oberen Tor machen wir halt. Von hier aus mußt du das Straßenbild mit dem schmucken Rathaus im Hintergrund betrachten. Alle Häuser mit den vorkragenden Stockwerken wenden ihre Giebel der Straße zu. Ist das nicht ein reizendes Bild? Dort unten beim Rathaus kreuzen sich die beiden Hauptstraßen. Wanderst du nun die Marktstraße abwärts, so begleitet dich ein munterer Geselle. Es ist das klare Bächlein, das einst den Graben

füllte und heute, weil es nicht mehr viel zu tun hat, mit dir gern plaudern möchte. Aber wenn du die Straßen kennen lernen willst, darfst du ihm jetzt kein Gehör schenken. Wie könntest du sonst beobachten, daß die Seitenstraßen wie Rippenpaare von der Marktstraße abzweigen? Wende deine Augen ab von ihm und blick nach rechts, hinein in die eng gebaute, giebelige Wellingstraße!



Die Wellingstraße. W. Wiehtüchter.

Ihr Name ruft den Kirchheimer Obervogt, Welling von Fehingen, in die Erinnerung zurück, der einst für die armen Schulkinder der Stadt eine reiche Stiftung machte. Dann kehre dich um und wirf noch einen Blick in die Brandgasse! Da entstand die schreckliche Feuersbrunst, die einst ganz Kirchheim in Schutt und Asche

legte. Der Marktplatz, der nun folgt, ist heute größer als vor dem Brand, weil sich darauf das mit Erkern u. Türmen gezierte Rathaus erhob. Marktplatz, Marktbrunnen und Rathaus, dieses Dreigestirn altdeutscher Städte leuchtete also auch in Kirchheim.

Seit alten Zeiten bringen die Bauern und die Handwerker jeden Montag ihre Erzeugnisse auf den Kirchheimer Markt zum Verkauf. Die Flachsstraße, die Walkstraße und die Gerberstraße, die Lohmühlgasse, die Schuhgasse, die Schmied- und die Hammerschmiedgasse bezeugen dir, daß die Verkäufer ihre Waren selbst gefertigt haben. Verfolge den Stadtplan, und du wirst noch manche Straße finden, die auf die Landwirtschaft oder auf die alten Zünfte hinweisen, deren Mitglieder meist besondere Stadtviertel bewohnten. Manche Straßen machen dich auf größere Gebäude in der Stadt aufmerksam. Einige verraten dir auch, daß die Kirchheimer seit alten Zeiten große Blumenfreunde waren. Viele Straßen dagegen sind mit ihren Namen nichts anderes als Wegweiser zu den benachbarten Ortschaften. Recht rätselhaft klingt der Name Heidenschaft, mit dem übrigens auch ein Dorfteil in Jesingen benannt wird. Er erinnert uns an die Zeit, da es immer noch Leute gab, die den Missionaren keinen Glauben schenkten.



Nachdem wir so die lärmenden Straßen durchwandert haben, mußt du mir auch noch an einen stillen Ort folgen. Begleite mich zu der Stätte, wo die ruhen, die dir die schöne Stadt als Erbe hinterlassen haben. Hinter dem Friedhoftor öffnet sich ein Wandelgang mit vier Meter hohen Wänden aus Lebensbäumen. Du schlägst die Augen nieder. Hier tritt dir der Ernst des Todes entgegen. Kreuz reiht sich an Kreuz, Grabhügel an Grabhügel, über-

schattet von Trauerweiden und düsteren Tannen. In der Mitte erhebt sich eine mächtige Pyramide. Dort sind die Helden begraben, die an ihren Wunden im deutsch-französischen Krieg im hiesigen Spital gestorben sind. Im neuen Friedhof sind Opfer des schrecklichen Weltkriegs ebenfalls nebeneinander in die Erde gebettet worden. Mit dem Gelöbnis, sie in ehrendem Andenken zu behalten, verlassen wir den Ruheplatz der Toten.

Unsre Wanderung ist zu Ende. Es war nicht möglich, alle Straßen zu durchwandern und alle größeren Plätze aufzusuchen. Das wäre für dich zu ermüdend gewesen. Wenn du aber gefunden hast, wie die Namen der Straßen und Plätze unsrer Stadt ein kleines Geschichtsbuch sind, das langsam gelesen uns zum Nachdenken veranlaßt, so genügt das für heute. Ein andermal sollst du noch mehr über Kirchheims Vergangenheit hören.



Die Ortsnamen des Bezirks Kirchheim.

Als im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung unsre Vorfahren der römischen Herrschaft in unsrem Lande ein Ende machten, nahmen sie zuerst die schon vorher zum Anbau des Getreides benützten fruchtbaren Striche in Besitz. Die Familienverbände oder Sippen, die im Krieg zusammengehalten hatten, blieben auch nachher beieinander, als das Land verteilt wurde. So ließ sich im Tal zwischen der Teck und dem Breitenstein ein Mann namens Bisso mit seinem Geschlechte nieder; seine Leute hießen die Bissinge. Wer also diese aufsuchte, ging zu den „Bissingen"*). Im Lautertal siedelten sich die Leute des Adino, Tato und Lando auf den Markungen der Dörfer Oetlingen (früher Adiningen)**), Dettingen und Lenningen (früher Landingen) an. Nordöstlich vom unteren Lautertal ließ sich die Sippe des Nozo, nahe dabei die des Wello nieder, im oberen Lindachtal die des Nidilo und im unteren die des Uoso; Uosingen ist die alte Namensform von Jesingen. Der kleine Weiler Häringen ist seiner Lage nach wohl eben die spätere Niederlassung eines Mannes namens Häring und nicht zu den Urdörfern zu zählen. Dagegen gehören zweifellos hiezu noch die beiden jetzigen Städte Kirchheim und Weilheim. Auf der Markung der Oberamtsstadt hat man an drei Stellen vorchristliche Alemannengräber gefunden; also muß hier schon in heidnischer Zeit ein Dorf gewesen sein, das natürlich einen andern Namen gehabt haben muß. Dieser ging aber verloren, als nach dem Eindringen des Christentums hier an einer verkehrsreichen Stelle, wo sich

*) Da die Ortsnamen am häufigsten in Verbindung mit den Verhältniswörtern in, von und zu gebraucht wurden, so nahmen sie gewöhnlich die Form des Wemfalls an, vergl. Owen, Brucken, Weilderstadt.

**) Ist wie Adino auf der ersten Silbe zu betonen.

mehrere Straßen kreuzten, eine Kirche, wohl die erste der ganzen Gegend, erbaut wurde und die Leute, die von überallher „zur Kirchen" kamen, den alten Ortsnamen nicht mehr benützten; aus Kirchen wurde dann Kirchheim. Auf der Weilheimer Markung befand sich ein römischer Gutshof, lateinisch villa, oder auch mehrere, die von den Einwanderern zwar zerstört wurden, aber in ihren Resten noch Jahrhunderte lang sichtbar waren; hienach wurde dann die Siedlung Weilheim geheißen. Dasselbe lateinische Wort steckt auch in Weiler, dessen Entstehung jedoch mehrere Jahrhunderte später anzusetzen ist, als man damit eben eine kleinere Gruppensiedlung zu bezeichnen pflegte. Vom Lateinischen rührt auch der Namen Zell her, der auf ein altes Klösterlein hinweist, das vermutlich in frühchristlicher Zeit dort stand. Ob in Nabern der Heilige Naborius steckt oder der Personenname Naberi, wie in Nebringen, ist nicht sicher zu entscheiden. Andere in den auf die Einwanderung folgenden Jahrhunderten entstandene Dörfer tragen häufig den Namen der Flur, auf der sie einst gegründet wurden, so Owen, Eckwälden und Roßwälden, wo es heute noch einen Roßrain gibt; Wälde ist die alte Mehrzahl von Wald. Holzmaden bedeutet ursprünglich mit Holz durchsetzte Mahden oder Mahden am Holz oder Wald, Ochsenwang das Feldstück, auf dem man die Ochsen zur Weide trieb, Ohmden die Flur, die zweimal im Jahre gemäht werden konnte. Sulpach ist eigentlich der Bach mit einer sul, einer Kotlache. In Schlattstall rührt der zweite Bestandteil nicht von Stall, sondern von Tal her, der erste bedeutet wohl Schilf oder Sumpf. In Schopfloch hat das Grundwort die Bedeutung von Wald, wie in Degerloch oder Hohenlohe. Pfundhardt, das früher Pfullenhart hieß, ist der Wald eines Pfullo, Herzogenau wurde früher Herzogenhau geschrieben, ist also soviel wie Herzogswald. Bei Brucken befand sich wohl schon in alter Zeit eine Brücke über die Lauter. Pliensbach weist auf einen Personennamen Pliono hin, den wir auch in Plieningen haben. Hepsisau, das ursprünglich Habechinsowe geschrieben wurde, ist die Au eines Mannes namens Habechin. Gutenberg hat seinen Namen von dem „guten Berg", auf dem im späteren Mittelalter sich eine Burg erhob, unter deren Schutz dann das gleichnamige frühere Städtchen angelegt wurde. Der Aichelberg gab zuerst der daraufstehenden Burg den Namen, hernach dem Dorf, das sich allmählich am Fuß des Berges bildete. Auf dorf endigen Hochdorf und Lindorf; in letzterem steckt der Name des Baumes, wie auch in Limburg und im Flußnamen Lindach.

Wir sehen also, daß unsre Ortschaften nicht alle auf einmal entstanden sind; da aber über ihre Gründung jegliche Nachrichten fehlen, können wir wenigstens mit Hilfe der Ortsnamen uns einigermaßen ein Bild von der allmählichen Besiedlung des Bezirks machen.

W. Wille.

Eine Kreuzfahrt.

Nächst des Sees verschwieg'ner Welle
Steht ein Kreuz im Ried
Und bezeichnet fromm die Stelle,
Wo ein Mensch verschied.

Mitten oft im Tagesscheine
Und wenn alles stumm,
Treibt ein Falter sich alleine
Schwärmend dort herum.

Martin Greif.

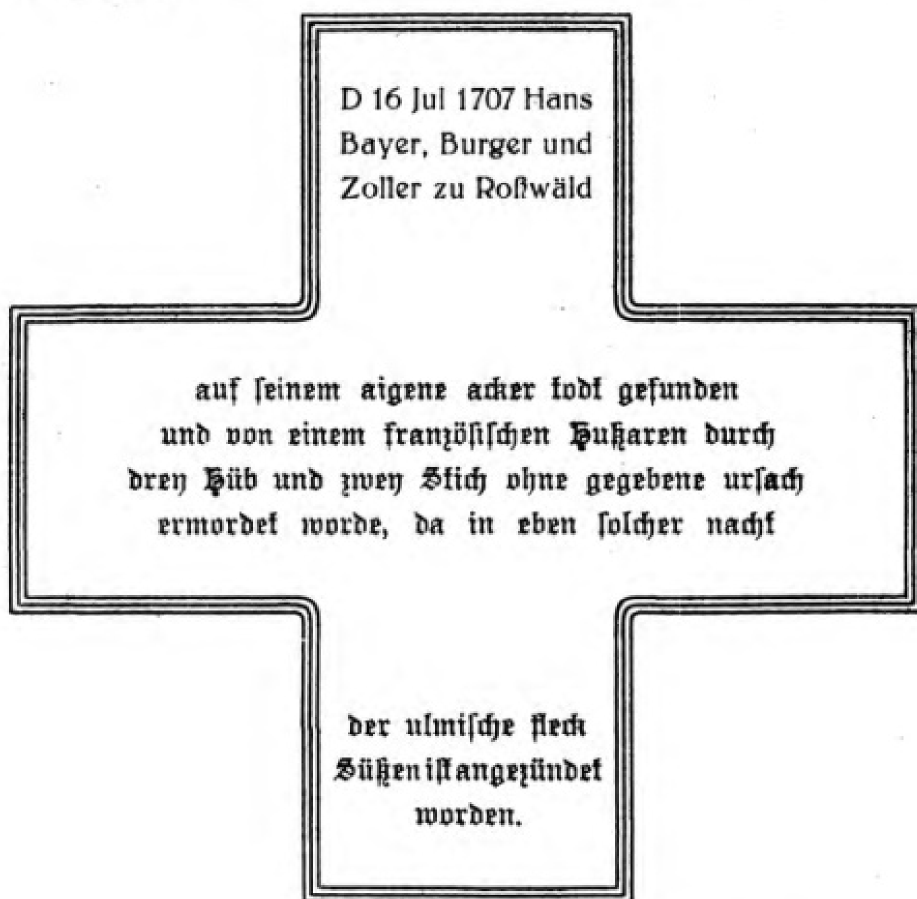


Aus den Blättern des Schwäbischen Albvereins.

Wenn ich euch jetzt bitte, mit mir eine Kreuzfahrt ins gelobte Land zu machen, dürft ihr mich nicht so verwundert anschauen und denken, der Mann wohnt gewiß in Wolkenkuckucksheim, sonst wüßte er, daß die Zeit der Kreuzfahrten zu Ende ist. Versteht mich recht! Wir wollen keine große Reisen machen, denn das gelobte Land, das ich meine, liegt rings um die Teck her. Wir wollen auch kein neues Kreuz auf uns nehmen, denn wir haben genug an dem, das uns der gräßliche Weltkrieg auferlegt hat. Meine Absicht ist, euch an die Stätten unsrer Heimat zu führen, wo Klagelieder ertönen über den jähen oder gewaltsamen Tod irgend eines guten Menschen, dem dann die Liebe oder die Reue draußen in Feld und Flur ein steinern Kreuz als Gedenkzeichen errichtet hat. Auf dem kleinen Gebiet, das wir von Norden nach

Süden durchwandern wollen, wird uns ein volles Dutzend Kreuze bald auf einsamer Höhe bald im schönen Wiesengrund begegnen.

Beginnen wir unsre Kreuzfahrt in Roßwälden, dem nördlichst gelegenen Pfarrdorf unsres Oberamtes. Am Nordende dieses Dorfes steht ein Kreuz als steinerne Urkunde über die Raubgier und Mordlust der Franzosen bei ihren Kriegszügen durch die deutschen Lande. Was uns sonst die Bücher im Rat- und im Pfarrhaus klagend melden, ist hier in Stein gemeißelt durch folgende Inschrift:


D 16 Jul 1707 Hans
Bayer, Burger und
Zoller zu Roßwäld

auf seinem aigene acker todt gefunden
und von einem französischen Hußaren durch
drey Hüb und zwey Stich ohne gegebene ursach
ermordet worde, da in eben solcher nacht

der ulmische fleck
Süßen ist angezündet
worden.

Auf halbem Weg zwischen Roßwälden und Wellingen an der Stelle, wo nach der Sage ein Hirsch aus dem nahen Walde herangesprungen kam und über einen beladenen Heuwagen hinwegsetzte, finden wir ein zweites Steinkreuz. Den Anlaß zur Errichtung desselben gab aber nicht, wie manche meinen, der Hirschsprung, sondern der jähe Tod eines Roßwälder Bürgers, der im April 1688 auf dem Marsch nach Kirchheim „von einem Starkhen Schlagfluß dergestalt gerührt worden, daß er allsobald Seinen Geist aufgegeben und Tod nacher Hauß getragen und follgends der Gebühr nach christlich beerdigt worden". So berichtet das Kirchenbuch von Roßwälden; der Stein selbst trägt keine Inschrift.

Das dritte Kreuz steht am Südende der Oberamtsstadt, unmittelbar an der Verzweigung der beiden Eisenbahnlinien, die zum Lenninger und zum Neidlinger Tal führen. Auch wer in seiner Gestalt nicht gotische Formen erkennt, kann aus der Kolonie von Flechten und Moosen, die sich hier angesiedelt haben, schließen, daß der Stein viel älter ist als die schon erwähnten Steinkreuze. Das Kreuz umgibt ein Geheimnis. Ohne Zweifel bezeichnet es eine Mordstelle, und das in den Stein gemeißelte Zimmermannsbeil weist auf die Mordwaffe hin, die bei der Untat benützt wurde.

Ganz ähnliche, nur etwas schlankere Formen zeigt das Steinkreuz auf dem Käppele bei Dettingen. Da die Inschrift nicht mehr zu entziffern ist, so fragen wir mit dem Dichter:

Du einsam Kreuz am Wegesrand
Was magst du wohl bedeuten?
Fiel jemand hier von Mörderhand
Vor längst vergang'nen Zeiten?
Hat Reue oder Sühne dich
Errichtet fern hier oben?
Du stimmst so ernst, so feierlich
Geheimnisvoll umwoben.

Diesmal gibt die Volkssage auf unsre Frage eine Antwort: Ein Bauer von Dettingen soll hier um einiger Kreuzer willen von einem vorüberziehenden Kesselflicker erschlagen worden sein.

Wir setzen unsre Kreuzfahrt fort und kommen vom Käppele durch schöne Buchen- und Tannenwälder nach Owen. Hier finden wir ein Steinkreuz mit der Jahreszahl 1722, das in die Friedhofmauer eingelassen ist. Ein zweites, halb zerfallenes steht am Feldweg, der vom Marktplatz nach Dettingen zieht. Gehen wir weiter talaufwärts über Oberlenningen hinaus, so begegnen wir links von der Hauptstraße an der Abzweigung des Weges nach Schlattstall einem kleinen Steinkreuz im Wiesengrund. Es ist als solches auf den ersten Blick nicht zu erkennen, da ihm ein Arm fehlt. Das Volk weiß darüber nichts zu berichten, wohl deshalb, weil es in dem Stein die Form des Kreuzes nicht mehr erkennt und darum achtlos an ihm vorübergeht. Aehnlich verhält es sich mit dem weiteren Kreuz bei Gutenberg u. den beiden Steinkreuzen auf der Höhe bei Schopfloch. Das dem Dorf am nächsten liegende Kreuz ist so sehr verwittert und steckt so tief im Erdboden, daß die Kreuzform kaum noch sichtbar ist. Etwas deutlicher tritt die Form des Kreuzes bei dem Steinkreuz auf dem Torfmoor zutage, obwohl es ebenfalls sehr stark verwittert ist. Die Schopflocher erzählen von ihm, daß hier zwei Schäfer miteinander in Streit geraten seien. Der eine davon hätte alle Einwendungen des Gegners durch kräftige Schläge so gründlich widerlegt, daß dieser auf der Stelle tot niedergesunken sei.

Um noch das jüngste Steinkreuz aufzusuchen, steigen wir von der Alb hinab nach Bissingen und Nabern. Es befindet sich auf den Wiesen bei den drei Seen und wurde — das sagt uns der Stein selbst — am 6. März 1812 errichtet. Hier hat ein Naberner Bauer in betrunkenem Zustande seine Frau mit der Mistgabel erstochen.

So haben wir also im Kirchheimer Amt elf Steinkreuze gefunden. Ein zwölftes, das sich an der Straße zwischen Bissingen und Dettingen erhob, ist in den letzten Jahren entfernt worden.



Wandgemälde in der Kirche zu Oberlenningen.

Wir haben hier ein frühgotisches Wandgemälde, das wohl im Jahr 1326 gemalt wurde. Spätere Geschlechter, die solche Bilder nicht mehr verstanden, weil ihre Maler anders malten, haben es übertüncht, und erst in den letzten Jahren wurde der Kalk wieder abgeklopft und das Bild aufgedeckt. Leider ging das nicht ohne starke Beschädigung. Immerhin sehen wir noch recht schön, mit welch innerlicher Einfühlung der alte Meister sein Werk geschaffen hat.

Er wollte nicht malen wie die Menschen und Christus und die Bäume und der Garten damals ausgesehen haben; sondern er wollte etwas gestalten, vor dem jeder andächtige Beschauer das fühlt, was in der Seele der Maria Magdalena damals vorgegangen ist: Sie hat seinen Leichnam gesucht, hat ihn gefragt, weil sie ihn für den Gärtner hielt, er hat sich als der Auferstandene zu erkennen gegeben, und da knieet sie jetzt vor ihm: Den Schmerz des Suchens, die Frage und das sehnliche Verlangen auf dem Antlitz erhebt sie zagend die Arme, ihn zu umfassen. Aber sie kann nicht. Nicht weil er sagt: „Rühre mich nicht an!", sondern weil sie fühlt, daß er es nicht will. In seiner ganzen Haltung kommt das fein zum Ausdruck, wie er vor ihr steht in einer großen Flammenlinie bewegt, als sei er nicht von dieser Welt, als wolle er eben hinwegschweben. Die Bäume sagen uns zwar, daß es ein Garten ist, aber in erster Linie sind sie dazu da und eben in dieser Form, um den Ausdruck der Gestalten zu verstärken und unser Auge auf ihre Bewegung hinzuführen. Wie schön klingt z. B. im mittleren die Flammenlinie des Auferstandenen nach! Der untere Ast des rechtsstehenden leitet vom aufstrebenden Stamm auf die Beugebewegung der Maria über, während seine oberen Teile in die Aeste des mittleren übergehen, um das Auge wieder auf den Hauptteil des Bildes zu lenken. Die Aeste rechts sind weggelassen, weil sie aus dem Bild hinausführen würden. Alles ist ein Singen und Sprechen von Linien, die aufeinander hören, oder einander in Gegenbewegung antworten. Und in dem Ganzen schwingt die Seele der Maria Magdalena, so wie der Künstler sie gefühlt hat.

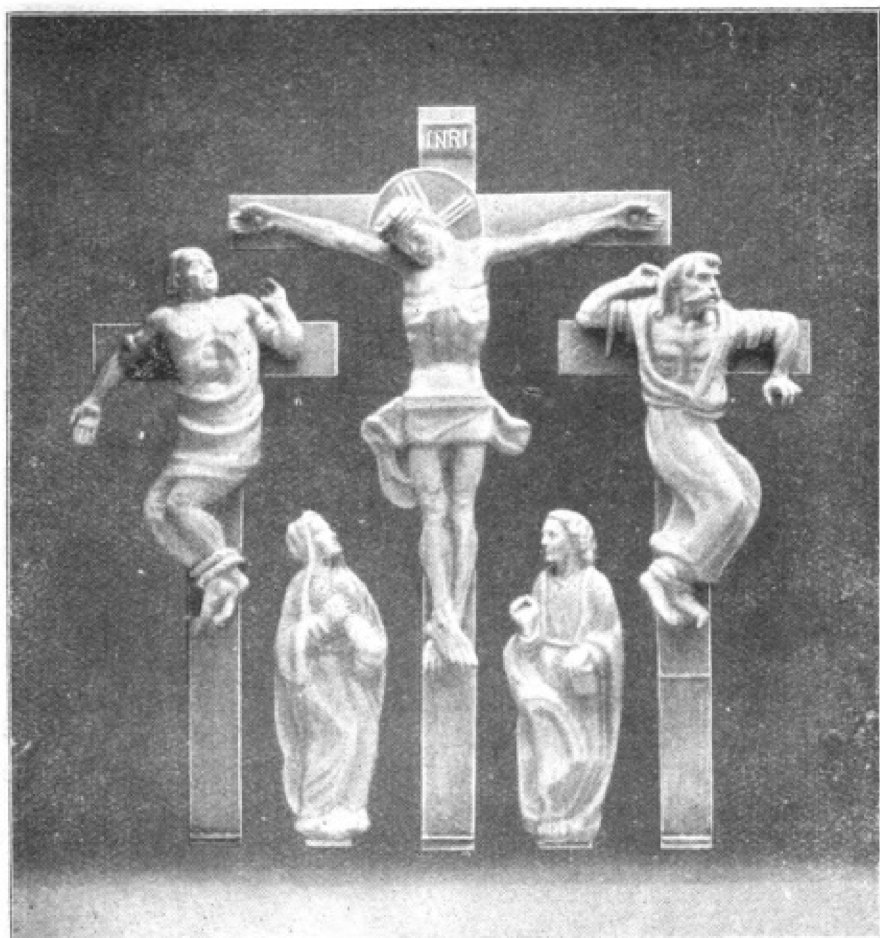


Ein Kunstwerk von Christian Scheufele.

Zu den unersetzlichen Opfern, die der Weltkrieg vom Oberamt Kirchheim gefordert hat, gehören eine Reihe schaffender Künstler, die uns prächtige Bilder aus dem Natur- und Menschenleben hinterlassen haben. Wir nennen nur die Namen Schenk aus Kirchheim, Ehrhardt aus Unterlenningen, Ostermayer u. Scheufele

aus Weilheim. Von letzterem geben wir ein Kunstwerk im Bilde wieder und fügen einige erläuternde Worte an.

Inmitten der Schächer der gekreuzigte Christus: wagrecht und senkrecht stoßen die Balken des Kreuzes aufeinander, wagrecht



Meisterwerk von Christian Scheufele, geb. zu Weilheim a. d. Teck am 18. März 1884 gestorben an schwerer Verwundung in Kamelischki (Rußland) am 23. September 1915.

und senkrecht auch Arme und Körper des Gekreuzigten. Härter können Linien nicht mehr zusammengefügt werden als wagrecht und senkrecht. Die Härte, die unser Auge beim Anblick dieser Linien empfindet, teilt sich unsrer Seele mit und läßt uns die Härte des Schicksals ahnen, das diesen Körper betroffen hat. Nur das Haupt neigt sich von der Senkrechten ab, sanft zur Seite: zufrieden duldend fügt er sich ohne zu zucken in sein Leiden. Wie anders seine Mitgekreuzigten! Sie winden und bäumen sich in ihren wohlverdienten Schmerzen. Wie stark ist das in dem Zickzack ihrer gekrampften Glieder und Körperteile zum Ausdruck gebracht! Der eine wendet sich wütend ab von Christus, der andere schaut Erlösung hoffend zu ihm auf. Maria und

Johannes, die zu den Füßen des Gekreuzigten stehen, sind nur eingefügt, um unsre Augen zu leiten von dem Schächer rechts über die bewegten Hände des Johannes, die gekreuzten Füße Jesu, den Armen der Maria, dem Schächer links, die Hände Jesu und das obere Kreuzende zurück zu der großen ruhigen Hauptfigur. Deshalb sind auch die Gewänder der unteren Figuren in so einfachen Linien gehalten und so steil gestellt, daß ihre bewegten Hände zusammen mit den andern bewegten Teilen der Gruppe einen Kreis bilden, in dem sich das große Kreuz des stillen Dulders umso stärker abhebt.

Auch wenn wir die Geschichte nicht kennen würden, so müßten wir in den Linien und Formen dieses Kunstwerkes erleben: Hier ist ein Gott unter Menschen. W. Schmid.



Mörike im Kirchheimer Oberamt.

Unser Bezirk hat längere Zeit einen unserer größten schwäbischen Dichter beherbergt, den an Tiefe der Empfindung und Anmut und Schlichtheit der Sprache kein andrer übertrifft, Eduard Mörike. Er kam im Dezember 1829 als Vikar nach Owen zum Stadtpfarrer Brodbeck. Dieser empfing ihn mit väterlichem Wohlwollen, so daß Mörike sich bald wohl fühlte. Auch das schloßähnliche Pfarrhaus mit seinen massiven Mauern gefiel ihm und vor allem die alte Kirche mit dem schönen Bild von der Kreuzabnahme. War er nicht von seinen dienstlichen Obliegenheiten in Anspruch genommen, so arbeitete er an seinem großen Roman, dem „Maler Nolten“. Oft saß er bis tief in die Nacht hinein beim Schein einer Kerze, die in einem eisernen Leuchter steckte, und das Werk machte gute Fortschritte. Eine Erholung war ihm der Fischfang in der Lauter. Um jedoch seine angegriffene Gesundheit wieder herzustellen, schied er im Mai 1831 von Owen.

Es sollte aber nicht sein einziger Aufenthalt im Kirchheimer Oberamt sein. Im Januar 1832 erhielt unser Mörike die Pfarrverweserei in Ochsenwang. Mit dieser Stelle war ein Gehalt von 400 Gulden verbunden, und hier hoffte er bis zu seiner Ernennung zum Pfarrer bleiben zu können. Anfangs war er begeistert von seinem neuen Wohnsitz. Er nannte den Ort ein wildes Paradies, das ihm die Muse nicht besser hätte schenken können. An allem hatte er seine Freude, an seinem hellen Stübchen ebenso wie an dem reinlichen und rührend kleinen Kirchlein, das ihm wie von Kinderhänden aufgestutzt vorkam; der gegen Wind und Wetter mit Holz überzogene Kirchturm erinnerte ihn lebhaft an ein Tübinger Gartenhäuschen, in dem er mit seinen Freunden manche

schöne Stunde verlebt hatte. Ein besonders stärkendes Gefühl gab ihm das Bewußtsein, so hoch auf den Bergen zu wohnen; er schrieb, er könnte sich beinahe einbilden, er sitze auf dem Hospitium vom Sankt Bernhard in einer warm geheizten Zelle. Der Gegensatz zwischen dem lieblichen Tal in der Tiefe und den majestätischen Bergen und Felsen hatte ihn schon beim Herauffahren mächtig gepackt.

Die Menschen kamen ihm treuherzig und voll Vertrauen entgegen, so daß er sie rasch lieb gewann. Die Ochsenwanger können heute noch auf das Zeugnis stolz sein, das ihnen ihr damaliger Pfarrverweser ausstellte; er schrieb nämlich in einem Brief an seine Braut, er habe in der Kinderlehre sein wahres Vergnügen gehabt, er sei doch gewiß schon bei mancher Gemeinde herumgekommen, aber so prompte und frische Antworten habe er noch nirgends gehört. Auch später erklärte er, er habe bei dieser Gemeinde, die sich im ganzen durch ein treuherziges und unverdorbenes Wesen auszeichnete, seine Pflicht als Seelsorger mit besonderer Liebe geübt und manchen Beweis der Zuneigung und des Vertrauens erfahren.

Die Zeit, die von seinen Berufspflichten nicht ausgefüllt war, mußte er anfangs hauptsächlich dem „Maler Nolten" widmen; das Werk war zwar inzwischen fertiggestellt, aber das Durchsehen der Druckbogen kostete viel Arbeit. Später benützte er seine Einsamkeit zum Lesen; auch einige Gedichte stammen aus der Vikarzeit.

Allmählich zeigte es sich, daß die rauhe Ochsenwanger Luft der schwachen Gesundheit des Dichters doch nicht zuträglich war und seine rheumatischen Schmerzen, an denen er schon früher gelitten hatte, wieder hervorlockte. Deshalb strebte er fort von dem kleinen Albdorf.

Sein Wunsch wurde erfüllt; im Herbst 1833 wurde er Stadtpfarrverweser in Weilheim, bald darauf ging er in derselben Stellung in das ihm wohlbekannte Owen und dann mußte er noch eine Zeitlang das verwaiste Pfarramt in Oetlingen versehen, bis er im Mai 1834 zum Pfarrer von Cleversulzbach ernannt wurde. Damit war seine Tätigkeit im Kirchheimer Bezirk zu Ende, an die er sich in späteren Jahren gerne erinnerte, vor allem an den fast zweijährigen Aufenthalt in Ochsenwang.

W. Siegel.



Aus einem Mörike-Brief.

Ochsenwang, den 8. April 1832.

Es ist Sonntag; ich komme soeben von der Kirche. Außen ist's kalt und schneidend windig, doch scheint die Sonne einem recht ins Herz, und der Frühling drückt einem zwischen dem

stürmischen Unfug gleichsam verstohlen die Hand, als wollt er sagen: Wir kennen uns doch!

Liebste Luise, nun erst wär es der Mühe wert (und wird stündlich mehr), daß Du hier bei uns oben wärest. Ich habe schon ganze Nachmittage im Freien zugebracht u. ganz unerhörte Schönheiten der Gegend entdeckt. Ein Plätzchen besonders ist mir schon ganz ans Herz gewachsen und lieber als Breitenstein und alles. Es heißt „Der spitzige Fels", und wenn der Breitenstein nördlich, so liegt der letztere südwestlich. Er kränzt wie jener dieselbe Albtraufe; die Aussicht allerdings um was beschränkter, aber ein reicher Vordergrund mit Bäumen, phantastisch aufgetürmten Steinmassen (was dort ganz fehlt) macht mir die Aussicht hundertmal genießbarer. Zwischen einem der Felsen sitzt man ohne alle Gefahr, wenn man nur erst drauf ist, wie in einem Lehnstuhl, mit Moose gepolstert, und hängt die Füße gleichsam über die herrliche Galerie hinaus, daß einen die Lüfte des Himmels mit seligem Schauder berühren. Da sieht man im Tal die Aecker und Felder, schon sauber gepflügt, in niedlicher Kleinheit, braun und grün abwechselnd, liegen und drüberher zerstreut die Feldarbeiter wie Ameisen emsig zappeln und die Häuslein des Dorfs nur leicht hingewürfelt: Das alles aber in den linden goldnen Duft und in ein lispelndes Meer von Frühlingsstimmen getaucht. „War deine Luise auch schon da?" fragte mich die liebe Mutter, als ich sie vor etlichen Tagen hieher führte, in der ersten Verwunderung. „Nein", sagte ich, „aber sei's um ein paar Wochen, so sieht sie's noch einmal so schön".



Aus dem Bergmärchen von Hermann Kurz.

Hermann Kurz hat einst in Weilheim seine Vorstudien zu dem Roman „Schillers Heimatjahre" gemacht, auch in Kirchheim eine Zeit lang gewohnt (vom 30. Juli 1862 bis Martini 1863) und dabei das Teckland nicht bloß kennen gelernt, sondern auch lieb gewonnen. Folgende Probe seines dichterischen Schaffens, die wir seinen „Bergmärchen" entnehmen, möge das zeigen:

Als Reußensteiner Schäfer bin ich dort herum überall hingekommen, nur nicht auf den Reußenstein selbst, wiewohl der Meierhof gleich hinter ihm liegt, kaum einen Gedanken entfernt. Ich hab auf dem ganzen Berg dort, wo er das Tal schließt, durch Heide und Wald herumgeweidet, bis auf die andere Seite, wo der Heimenstein mit seinen herrlichen Futterkräutern liegt. Oft und viel bin ich in seiner Höhle gewesen, die sich gegen das Tal öffnet, so daß man wie zu einem großen Fenster hinausschaut

und gegenüber den Reußenstein aus Wald und Felsen aufsteigen sieht, gerade wie zwei Häuser auf den beiden Seiten einer breiten Straße einander gegenüber liegen, nur daß statt der Blumenscherben ganze Bäume im Fenster stehen. Bin vorgekommen bis auf den Breitenstein, von dessen Zacken man vorwärts in die weite lachende Landschaft und links über die Berge sieht; die Teck streckt sich weit hinaus; hinter ihr halb versteckt lauert der Rauber; vom Neuffen ist nur die Spitze sichtbar, die wie eine große steinerne Blume aus der Hochfläche herauszuwachsen scheint; und weiter drüben sieht der Kopf der Achalm über den Gebirgsstock herüber. Bin auch im kleinen Tal gewesen, das hinter unsrem Hofe liegt, am Drackenstein, der mit seinen „Duftsteinfelsen" ein eigenes niedliches Gebirge im Tal bildet. Kurz, überall bin ich herumgekommen, nur, wie gesagt, die paar Schritte nach dem Reußensteiner Felsen selbst hat sich's nie tun wollen, sei's, weil der Mensch dahin, wo er am nächsten hat, am wenigsten kommt, sei's, weil das alte Gemäuer nicht den einladendsten Zugang hat.

Nachdem ich aber die Schippe niedergelegt und die Herde übergeben hatte, um meinen eigenen Pferch anderswo aufzuschlagen, wollte ich doch nicht so unbekannterweise von dem Schloß abziehen, das den Riesen Heim sein schweres Geld gekostet haben soll. Ich hatte noch einen aufrechten Valettrunk mit dem Meier getan; als der aber, um seinen Dusel versaufen zu lassen, sich auf die Bank legte — was er mühselig von mir gelernt hatte, denn niemand versteht bequemer auf der Bank zu liegen, als ein Schäfer — so griff ich zu meinem Gehstab und schlug den Weg zur Linken statt zur Rechten ein. Durch Wald und widerwärtiges Gesträuch kommt man zu dem Felsen, der hinten mit dem festen Land zusammenhängt, sonst aber nach allen Seiten abgeschnitten u. jäh ins Tal abfällt. Zwischen Schutt, Gestein und Mauerwerk, das alles wie zusammengebacken ist, öffnet sich ein enges Loch, durch das man auf Händen und Füßen kriechen muß — froh darf man sein, wenn man nicht stecken bleibt — und dann steht man auf einmal im Schloßhof. Alles verwittert und verfallen, ohne Dach und Fach, da Sonne und Mond hineinscheinen können. Man sieht noch Fenster und Türen in den Mauern, an einer inneren Wand auch ein Kamin, aber alles ist nach allen Seiten offen, daß der Wind nach Herzenslust durchstreichen kann. Nur ein großer Turm steht noch in seiner ganzen Höhe da, aber oben ist er auch zerbröckelt. An der vorderen Seite des Felsens sieht man durch Lücken in den mächtigen Wallmauern die senkrechte Tiefe hinab, aus welcher Bäume heraufstreben, die mitten im Gestein gewachsen sind. Gegenüber an der anderen Talwand gähnt die dunkle Oeffnung im Felsen des Heimensteins. Unten aber, im Talschluß, ziehen viele silberne Fäden durcheinander: das sind die Quellen und Bächlein, die in zahllosem Geriesel zur Lindach zusammenfließen.

Ich war doch oft in der Heimenhöhle drüben ganz allein gewesen und hatte an nichts dabei gedacht, weiß also nicht, warum mir jetzt in den Reußensteinern Mauern so kurios wurde. Vielleicht kam es ein wenig daher, daß ich gewissermaßen eingesperrt war, denn das Schlupfloch war nur auf der Schneckenpost zu passieren, und dann fand auch ein kleiner Unterschied statt zwischen dem Herein und dem Hinaus. Im Hereinkriechen hatte ich die lebendige Welt hinter mir, und die, dacht ich, wird dich nicht in Fuß beißen; was aber beim Hinausrutschen hinter einem drein kommen kann, wenn's auch nur eine Blindschleiche wäre, das weiß man nicht, und die Augen kann man nicht hinten haben, denn wenn man mit den Füßen voraus will, so bleibt man stecken. Ich kann nicht gerade sagen, daß ich Angst gehabt hätte, aber die Stille in dem öden grauen Gemäuer machte mich ganz verwirrt. Was aber noch viel stärker auf mir lag, das war eine wunderliche Mattigkeit, die mich gefangen nahm, und statt mich zum Tempel hinaus zu machen, mußte ich mich hinlegen, als ob ich ganz da zu Hause wäre. Ein weicher Moosfleck gab sich unter einer niedrigen Steinlinde, die mit anderen Bäumen im Gebröckel und Malm aufgekommen war, als ob sie gleichfalls von je ihr Heimwesen da gehabt hätten.

Eine Zeit lang lag ich so in einer Art von Traum, ich weiß nicht wie lang, da hörte ich schwere Tritte, die in den untersten Gewölben des Felsennestes widerhallten, und — du magst mir nun glauben oder nicht — hinter dem Turm kam eine Gestalt hervorgestampft, die wie ein junger Turm neben dem alten stand. Nur war sein Aussehen nichts weniger als jung; das Angesicht hatte Furchen, ähnlich den tiefen Einschnitten, die sich durch Felsstücke hinziehen, Haar und Bart waren wie altes verblichenes Moos, ungekämmt und wie mit Steingeröll durchsät, Gewand und Glieder trugen die verwitterte graue Farbe des Gesteins. Wer mochte es sein als der alte Riese, der Bauherr des alten Nestes? Wie ich ihn so ansah, konnte ich's begreifen, warum die Türe so hoch oben im Turm ist, und war mir auch nicht mehr unglaublich, daß er den Schlossergesellen mit einer Hand frei zum Fenster hinausgehalten haben soll, um den fehlenden Nagel vollends einschlagen zu lassen.

Er schien nicht wohl aufgelegt, denn er brummte und bruttelte allerlei in seinen Bart, stellte endlich den Fuß auf ein Mauerstück, das ich nicht mit der Hand hätte erlangen können, wie auf einen Schemel, und bemühte sich den Schuh auszusuchen. Da aber seine Finger zu dick waren um hineinzukommen, so stellte er den Fuß wieder auf den Boden und zog den Schuh aus, indem er ihn gegen den anderen stemmte. Bis daher hatte er getan, als ob er mich gar nicht sähe, und ich hatte mich auch nicht gerührt;

jetzt aber schob er mir den Schuh hin und sagte mit einer Art, wie wenn wir alte gute Bekannte wären: Da, sieh einmal in dem Schuh nach, was mich so drückt!

Ich hielt es nun für gut, den Höflichen zu spielen, griff in den Schuh, der wie ein kleiner Badzuber aussah, aber ziemliche Löcher hatte, und brachte einen Stein hervor, aus dem man eine schöne Kegelkugel hätte drehen können. Dann stand ich auf und überreichte ihm den Fund manierlich, wiewohl ein wenig zaghaft, denn wenn er mir ihn ins Gesicht geschmissen hätte, so hätt' ich wohl in diesem Leben wenig Kopfweh mehr gehabt. Er warf aber den Stein weg und sagte bloß, derweil er wieder in den Schuh schloff: Hätt' nicht geglaubt, daß so ein Kieselbatzen so beschwerlich sein könnte.

Da er mich bei diesen Worten ansah, als ob er mich auffordern wollte, ich solle auch was sagen, so nahm ich mir die Freiheit und bemerkte: Ja, wenn unser einer so ein Sandkörnlein im Stiefel hätte, damit würd' er nicht weit springen.

Er lachte, und das klang, wie wenn ein Wagen über ein hohles Pflaster führt. Das will ich meinen, sagte er. Und doch, seid ihr uns nicht mehr zu fürchten habt, haltet ihr euch für die Herren der Welt.

Darauf fragte er mich aus, wie es auf Erden stehe, und ich gab ihm Bescheid, so gut ich konnte. Er schüttelte den Kopf und sagte: Wenn ich so von hundert zu hundert Jahren nachsehe, so ist's eben immer wieder das nämliche Lied, und will nimmer besser werden. In unseren Tagen ist wohl auch nicht alles gewesen wie es sein sollte, aber ihr Wichtlein und Würmer seid doch das ungerechteste und hochmütigste unter allen Geschlechtern, die nacheinander unter der Sonne dahingewandelt sind. Das beste war das älteste, das Geschlecht der ersten Riesen, mit dem ich noch gelebt habe als ein kleiner Knirps; denn ich gehöre schon zum zweiten Riesengeschlecht, bin aber der älteste von diesen, daher ich auch meinen Namen trage, weil ich vor allen meinen Brüdern hier daheim gewesen bin. Du mußt aber nicht meinen, ich sei damals kleiner gewesen als jetzt, nein, ich war nur ein Knirps gegen die Urriesen, die zuerst das Land inne hatten. Damals waren sie noch viel größer als jetzt. — Nun? unterbrach er sich, da ich ihn bei diesen Worten verwundert ansah, hast du sie noch nie gesehen, oder sind sie dir nicht groß genug?

Wer denn? fragte ich.

Krabbelst ja zwischen ihnen herum, erwiderte er, und siehst sie nicht? Meinst du denn, die seien immer so still und ruhig gewesen, wie jetzt, wo ihr sie für Berge haltet? Nein, die haben auch ihren Tag gehabt, und Händ und Füß, so gut wie ich und du, und Leben und Lebenslust, und wenn sie zusammenkommen

wollten, so haben sie nicht so viel Schritte gebraucht wie ihr Erdenkäfer. So groß sie aber waren, so waren sie doch wie Kinder, ohne Arg und Falsch, und die Zeit, die ich unter ihnen gelebt habe, ist meine beste gewesen. Aber alles hat sein Ende, und ein trauriges Ende hat selbiger alte Riesenstamm genommen, wie du ja noch heut an ihnen sehen kannst.



Die Wetterwarte in Schopfloch.

Wer sich mit Wetterzeichen und Wetterregeln vertraut machen will, muß zum Bauern in die Lehre gehen. Niemand ist mehr



Kirche zu Schopfloch (nach einer Zeichnung im Forstlagerbuch von 1863).

vom Wetter abhängig als er. Darum kennt er sich in diesem Stück sehr gut aus und spricht davon auch am meisten. In vielen Reimen und Redensarten hat er seine Wissenschaft von den Alten überkommen und durch eigene Beobachtung vermehrt. Ueber Wetterregeln und Wetterzeichen, die im Volksmund gang und gäbe sind, könnte man ein ganzes Buch schreiben. Wer wüßte es nicht,

daß der aufsteigende Rauch, der frische Ostwind, das schöne Abendrot gutes Wetter ankündigen? Wenn aber der Nebel steigt, wenn die Sonne Wasser zieht, wenn der Klee seine Blättchen schließt, wenn die Berge in violettem Kleid erscheinen, wenn der Großvater das Gliederreißen verspürt, dann ist dem Wetter nicht zu trauen.

Zuverlässig sind diese Zeichen alle nicht. Mehr Vertrauen als den landläufigen Wetterpropheten dürfen wir dem amtlichen Wetterbericht schenken. Er ist das Ergebnis genauer Beobachtungen und Berechnungen, die man auf Wetterstationen im ganzen Lande anstellt. Die für uns nächstgelegene Wetterwarte ist Schopfloch. Dort ist der Lehrer des Dorfes zugleich Wetterwart. Dreimal im Tag, morgens 7 Uhr 23 Minuten, mittags 2 Uhr 23 Minuten und abends 9 Uhr 23 Minuten, muß er seines Amtes walten und jedesmal die Tageswärme feststellen.

Auf der Nordseite des Schulhauses ist ein Wetterhäuschen angebaut. Darin befindet sich neben dem überall gebräuchlichen Thermometer ein zweites, das sogenannte Sixtthermometer. Es ist eine mit Quecksilber versehene, uförmig gebogene Röhre. Ueber dem Quecksilber sitzt ein Eisenstäbchen, das in die Höhe geschoben wird, sobald das Quecksilber steigt. Fällt aber das Quecksilber, so folgt ihm das Stäbchen nicht nach, sondern verharrt in seiner Stellung so lange, bis es bei einer Steigerung der Wärme vom Quecksilber noch höher geschoben oder vom Wetterwart, der aus der Stellung des Stäbchens die höchste Tageswärme abliest, durch einen Magneten auf den Quecksilberstand herabgezogen wird.

Ist über Nacht Schnee gefallen oder ein Regen niedergegangen, so macht der Wetterwart seinen ersten Gang zum nahe gelegenen Kirchhof. Hier ist in einer Ecke das Schneepegel, an dem er die Höhe der Schneedecke abliest.

Daneben steht auf einem Pfosten der Regenmesser, eine Blechdose mit trichterförmigem Deckel. Durch den Trichter fließt das Regenwasser in ein zweites Gefäß, das sich innerhalb der Blechdose befindet. Steht darin das Regenwasser einen Millimeter hoch, so weiß der Wetterwart, daß beim letzten Regen ein Quadratmeter Erde mit einem Liter Wasser getränkt worden ist.

Aber noch manche andere Beobachtung wird in dem Bericht an die Hauptstation niedergeschrieben. Bei der Feststellung des Wetterberichts spielen Windrichtung und Windstärke eine nicht geringe Rolle. Sie zu beobachten ist eine weitere Aufgabe des Wetterwarts. Die Windrichtung zeigt ihm die Wetterfahne auf dem Nachbarhaus an.

Windstille tritt auf der Schopflocher Höhe niemals ein. Bewegen sich die Aeste der Tannen vor dem Schulhaus nur mäßig, so gibt er dem Wind das Zeugnis „ziemlich gut". Werden die

Ziegel von den Dächern gerissen, die Läden hin- und hergerüttelt, so schreibt der Wetterwart das Zeugnis „sehr gut" in sein Wetterbuch ein. Kündigt der Sturmwind Gewitter an und zieht wirklich eines am Himmel herauf, dann werden über dessen Dauer, Entladung, Richtung und Niederschläge genaue Aufschriebe gemacht.

Auch anderen Naturerscheinungen schenkt der Wetterwart seine Aufmerksamkeit. Er stellt fest, wann die Zugvögel abreisen und wieder zurückkehren, wann das Getreide anfängt zu blühen, wann es reift, wann der erste Schnee fällt u. a. Am Ende des Monats schickt er seine Aufschriebe an die Hauptwetterstelle nach Stuttgart, die aus den Monatsberichten der kleineren Wetterstationen, zu denen auch Schopfloch gehört, u. den telegraphisch eingelaufenen Tagesberichten der Hauptstationen ihre Erfahrungen sammelt, Berechnungen anstellt, Schlüsse zieht, um dann auf Grund dieser Arbeit den Wetterbericht für das ganze Land fertig zu stellen.



Eine Luftspiegelung.

Am 26. Juli 1914 wurde in Kirchheim und anderwärts eine Himmelserscheinung seltener Art, ein Naturschauspiel beobachtet, das an die Fata morgana in der Wüste erinnerte und von vielen als Vorbote böser Zeiten gedeutet wurde. Die Luft war äußerst klar und durchsichtig. Gegen sieben Uhr zeigten sich über dem Breitenstein das Dorf Ochsenwang und der Randecker Hof, außerdem noch einige andere Gehöfte, die für gewöhnlich nicht gesehen werden. Da die beiden genannten Orte 50 und 70 Meter tiefer liegen als der nördliche Rand des Breitenstein, so ist ihr Sichtbarwerden nur möglich unter der Voraussetzung der Strahlenbrechung. Eine solche scheint tatsächlich stattgefunden zu haben infolge der verschiedenartig gelagerten Luftschichten. Die tiefer liegenden Landschaften schienen über den Gesichtskreis heraufgerückt zu sein, und man konnte die von der Abendsonne beleuchteten Bilder klar und scharf unterscheiden. (Nach dem St. A.)



Eine einsame Buche.

Die Buche ist der Baum unsrer Alb, ihr Schmuck und ihr Reichtum. In Kameradschaft mit ihren Schwestern, auch mit Eiche, Esche und Ahorn wächst sie stolz heran und wird zum schlanken Baum mit kleiner, dichter Krone. Anders, wenn sie einsam ihr Leben fristet.

Vom Einsiedlerleben der Bäume kann die „doschet" Buche, die am Fußweg von Bissingen nach Ochsenwang steht, ein Liedlein singen. Einst lag ich in ihrem Schatten und lauschte ihren Tönen.

Schon in frühester Jugend, summte sie, mußte ich manch böse Tage sehen. Schafe kamen und labten sich an meinen saftigen



Die „doschet" Buche bei Bissingen an der Teck.

Blättern. Sie fraßen auch ganze Zweige ab, ohne darauf zu achten, ob es ein Seitentrieb oder ein Gipfeltrieb war. Das tat weh, und ich suchte mich dagegen zu schützen. An den vernarbten Stellen trieb ich Zweige aus so derb und so knorrig, daß den Tieren die Lust zum Nagen verging.

Als ich größer war, kehrten müde Wanderer unter meinem Dache ein. Zum Dank dafür schnitten sie ihre Namen in meine Rinde. Daß die Priester der alten Germanen und später der Schwarzkünstler Gutenberg ins Holz meiner Ahnen Lautzeichen schnitten, war mir bekannt. Daß wir Buchen aber auch noch als Fremdenbuch dienen müssen, das ging mir doch etwas zu weit. Doch auch diese Wunden vernarbten; allein mein Kleid war für alle Zeiten verdorben.

Schließlich hatte ich noch mit Wind und Wetter zu kämpfen. Auf freier Heide ist man allen Unbilden der Witterung preisgegeben. Der Sturm zersauste und zerschlug meine Krone, daß mir oft Hören und Sehen verging. Aber Einsame wissen sich zu helfen. Ich trieb so viele Aeste, Zweige und Zweiglein der Wetterseite entgegen, daß sich daran die Wucht des Sturmes brach wie an einem Panzer.

Ja, ja, murmelte die alte Buche und schüttelte traurig ihr graues Haupt, so geht es dem Einsamen, dem, der nicht mit der Menge geht. Einspänner ziehen schwerer am Karren und haben mehr Peitschenhiebe roher Fuhrleute zu verschmerzen als ein Doppelgespann; aber ihre Kräfte wachsen, je mehr ihnen aufgeladen wird.

Doch ich wäre undankbar, fuhr die Buche fort, wollte ich nicht auch der schönen Tage gedenken, die mir bisher vergönnt waren. Wenn im Sommer das Eichhörnchen seine lustigen Sprünge macht, wenn der Specht an meiner Rinde hämmert und die Vöglein auf meinen Aesten singen, dann rauschen meine Aeste, den Baß dazu summend, vor Wohllust, und alles Schwere meines Erdenlebens ist vergessen.



Schwarzforchen am Friedhofeingang zu Lindorf.

An einen sanft geneigten Hügel gelehnt, fernab vom Lärm der breiten Landstraße liegt der Friedhof des Dorfes. Ein Bild ernster Schönheit tritt uns an dessen Eingang vor die Augen. Zwei mächtige Schwarzforchen ragen hier majestätisch zum Himmel empor. Als gestrenge Wächter des stillen Ortes ziehen sie die Stirne in düstere Falten und recken kraftstrotzend ihre Aeste wie drohende Arme nach allen Seiten aus. Bescheiden und anspruchslos tauchen hinter ihnen die weißen Kreuze der Gräber auf. Die zwei Baumriesen an der Friedhofpforte halten Totenwache. — Hier findest du Ruh!

Doch horch! Der Wind streicht durch das dunkle Geäst. Zarte Akkorde, die wie ein Hauch verklingen, dringen zu unsern Ohren. Geheimnisvoll raunt es in den Zweigen. Ein deutlich vernehmbares, dumpfes Schluchzen übertönt die leise klagende Melodie. Die Töne werden stärker und stärker — herzergreifender. Die beiden Schwestern reichen sich die Hände, um vereint dem herben Schmerz Ausdruck zu geben, der auch sie ergreift, wenn sie der Menschenkinder Leid und Gram miterleben müssen. Gefaßt schauen sie auf zu dem Ewigen, der alle Tränen stillet und den, der doppelt elend ist, doppelt mit Erquickung füllet. Dann verhallen

nach und nach die Trauerklänge, und man vernimmt schließlich nur noch einen in der Ferne verklingenden Ton. — Das ist der beiden Baumriesen Totenklage, ausklingend in den Worten: Hier findest du Ruh!

Von Lindorf. A. Langbein-Mährlen



Von der Landwirtschaft unserer Heimat.

Die Bauern kennen die alte Spruchweisheit: Am Boden muß man sich heben; aber der Jugend sagte dies Wort schon lange

nichts mehr. Wenn die alten von den furchtbaren Hungerjahren 1806 und 1807 oder von den schlechten Zeiten der vierziger und fünfziger Jahre erzählten, dann sagten die Jungen wohl gleichgültig und hochmütig: Solche Hungerjahre können nicht mehr kommen. Wir haben Dampfschiffe und Eisenbahnen, und die führen uns Brot und Fleisch von Amerika, Australien und allen Enden der Welt herbei.

Da kam der Krieg, der uns für das erhoffte Brot die Blockade und den Hunger brachte, und aus war es mit dem hochmütigen Reden von dem fremden Brot und Fleisch. Nun mußte das deutsche Volk von der Frucht des deutschen Vaterlandes leben, und nun mußten wir in unsrer engen Heimat sehen, was uns der heimatliche Boden lieferte. Und da erkannten wir erst staunend und dankbar, daß wir ein gutes Land und eine reich gesegnete Heimat haben. Das wird der Aelbler ohne weiteres für den Lehmboden der Flecken in der Albvorebene, mit Einschränkung auch für die kiesigen Böden der Talsohle gelten lassen; von seinem heimatlichen Boden aber wird er scherzend sagen: Ja, wir sind steinreich und doch oft recht arm, und er hat nicht so ganz unrecht. Seht doch den bloßgelegten Boden der Alb in den vielen Steigen oder in den Steinbrüchen bei Ochsenwang und Schopfloch: Felsen und Steine und Steine und Felsen und über der dünnen Bodenschicht eine kurze Grasnarbe, die oft schon an Pfingsten „brennt", wenn die sengende Sonne und die wehenden Winde Gras und Kraut austrocknen. Die Aecker auf der Winterseite, die guten Böden in den Mulden, Teichen und Gründen halten ja die Hitze länger aus, aber die Hänge auf der Sonnenseite, die Rätschenäckerlein mit den Gewandnamen „auf" u. „hinter" lechzen ebenso nach Regen wie jene Kiesböden im Tale, die im Mai und Brachet mindestens alle zwei Tage ein lindes Regelein haben sollten. Regen fallen zum Glück häufig im Gebiet der Kirchheimer und Uracher Alb; viel häufiger und ausgiebiger als im Albvorland. Bei einer Albwanderung findet man vielleicht, daß ein Morgenregen in Kirchheim kaum den Straßenstaub legt, in Owen die Straße schmutzig, aber von Oberlenningen an, dem Römerstein zu, glatt und schlüpfrig macht. Woher diese Unterschiede in der Regenmenge? Am waldreichen Steilabfall der Alb stoßen sich die vom Westwind getragenen Wolken, kühlen sich ab und lassen den Regen in oberen Tälern und am Albrande reichlich niederfallen. Die Albebene hat aber eine bedeutend geringere Regenmenge als die Hochfläche. Wenn der Hausvater von der Paulinenpflege die Regenhöhe in seinem Regenmesser das ganze Jahr nach Millimetern zusammenzählt, so erhält er z. B. in einem Jahr eine Regenhöhe von 787 Millimeter, der Lehrer von Schopfloch aber eine Regenmenge von 1063 Millimeter. Meist herrschen in unseren Gegenden Westwinde. Der kalte Nordost- und der

austrocknende Ostwind sind bei den Bauern besonders im Frühling gefürchtet, weil sie den Boden zu schnell austrocknen, Wurzeln und Sämlinge oft bloßlegen und zum Welken bringen. Um Owen, Kirchheim und Weilheim reift das Welschkorn, während auf der Alb manchmal die Feuerbohnen nicht reif werden, weil der Frost die Bohnen im Aufkeimen oder beim Blühen trifft. Die spät im Frühjahr und früh im Herbste fallenden Reifen verhindern den Anbau aller feineren Gewächse und fallen manchmal noch im Heuet und in der Kornblüte. Auf der Alb gilt der März gewöhnlich noch als Wintermonat, weiße Ostern sind nicht selten; die Wiesen werden erst Ende April grün, und die Weiden sind noch wochenlang grau und tot. Das hält aber die Schäfer vom Teckgau nicht ab, mit ihren zahlreichen, großen Herden auf die weite Alb zu ziehen. So um Lichtmeß herum geht die Winterschafweide zu Ende; bei der Stallfütterung kommt man auch bei hohen Heubarnen bald auf den Grund. Deshalb sieht der Schäfer besorgt nach dem „Gruibinger Wiesle", ob der Wind die letzte Schneeplatte weggeweht hat, und wenn alle Berge und Schluchten „äber" sind, dann mag der Schäfer mit Mutterschafen, Lämmern und Hämmeln getrost auf die blauen Berge steigen und bis Martini droben bleiben, wenn ihn nicht ein bösartiger Nachwinter noch einmal mit Hund und Herde ins Tal hinabtreibt.

Beim Abzuge der Schäfer auf die Albhöhen ist die Frühjahrssaat im Tale meist schon im Boden, während der Bauer auf der Alb noch prüfend überlegt, ob er auf seinen frühesten Aeckern schon den Haber säen, ob er die Wiesen und Mähder eggen, oder ob er beim Holz bleiben soll.

Mit der Frühjahrssaat beginnt der Kreislauf der bäuerlichen Arbeit, die im Grunde genommen durch die Jahrhunderte hin gleich bleibt, und die doch schön bleibt wie der Kreislauf des Jahres selbst. Zeiten schwerster, aber segensreichster Arbeit sind der Heuet, die Aehret und der Herbst mit seiner Ueberfülle von Geschäften. Arbeit fehlt dem Bauern auch im Winter nicht; und wenn auch Hacke und Pflug ruhen, so werden Axt und Säge in Baumgut und Gemeindewald auf ihre Schärfe erprobt. Im Walde arbeiten unsere Bauern gern, gibt er ihnen doch so eine Art Nachernte im Winter. Aber aus tieferen Gründen fühlt sich der deutsche Bauer zum Walde besonders hingezogen. Hat diese Liebe zum Walde darin ihren Grund, daß die Markungen unsrer Heimatdörfer und Städte durch die harte Arbeit mühsamer Rodungen dem Walde abgewonnen wurden? Viele Ortsnamen erinnern an den großen Wald, dessen Reste wir am Steilabfall und besonders um Gutenberg und Schlattstall herum, bewundern können.

Schlattstall ist das ausgesprochenste Walddorf im Gebirge, nur wenige Wiesen und Aecker im Tale, einige Gemeindeteile und Baumstücke an den steilen Hängen, im übrigen nur Wald und

immer wieder Wald. (81,3% der ganzen Markung.) Wie einzig schön ist die Verbindung von Berg und Fels und Wald in den oberen Tälern der beiden Lautern und der Lindach! Durchschnittlich ist die Bewaldung unsres Heimatgaues stark ein Viertel (26,3 Prozent) der ganzen Bodenfläche, jedoch sehr unterschiedlich bei den einzelnen Orten. Der Staat hat in seinen Wäldern eine wertvolle Einnahmequelle; die Gemeinden decken vielfach ihre laufenden Ausgaben zum größten Teile aus dem Wald, und die Einzelbesitzer suchen zunächst eigenes Holz zu machen. Vom Walde, von unsrem treuen Walde, leben wir zu einem großen Teil. Was liefert uns der Wald nicht alles? Brennholz, Bau- und Nutzholz, Stangen und Stecken, Beeren und Pilze, Moos und Streu, Wildbret und Pelzwerk ja nicht zu vergessen.

Unsre Alb mit ihrem kalkhaltigen Boden ist ein rechtes Buchengebiet. Wunderschön ist der geschlossene Buchenholzwald mit seinen schlanken, silbergrauen Stämmen, mit seiner Blumenüberfülle im Vorfrühling, mit dem Spiel seiner Lichter und Schatten im Sommer; mit seiner Farbenglut im Herbst. Wie schade, daß die mächtigen, formenschönen Weidebuchen und die freistehenden, knorrigen Eichen immer mehr verschwinden! Die stolze Eiche liebt, gemischt mit Buche und Linde, Esche und Ahorn, Birke und Erle, den Lehmboden der Ebene. Für schöne Waldbäume, besonders aber für Eichen, werden zur Zeit Riesensummen bezahlt. Damit droht aber unseren schönen Beständen die Gefahr, daß Raubbau getrieben wird, und daß unsre schönsten Naturdenkmäler vernichtet werden. Die früher unserem Bezirke fast ganz fehlende Tanne gewinnt mehr und mehr an Boden, namentlich auf der Alb und an den Hängen der Teck, wo sie mit der Forche weite Weideflächen erobert.

Für die landwirtschaftliche Nutzung des Bodens bleiben etwa sieben Zehntel (69,2 v. Hundert) der Fläche oder 14 410 Hektar übrig, 7610 Hektar Ackerland, 5412 Hektar Wiesen, 1190 Hektar Weiden, 165 Hektar Weinberge. Das Ackerland der meisten Gemeinden hat seit den Zeiten Karls des Großen die Dreifelderwirtschaft mit den drei Oeschen oder Zelgen: Korn-, Haber-, Brachösch, deren Namen die Fruchtfolge im allgemeinen angeben; einige Gemeinden wie Kirchheim, Owen, Dettingen, Gutenberg haben die freie Fruchtfolge. Das Korn oder der Dinkel weicht bei uns dem ergiebigeren Weizen oder dem Kolbendinkel; im Haberösch der Alb sind viele Gerstenäcker und im Gerstenfeld mancher Gemeinde der Ebene viele Haberäcker eingesprengt. Den im Winde wogenden Roggen sehen wir fast nur an den Hängen und auf den Hochflächen der Alb, während der Aelbler Emer und Einkorn, Abarten des Weizens, kaum kennt. Im Brachösch sieht man nur noch selten einen Brachacker, wohl aber viele Aecker mit Kartoffeln, Kohlrüben und Angersen, Luzerne, Rot- und Weiß-

klee und anderen Nutz- und Futterpflanzen. Weithin leuchten im Mai die hellgelben Ackerflächen des Repses, während die lieblichen lila-, rosen- und scharlach-farbenen Blüten des Mohnes erst etwa vier Wochen später aufblühen. Wertvoll und wunderschön zugleich sind die Esperäcker der Alb auf jenen steilen, steinigen Bückeln, die als Wechselland einige Jahre mit dem ausgezeichneten Esperklee angebaut, dann umgebrochen und wieder mit Haber, Hack- und Brotfrüchten angeblümt werden. Uebersehet nicht, ihr Mädchen, die Flachsäcker mit ihren entzückenden blauen, schnell welkenden Blumen auf schlanken, zähen Stengeln, die den hochgeschätzten Flachs, und die Hanfäcker mit ihren hohen, eigentümlich riechenden Stengeln des Femmelhanfes und der Samenträger, die die dauerhaften Fasern für die groben Gewebe liefern. Hanf und Flachs, früher viel angebaut, vor dem Kriege fast verdrängt von unseren Feldern, gewinnen wie Mohn und Reps wieder an Boden, weil uns Gewebestoffe und Oele fehlen. Das Welschkorn wird seit dem Kriegsausbruch mehr als früher angebaut und liefert in den warmen Talorten schöne Erträge. So viel auch **Kartoffeln** in unsrem Bezirk angebaut werden, so reichen sie doch nicht aus, unsre Bevölkerung zu ernähren. **Gemüse** pflanzt die Hausfrau auf dem Land nur für den eigenen Gebrauch an, nur Kirchheim und seine nähere Umgebung haben Handelsgärtnereien, die aber die Stadt nicht ganz versorgen können.

Unsre **Wiesen** im Tal und unsre Mähder auf der Alb geben viel gutes Futter, und die scheinbar dürftigen Weiden der Alb und des Grasstreifens unter den Wäldern des Steilabfalles nähren im Sommer Tausende von Schafen. Vielfach trennt kaum ein natürlicher Heckenzaun voll prächtiger Blumen und knorriger, stachliger Sträucher jene dürftigen Weidestreifen von dem sanften Gelände üppigsten Reichtums, von den Hügeln, wo einstens die Rebe blühte und wo jetzt das Blütenmeer der Kirschen- und Zwetschgen-, Apfel- und Birnbäume sich ergießt. Der Früchtesegen dieser Obsthügel ist in guten Jahren schier unbegreiflich groß. Der Wert dieser Baumgüter rings um die Dörfer und an den Hügeln ist uns erst seit dem Kriege so recht deutlich geworden. Klingt es nicht wie ein Märchen aus ganz alten Zeiten, wenn der Geldwert der Kirschenernte im Jahre 1900 auf 60 000 Mk., der der ganzen Obsternte auf 1 032 000 Mk. geschätzt wurde? Wie hoch mag z. B. die Obsteinnahme von Neidlingen, Weilheim, Kirchheim, Owen in den Jahren 1915, 1917 und 1919 gewesen sein? Der **Weinbau** tritt gegen früher ganz zurück. Im Gebiete der Teck gibt es kaum noch ein paar Weinberge; aber der sonnige Neidlinger Lichtenstein und die Neidlinger Lagen liefern in heißen Jahren immer noch einen guten Tropfen.

Für schönen Nachwuchs in unsren Obstgärten und Wäldern sorgen die berühmten **Baumschulen** von Weilheim. Bäume,

Blumen und Bienen gehören zusammen. In den sonnigen Gärten haben denn auch viele Imker ihre Bienenstände errichtet, und die fleißigen Völker tragen jenen geschätzten Blütenhonig ein, wie er köstlicher nirgends in unsrem Lande gefunden wird.

Feld und Wald liefern uns manch saftiges Wildbret und manch wertvollen Pelz; aber der Naturfreund sieht mit aufrichtigem Bedauern, daß des Wildes immer weniger wird, und daß die sinnlose und grausame Habgier und Zerstörungswut manche Tiere wie Gabelweihe, Edelfalken vollständig ausgerottet hat, auch landwirtschaftlich nützliche Tiere wie Maulwürfe, Turmfalken und Füchse mit der Ausrottung bedroht.

Früher war die Fischzucht in unsren klaren Bergwassern ergiebig. Auch heute noch fängt man in dem Quellengebiet der Lauter noch viele flinke Forellen, in den Seen bei Kirchheim Karpfen; aber die Abwässer der Fabriken haben der Fischzucht geschadet. Uebrigens wird weder die Lauterforelle, noch der Neckarhecht auf den Tisch des einfachen Mannes gestellt. Der liebt am Sonntag sein Rindfleisch oder seinen Kalbsbraten und das Schweinerne.

Selten wird man in einer Gegend schöneres Vieh sehen als im Kirchheimer Amt. Schon der alte Teckschlag, ein braunrotes Vieh von gedrungenen Formen, war geschätzt; aber dieser von einer herzoglichen Molkerei abstammende Schlag ist ganz in der eingeführten Simmentaler Rasse aufgegangen, deren schwere Formen sich sehr gut für Zug und Zucht eignen. Unser Bezirk hat von jeher viel Schlachtvieh ausgeführt, aber auch viel Jungvieh eingeführt, weil sich der Milchabsatz nach Kirchheim, Stuttgart und in das Industriegebiet besser lohnt als die Nachzucht. Wir haben im Bezirk meist die gemeinsame Verwertung der Milch durch Milchgenossenschaften und Molkereigenossenschaften.

Die Zahl der Pferde ist in den letzten 90 Jahren im Bezirk so ziemlich gleich geblieben. Der Bauer stellte oft für die teuren Pferde im Werte wachsende Ochsen oder Kühe ein, waren doch die unförmlichen Pflüge der Roßbauern verschwunden, und hatten den leichten, handlichen Pflügen der Neuzeit Platz gemacht. Dagegen brauchte das Groß- und das neben der Eisenbahn entstandene Fuhrgewerbe immer mehr schwere Arbeitspferde, meist belgischen und normännischen Schlages. Eigene Pferdezucht besten Schlages hatten wir vor dem Kriege fast nur noch in Krebsstein; auf den Angern rings um unsere Dörfer, wo sich früher Stutenfohlen getummelt hatten, laufen schon längst keine Pferde mehr. Für Pferdezucht sind eben unsere bäuerlichen Verhältnisse durchschnittlich zu klein.

Wichtig ist in unsrem Bezirk seit alten Zeiten die Schafzucht, die eine eigentümliche Entwicklung durchmachte. In den

sechziger u. anfangs der siebziger Jahre führte man die fetten Hämmel meistens nach Frankreich aus, und fast in jedem Dorfe mit bedeutender Schäferei gab es einen Pariser Schäfer, der die Schlachttiere unmittelbar in Paris absetzte. Die nach dem Kriege von 1870 eingeführten Zölle verhinderten die gewinnbringende Ausfuhr nach Frankreich, und im Inland wurden die Hämmel nicht gut bezahlt. Um die Wende des vorigen Jahrhunderts verdrängte die billigere, australische und südamerikanische Wolle die einheimische Wolle vom Markte; ja im Laufe der Zeit kamen sogar gefrorene australische Hämmel in die Markthallen unsrer Großstädte. Da gaben viele Bauern die Schäferei auf, um so lieber, weil sich Landwirt und Schäfer nicht immer gut vertragen, und weil auch die Weiden durch Aufforstungen immer kleiner wurden. So ist der Niedergang der Schäferei, der sich in folgenden Zählungen zeigt, leicht zu verstehen. 1873: 38000, 1883: 31000, 1892: 17000, 1904: 13000. Und heute? Heute ist der Schäfer ein Herr unter seinen Brüdern. Die Schafzucht hat seit dem Kriegsausbruch einen geradezu glänzenden Aufschwung genommen. Nun konnten wir infolge der Blockade das deutsche Heer und das Volk daheim nur mit deutscher Wolle bekleiden, und nun waren auf einmal auch Hammel- und Schaffleisch seltenere, aber um so geschätztere Nahrungsmittel. Je teurer und seltener die Wolle wurde, um so höher stiegen die Schafe im Preise. Jetzt hat der Bauersmann auf dem Lande und oft auch die Bürger der Stadt ein, zwei oder gar ein Trüpplein Schafe. Ein Mutterschaf mit Lämmlein kostet heute mehr als eine rechte Kuh mit Kalb vor 10 Jahren, was aber ein einzelnes Lämmlein kostet und seine feine Wolle wert ist, wenn es „aufgesuckert" werden muß, das wollen wir lieber nicht ausrechnen, sonst kommt uns vielleicht die Wolle im Kaufladen noch billig vor.

Im bäuerlichen Anwesen unsrer Tage finden wir jetzt oft eine Tiergattung, von deren Vertretern früher nur der schwarze Bock im Roßstalle geduldet wurde, die Geißen. Die Ziege, die früher von dummem Stolz viel verlachte „Kuh des armen Mannes", ist auch durch die Kriegsnot zu Ehren gekommen. Die Zahl der Ziegen steigt stetig in unserem Bezirk, ein erfreuliches Zeichen für die Anpassungsfähigkeit unserer Bevölkerung in Stadt und Land.

Nachstehende Zahlen geben ein Bild der Entwicklung:

Im Jahr 1830	239	Stück Ziegen
" " 1873	199	" "
" " 1883	316	" "
" " 1892	533	" "
" " 1904	728	" "

Die Schweinezucht steht immer noch hoch im Bezirk und liefert dem Bauern, wenn er Glück hat, hohe Einnahmen; mit

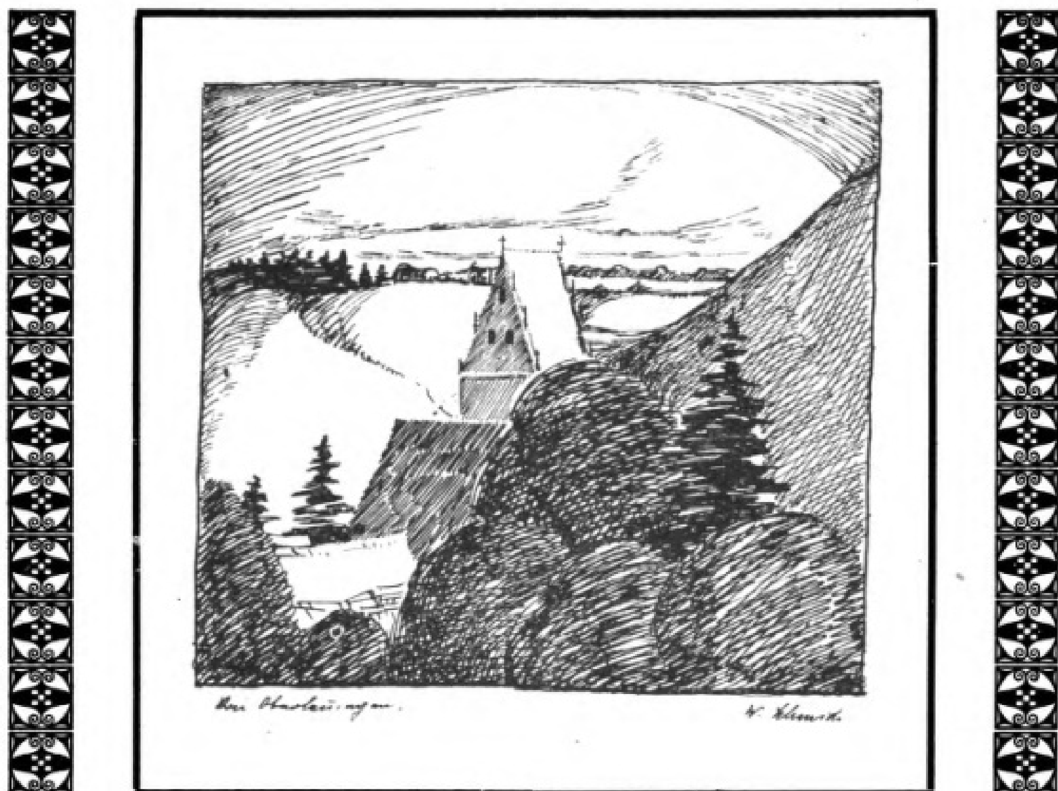
der Schweinemast dagegen steht es schlecht. Früher mästete der kleine Landwirt mit amerikanischem Mais und russischer Futtergerste jährlich ein oder zwei Schweine. Seit dem Kriege fehlen uns ausländische Gerste und ausländisches Mais; die eigene Gerste und das inländische Mais brauchte der Bauer aber zur Streckung seines Mehles, und seine Kartoffeln mußte er in die Stadt abliefern.

Der Auf- und Abstieg der Schweinezucht zeigt sich in folgenden Zahlen:

Im Jahre	1830	. . . .	1055	Stück Schweine
„ „	1873	. . . .	2139	„ „
„ „	1904	. . . .	4922	„ „
„ „	1916	. . . .	1914	„ „

Viel verdankt die Landwirtschaft der zielbewußten staatlichen Förderung, viel der Tüchtigkeit und Arbeitslust der Einzelnen und der segensreichen Tätigkeit der beruflichen und wirtschaftlichen Vereinigungen, der landwirtschaftliichen Orts- und Bezirksvereinen der Genossenschaften und Darlehenskassen. Die Errungenschaften der Neuzeit ziehen ein im Bauernhause: Wasserleitung und Elektrizität, Motore, Mühlen und Maschinen und Einrichtungen aller Art; Mosterei und Brennerei, die vor allem den arzneimäßigen Kirschengeist liefert, Futterschneidmaschinen und Schrotmühlen, Mäh- und Dreschmaschinen nicht zu vergessen. Und so ein stattliches Bauernhaus ist heute mit allem köstlichen Gerät und Geweb und Gewand der Stadt versehen. Immer städtischer werden Sitte und Sprache des Dorfes, und es ist tief bedauerlich, daß mit der Urväter Hausrat oft auch deren biedere Gesinnung verschwindet. Städter und Bauer werden übrigens in unserem Teckgau auch durch die Arbeit durcheinandergeworfen. Viele Söhne und Töchter unsrer kinderreichen Bauernhäuser mußten seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Brot und Unterkommen in der Stadt suchen. Den meisten blieb die Liebe zur Scholle, und sie trachteten auch in der Stadt nach eigenem Grund und Boden. Als Taglöhner, Bauhandwerker, Arbeiter verdienen sie ein schönes Stück Geld, das sie wieder in Aecker und Wiesen anlegten. Und wenn ihnen das nicht aus eigener Kraft gelingt, so helfen ihnen dazu fleißige Söhne und flinke Töchter, die ihren Verdienst nach Hause bringen, zur Vermehrung des nährenden Gütleins. Glücklicher Mann, der nach harter Arbeit am Ende seines Lebens als freier Mann auf seinem Eigentum sitzt und glücklich unsere Heimat, die noch diese gesunde Verbindung von bäuerlicher und städtischer Arbeit zeigt und dadurch die Gegensätze zwischen Stadt und Land ausgleicht. W. Kümmel.





Von Gewerbe und Großgewerbe, Handel und Verkehr unserer Heimat.

Bedeutend ist die *gewerbliche* und *großgewerbliche* (industrielle) *Tätigkeit* in unserem Bezirk. Unsere Bodenschätze sind nicht groß; denn unserer Gegend fehlen Salz und Eisen und auch das Körnlein Gold und die noch wichtigere Kohle. Dafür liefern uns die mannigfaltigen Schichten des Jura Kalksteine genug: schöne Quader in Eckwälden und Neidlingen, Weilheim und Weiler; Bau- und Straßensteine in Oetlingen, Wellingen, Owen, Schlattstall und Zell; Kalktuffe im oberen Lenniger Tal; Steine zum Kalkbrennen, vor allem in Ochsenwang. Das Baugewerbe im weitesten Sinne gewinnt aus dem Erdreich Ton und Lehm, Sand und Steine, Kiesel und Kalk.

Die *Nahrungsmittel* werden in Mühlen, Bäckereien, Metzgereien und Brennereien handwerksmäßig gewonnen oder verarbeitet, und nur einige Kunstmühlen und eine Brauerei haben die neuzeitlich größere Betriebsform angenommen.

Der Wald liefert dem Holzmacher und Holzfuhrmann Lohn und Brot, den Zimmerern und Schreinern, den Wagnern, Küfern und Drehern Nutzhölzer, die zum Teil in den acht Sägmühlen unserer Täler geschnitten und durch die Holzhandlungen verschickt wer-

den. Verschiedene Holzwarenfabriken erzeugen Haus- und Küchengeräte, Schlitten und Schneeschuhe, in den Stielfabriken von Owen und Kirchheim verwandeln sich die prächtigen Buchenscheiter unsrer Alb in Stiele zu allerlei Werkzeugen. Die Schreinerei von Stadt und Land hatte von jeher einen guten Ruf. Die Kräfte von Wasser, Dampf und Elektrizität, von Gas und Benzin werden in Motoren umgeformt, vervielfältigen die Kraft des Handwerkers und machen aus kleinen handwerklichen Betrieben leistungsfähige Geschäfte des Großgewerbes. Die Fabriken von Rohrer u. Gerber, Schildknecht u. Cie., von Behr in Wendlingen (das wirtschaftlich zu einem guten Teile nach Kirchheim gerechnet werden muß), die Pianofortefabrik von Kaim und andere Geschäfte für Klavier- und Harmoniumbau geben Hunderten von Arbeitern Lohn und Brot.

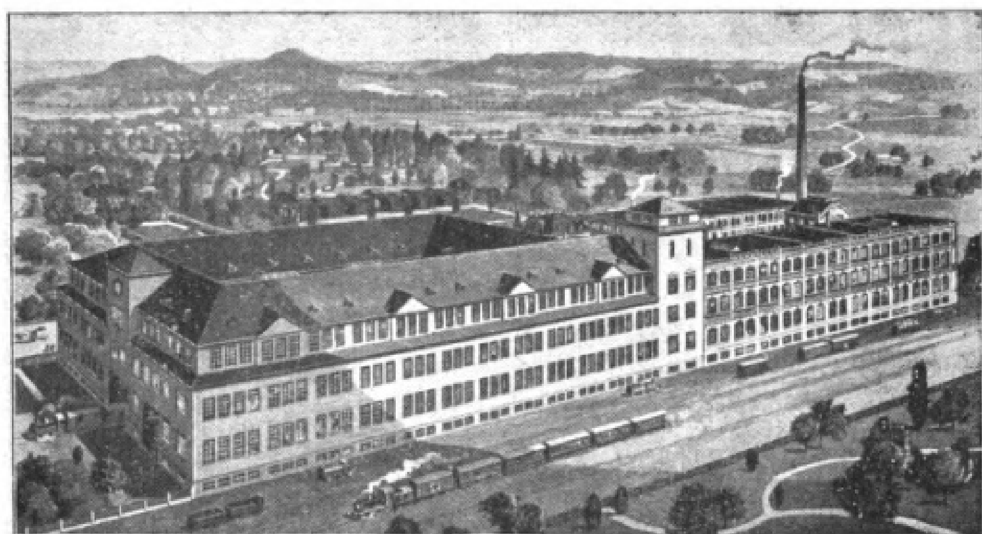
Für das Bekleidungsgewerbe liegen die Verhältnisse in unsrem Bezirk besonders günstig. Stehen nicht in unsren Ställen Tausende von Rindern, deren Häute in den Gerbereien zu Leder verarbeitet werden? Treibt nicht die Wollenherde auf unsrer weiten Alb? Wachsen nicht Flachs und Hanf auf der Höhe und im Tale? Früher konnte jedes Mädchen riffeln und Flachs brechen, schwingen und spinnen. Viele Bauern hatten in der Dunk ihren Webstuhl, wo sie im Winter ihre eigenen Loden und die der Bekannten und Verwandten woben. Im Frühling kam dann dieses Tuch (Leinwand) auf den Rasen der eigenen Wiese, auf die Gemeindebleiche oder auf die Bleiche in Kirchheim, die 1828 5000 Stücke Leinwand, 3000 Stücke Baumwolltuch und 800 Zentner Baumwollgarne verarbeitete. Die Weberei war früher das stärkste Gewerbe im Bezirk, zählte man doch noch 1842 424 Meister und 124 Hilfspersonen. Heute findet man kaum noch einige Webmeister im Bezirk, und die Kunst des Handwebens droht in unsrer Gegend auszusterben.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde allmählich auch die Baumwolle verarbeitet. Die Barchentweberei kam auf und zog in Fabrik- und Heimarbeit immer mehr Kräfte an sich. Wie sich die Mechanische Buntweberei von Kolb u. Schüle und die Fabersche Bunt- und Jacquardweberei aus kleinen Anfängen zu hochangesehenen Betrieben entwickelt haben, ist ein fesselndes Stück unserer heimatlichen Wirtschaftsgeschichte. — Vor dem Kriege hatten Baumwolle und Wolle über die Leinwand gesiegt. Die meisten älteren Wollspinnereien in Dettingen, Kirchheim und Oetlingen waren von den größeren Baumwoll-Spinnereien und Webereien in Unterlenningen, Owen, Kirchheim und Weilheim überholt worden. Rohstoffmangel und kriegswirtschaftliche Maßregeln haben alle Spinnereien und Webereien wie auch die Strumpfwirkereien gleichmäßig hart getroffen.

Unsere Uebersicht darf an den hochwichtigen Betrieben der Metallbearbeitung nicht vorübergehen. Wir sehen Metall-

warenfabriken in Unterlenningen und Kirchheim, Schraubenfabriken hier und in Owen, Eisengießereien, Maschinenfabriken, eine Flanschenfabrik, eine Werkzeugfabrik in Oetlingen, verschiedene Werkstätten von Schlossern und Mechanikern, Schmieden, Kupferschmieden und Flaschnern.

Die Papiererzeugung steht auf einer hohen Stufe. Aus der bescheidenen Papiermühle in Oberlenningen, die schon durch Herzog Karl die Erlaubnis erhielt, die Lumpen im Bezirk zu sammeln und zu verarbeiten, ist die gewaltige Erste Deutsche Kunstdruckpapierfabrik von Karl Scheufelen geworden, deren Erzeugnisse weit über Deutschland hinaus geschätzt wurden. Zu den vortrefflichen Kunstdrucken unsrer besten Zeitschriften und Bücher wird meistens Lenninger Kunstdruckpapier verwendet. Kirchheim besitzt die große Papierwarenfabrik und Papiergroßhandlung von Otto Ficker, ein Muster neuzeitlicher großgewerblicher Einrichtung.



Papierwarenfabrik von Otto Ficker, Kirchheim u. Teck.

Daneben gibt es auf diesem Gebiete noch eine Reihe kleinere Betriebe, zu deren wichtigsten die Druckereien von Kirchheim und Weilheim gehören. Die Kriegswirtschaft liebte auch auf dem Gebiet der Papiere seltsame Umgestaltungen: Die Oberlenninger Kunstdruckpapiere mußten für die fehlende Schießbaumwolle Ersatz schaffen, die Lagerbestände der fast stillstehenden Papierlaternenfabrik von Karl Riethmüller der benachbarten Mech. Buntweberei Ersatzstoffe liefern.

Der Handel ist bei der regen Gewerbetätigkeit, dem Reichtum an Bodenerzeugnissen, der Dichtigkeit der Bevölkerung lebhaft

entwickelt. Der eigentliche kaufmännische Großhandel fehlt fast ganz, während die Kleinhandelsgeschäfte in der Oberamtsstadt und in den Bezirksorten zahlreich sind. Durch seine Wochen- und Monatsmärkte und seinen Wollmarkt ist Kirchheim berühmt; auf seinem Marktplatz treffen sich die Händlerinnen der Filder und der Stuttgarter Vororte mit den Verkäufern von den Tal- und Alborten, der bewegliche Unterländer mit dem bedächtigen Aelbler. Dem hohen Geldumsatz dienen leistungsfähige Kassen und Banken.

Zwei wichtige Eisenbahnlinien, die Lenninger und die Weilheimer Bahn, gute Staatsstraßen und weniger gute amtskörperschaftliche Straßen, auf denen Fußgänger, Radfahrer, Fuhrwerke, Posten (Postautos) und Kraftwagen verkehren, verbinden die entferntesten Bezirksorte mit der Oberamtsstadt. Die Eisenbahnstationen, Kirchheim allen weit voran, haben bei hohem Kassenumsatz einen starken Personen- und Güterverkehr. Die Bahnen und die Fabriken sind die großen Umgestalterinnen unsres gewerblichen, ja unsres wirtschaftlichen Lebens überhaupt. Ohne die Eisenbahn und die großgewerblichen Werkstätten, ohne die Zufuhr von Rohstoffen würde unsre Stadt und viele Landorte in Armut und Elend versinken. Es ist eben nicht allein der Boden, der die Menschen unsrer Heimat nährt.

Den größten Reichtum dieses fruchtbaren, gewerbetätigen Gebiets bilden die etwa 30000 zählenden Bewohner. Noch gewinnt stark die Hälfte (52,5 %) frische Nahrung, neues Blut aus Wald und Feld; ein starkes Drittel (35,2 %) sammelt sich in den Fabriken; Handel und Verkehr und die sonstigen Berufe konnten nur wenige anziehen (4,1 und 8,2 %). — Bis 1871 steigt die Bevölkerung nicht wesentlich; die überschüssige Bevölkerung muß in die Industriegebiete oder nach Amerika auswandern. Nach der Reichsgründung setzt die großgewerbliche Entwicklung auch im Kirchheimer Bezirk ein. Die rein bäuerlichen Orte nehmen ab, und die Orte mit Fabriken, vor allen Kirchheim, ziehen die landflüchtigen Arbeiter an sich. Von einem Geburtenüberschuß von 8500 bleiben 3000 dem Heimatbezirk erhalten. Arbeiter und Bauer wissen, daß sie aufeinander angewiesen sind. Landwirtschaft und Industrie trennen sich nicht. Dies ist das Glück in der Entwicklung. Die immer weiter gehende Zersplitterung des kleinbäuerlichen Besitzes, dessen häufiger Uebergang in andere Hände, machen es auch dem Arbeiter möglich, Haus und Garten, Acker und Wiese zu erwerben. Wir finden in unsrem Bezirke die segensreiche Verbindung von Landwirtschaft und Industrie, eine Verbindung, die dem Kleinbauern Arbeitsverdienst und Ausdehnungsmöglichkeit, dem Arbeiter Brot vom eigenen Acker gewährt.

Sind uns diese Verhältnisse nicht ein Abbild der Zustände, die wir im neuen Deutschland erhoffen?

W. Kümmel.

Bezirksorte	Meereshöhe Meter	Untertanen im Jahr 1624	Einwohner im Jahr 1700	im Jahr 1900	im Jahr 1919	Entfernung von der Oberamtsstadt Kilometer
Kirchheim	311,6	466	2101	8235	**10080**	—
Aichelberg	481	32	130	303	327	10,3
Bissingen a. d. T.	417,5	162	707	1279	1251	6,7
Brucken	409	30	153	478	498	8,5
Dettingen u. Teck	349	195	881	2048	2208	3,7
Eckwälden	420	14	71	—	—	13,5
Gutenberg	533,6	59	254	530	501	16,8
Hepsisau	469	53	244	530	530	12
Hochdorf	290,6	gehörte damals nicht zum Amt		1051	1129	5,7
Holzmaden	352	142	142	564	624	5,6
Jesingen	332	78	301	904	1008	3,1
Lindorf	331,7	10	81	418	384	3,3
Nabern	369,6	45	233	455	436	4,9
Neidlingen	457	bildete mit Ochsenwang ein Amt für sich		856	867	12,7
Notzingen	316	63	244	1048	1110	2,7
Wellingen	361	18	88			3,8
Oberlenningen	445	79	410	875	1138	11,7
Ochsenwang	762	—	—	323	320	11,3
Ohmden	346	127	240	649	643	6,4
Ötlingen	289	57	225	977	1283	2,4
Owen	390	209	833	1486	1595	7,1
Roßwälden	333	38	196	925	627	7,5
Sulpach	331	7	33			10
Schlattstall	501	8	64	139	153	15,7
Schopfloch	762	39	217	603	590	16,4
Unterlenningen	422	56	257	750	836	10,1
Weiler	337	25	112	—	320	9
Weilheim a. d. T.	384	375	1372	3072	3062	7,9
Zell (Pliensbach)	381	80 (14)	312 (61)	927	918	10,5 (11,5)

Bezirksorte	Markungsfläche		
	Wald ha	Ackerbau, Weinbau, Wiesen ha	insgesamt ha
Kirchheim	778	1477	2404
Aichelberg	123	265	400
Bissingen a. d. T.	334	920	1297
Brucken	73	241	328
Dettingen u. Teck	367	1059	1503
Gutenberg	351	376	763
Hepsisau	79	307	401
Hochdorf	153	593	772
Holzmaden	49	242	309
Jesingen	77	468	573
Lindorf	90	167	266
Nabern	67	355	442
Neidlingen	486	714	1264
Notzingen	172	594	796
Oberlenningen	397	464	899
Ochsenwang	42	375	439
Ohmden	154	378	555
Oetlingen	34	317	373
Owen	188	732	970
Roßwälden	172	688	889
Schlattstall	261	51	321
Schopfloch	218	820	1093
Unterlenningen	205	490	715
Weilheim a. d. Teck	455	1703	2251
Zell	164	620	817

Höhenangabe von Aussichtspunkten.

Aichelberg . . . . 564 m
Breitenstein . . . . 811 m
Dachsbühl . . . . 433 m
Diepoldsburg . . . . 785 m
Egelsberg . . . . 428 m
Engelhof . . . . 784 m
Erkenberg . . . . 743 m
Gelber Fels . . . . 771 m
Heimenstein . . . . 763 m
Hörnle . . . . 602 m
Hohe Bohl . . . . 601 m
Hopfenburg . . . . 490 m
Krebsstein . . . . 722 m
Limburg . . . . 598 m
Randecker Hof . . . . 733 m
Reußenstein . . . . 762 m
Schlatterhöhe . . . . 749 m
Sulzburg . . . . 448 m
Teck . . . . 775 m
Torfgrube . . . . 754 m
Turmberg . . . . 609 m
Wielandstein . . . . 713 m
Ziegelhütte (Salzmannstein) . 739 m



Münzen, Maß und Gewichte.

1 *Pfund Silber* (490 g) = 240 Pfennige (lateinisch: Denare, heute noch abgekürzt: ₰ = Pfennig).

1 *Pfund Silber* = 20 Schillinge zu je 12 Denare. Schilling und Pfund hatten nur Zahlbedeutung, waren bloße Rechnungsmünzen, kein geprägtes Geld. Vom 14. Jahrhundert sind wirkliche Schillinge geprägt worden.

1 *Mark* (einst Gewichtsangabe ungemünzten Silbers) = 233 g Silber, 500 Pfennige an Wert.

1 *Heller* = 1 Pfennig anfangs; später, weil schlecht, nur $1/2$ Pfennig.

1 *Gulden* (ursprünglich Goldmünze) = 28 württemb. Schillingheller = 60 Kreuzer.

1 *Sechser* = 6 Kreuzer.

1 *Batzen* = 4 Kreuzer.

1 *Groschen* = 3 Kreuzer.

Erhalten blieben die Namen Pfennig, Schilling (italienisch soldo, französisch sou), Heller (in Oesterreich), Gulden (in Holland), das Pfund (in Italien: Die Lira von libra = Pfund; in England: 1 Pfund = 20 Schilling zu je 12 pence).

1 *Scheffel* = 8 Simri = 32 Vierling = 256 Ecklein = 1024 Viertelein = 3,54 hl.

1 *Fuder* = 6 Eimer.

1 *Klafter* = 4 rm.

Oesch = ganze Gemeindeflur; oder einzelne Felder (s. Seite . . .).

Jauchert = ein Stück Ackerland, das ein Joch Ochsen in einem Tag pflügen kann (ungefähr 1 Morgen = 32 ar).

Mannsmahd = eine Wiesenfläche, die ein Mann in einem Tag mähen kann.

1 *Rute* = 12 Fuß.

Inhalts-Verzeichnis.

Erdgeschichtliches.

Sagen und Sagenhaftes.

Aus der Vor- und Frühgeschichte unserer Heimat.

Geschichte aus geschriebenen Quellen.

A. Burgengeschichte.

B. Gebäudegeschichte.

C. Stadt- und Amtsgeschichte.

Volkskundliches.

Kunst und Dichtung.

Naturkundliches.

Volkswirtschaftliches.



Register.